Aus der zeit Friedrichs des Grossen

Gustav Berthold Volz

Yn-4275.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

CHARLES SUMNER

CLASS OF 1830

SENATOR FROM MASSACHUSETTS

FOR BOOKS RELATING TO
POLITICS AND FINE ARTS

Digitized by Google

EAST WIEG'S. BAHN WAG'S.

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich der Große
auf den geschlossenen Janustempel zeigend.
(Ölgemälde von J. H. Chr. Franke im Hohenzollern-Museum.)

Digitized by Google

Aus der Zeit

Friedrichs des Großen.

Von

Dr. G. B. Volz.

Mit fünf Bildern.

Gotha 1908.
Friedrich Andreas Perthes
Aktiengesellschaft.

Digitized by Google

Ger 4275.115

Sumner fund

L

Digitized by Google

X/1476

Meiner lieben Frau.

Digitized by Google

An einen weiteren Leserkreis wenden sich die folgenden Aufsätze, die bisher an zerstreuten Orten, in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht sind. Beruhen einige von ihnen auf selbständiger Forschung, so sind anderen die maßgebenden Werke aus dem Gebiete friderizianischer Geschichte zugrunde gelegt; zum Teil auch knüpfen sie an wissenschaftliche Neuerscheinungen an, deren Ergebnisse sie in knapper Form zusammenfassen. Daher sind auch die Quellen, aus denen geschöpft wurde, nur bei den Aufsätzen dieser letzten Gattung genannt; in allen übrigen Fällen aber ist, dem Charakter des Buches gemäß, auf nähere Literaturnachweise Verzicht geleistet worden.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Friedrich der Große als Kronprinz in Rheinsberg	1
2.	Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen (1746—1775)	7
3.	Wilhelmine von Baireuth	19
4.	Prinz Ferdinand und der Hof Friedrichs des Großen	29
5.	Heinrich der Jüngere, Prinz von Preußen	43
6.	Die Hochzeit der Prinzessin Wilhelmine von Oranien und der Besuch Friedrichs des Großen und des Prinzen Heinrich in Holland 1768	64
7.	Friedrich der Große und die Italiener	79
8.	Friedrich der Große und der jüngere Francke	93
9.	Friedrichs des Großen Ansichten über die Geschichtschreibung	101
10.	Friedrich der Große und sein Kabinett	107
11.	Friedrich der Große auf Reisen	116
12.	Friedrich der Große in Döberitz	126
13.	Zum Gedächtnis des Siebenjährigen Krieges	134
14.	Soldatenbriefe aus dem Siebenjährigen Kriege	146
15.	Schwerins Tod	156
16.	Ein literarisches Todesurteil Friedrichs des Großen über Polen	165
17.	Ein neuer Bericht über den Bayerischen Erbfolgekrieg	185
18.	Prinz Heinrich in Frankreich	191
19.	Das französische Theater in Berlin unter Friedrich dem Großen	200
20.	Friedrich der Große im Drama	219
21.	Die Entwürfe für das Nationaldenkmal Friedrichs des Großen	228
22.	Maria Theresia	234
23.	Am Hofe Katharinas II.	254
24.	Polen am Vorabend seines Unterganges	263

Digitized by Google

1.

Friedrich der Große als Kronprinz in Rheinsberg.

(Zur Enthüllung seines Denkmals in Rheinsberg am 11. Oktober 1903.)

„Ein Hauptmann von der Leibwache des Kaisers Commodus wurde ohne Grund vom Hofe verwiesen. Als er in der Verbannung fühlte, daß er sterben würde, setzte er seine Grabschrift auf: ‚Hier liegt, der sieben Jahre gelebt hat.' In Wahrheit hatte er siebenundsechzig Jahre gelebt, aber nur die letzten sieben in der Verborgenheit. Wenn ich heute meine Grabschrift machen sollte, sie würde lauten: ‚Hier liegt, der ein Jahr gelebt hat.'" So schrieb Kronprinz Friedrich im Herbst 1737, ein Jahr, nachdem er in Rheinsberg eingezogen war. Denn an die beiden Stätten Rheinsberg und Sanssouci knüpft sich für Friedrich die Erinnerung an die glücklichsten Zeiten seines Lebens.

Sein Denkmal in Rheinsberg wird enthüllt, und viele Augen wenden sich zu der neu geschmückten Stätte und ihrer Geschichte. Aber die Zeit, die Friedrich dort verbrachte, ist zu bekannt, als daß wir unternehmen wollten, sie ausführlich zu schildern.

Und doch ist sie so unendlich bedeutsam; denn sie gehört zu den Vorbereitungsjahren für die eigene Regierung, die er binnen kurzer Frist selbst übernehmen sollte. Er hatte, nach der Beilegung des schweren Konflikts mit seinem Vater, in Küstrin den inneren Verwaltungsdienst unter einem tüchtigen Lehrmeister, der seinen Blick für die großen Wirtschaftsfragen schärfte, dann in Neu-Ruppin als Chef und Oberst eines Infanterieregiments den Dienstbetrieb des preußischen Heeres und endlich, im Verlauf des polnischen Erbfolgekrieges, selbst den Krieg aus eigener Anschauung am Rhein kennen gelernt.

Digitized by Google

Nachdem er in Rheinsberg eingezogen war, stürzte sich Friedrich vor allem auf die Literatur und Wissenschaften, um lang Versäumtes mit heiligem Eifer nachzuholen. Hier schuf er sich seinen Kreis: mit seiner Gattin Elisabeth Christine hatte nun auch das weibliche Element seinen Platz erhalten; zu den alten Freunden kamen neue. Briefwechsel wurden mit hervorragenden Geistern in der Ferne angeknüpft; der bedeutsamste unter allen war der mit Voltaire, der mit einigen Unterbrechungen bis zu dessen Tode währen sollte. Er war es, der Jung-Friedrich in den Ideenkreis der Aufklärungsphilosophie einführte und mit dem Philosophen Bayle sein Lehrer auf diesem Gebiete wurde. Mit Recht ist daher neuerdings von der Rheinsberger Zeit gesagt worden, daß sich Friedrich hier „seine neue Welt" schuf „im Verkehr mit den ersten Geistern Europas, im Anschluß an die großen Ideenströmungen seines Jahrhunderts".

Aber wir würden gleichwohl der Bedeutung dieser Jahre nicht gerecht werden, wenn wir nicht seiner Teilnahme an der Politik dieser Zeit gedächten. Nicht etwa, daß sein Vater ihm irgendwelchen Einfluß verstattet hätte; aber von dem General von Grumbkow, der rechten Hand Friedrich Wilhelms I., bis in alle Details unterrichtet, verfolgte er mit regstem Eifer die Vorgänge auf dem Welttheater, plante sogar einmal, durch eine politische Flugschrift direkt auf den Verlauf der Ereignisse einzuwirken. So war er vollständig eingeweiht und vorbereitet, als ihn das Schicksal auf den Thron berief.

Nur wenige aufmerksame Beobachter hatten Friedrich so vollständig erkannt, daß die „neue politische Ära", die er sofort eröffnete, sie nicht überraschte. So völlig trugen die Rheinsberger Jahre die Signatur eines heiteren, dem stillen Dienste der Musen und Wissenschaften und der Pflege anregender Geselligkeit geweihten Lebens.

Eine anschauliche Darstellung davon hat uns der junge Hamburger Bielfeld hinterlassen. Doch heute geziemt es, Jung-Friedrich selbst das Wort zu geben.

An jene Worte, mit denen er seine Lage dem Vater gegenüber damals charakterisierte: „Procul a Jove, procul a fulmine" („Jupiter fern, seinem Blitzstrahl fern"), klingt das Gedicht an, in dem er Voltaire das Rheinsberger Leben schildert, und das er in dem weit-

Digitized by Google

schweifigen Titel umschreibt als eine „Parallele zwischen der Freiheit und den Vergnügungen, die ich hier in meiner Verborgenheit genieße, und zwischen dem Leben voll Lärm und Unruhe, das die Hofleute führen". Aus demselben Monat, Oktober 1737, stammt es, wie die eingangs mitgeteilte Grabschrift, die er sich erwählte, und so atmet denn auch derselbe Geist, wie dort, aus diesem Gedichte. Es schließt mit einem dithyrambischem Anruf „an die Freude", seine „einzige Gottheit", so daß es, bei seinen mancherlei Anklängen an Schillers spätere Dichtung, auch diese Überschrift verdiente.

Das Gedicht Friedrichs lautet in freier Übertragung nach dem französischen Original:

Daheim, Voltaire, in meiner stillen Klause,
In der ich, dank besondrer Liebe, hause,
Das Schicksal aller derer mir betrachtend,
Die, eingeschläfert völlig von Chimären,
Des Irrtums voll und wie die Sklaven schmachtend
Der Erdengötter eitle Größe ehren, —
Da wage ich das Leben zu genießen,
Furchtlos vor Neid, dem Gifte, das versteckt,
Ruchlos und von der Großen Gunst gedeckt,
Verleumdung durft' auf meine Unschuld gießen.

Erwach' ich früh, zu schöner Jahreszeit,
Seh' Phöbus ich am Horizonte strahlend,
Die Früchte, Reben rings mit Gold bemalend;
Da sehe ich der Bienen Volk bereit,
Den Honig naschend, summend überm Beet,
Das tausendfach mit Blumenpracht besät.

Den Schatten suche ich des dichten Hains,
Den Rand des Bachs und schöpf' aus alten Werken,
Aus Griechen und aus Meistern des Lateins,
Mein Wissen zu vermehren, mich zu stärken.
Ich lef' Horaz, Catull und Lucian,
Hortensius' Nebenbuhler, Julian.
Stets aber ist's der herrliche Voltaire,
Der meine Langeweile mir zerstreut;
Du glücklicher Virgil! und du, Homer,
Daß ihr nicht erst nach ihm geboren seid!

Digitized by Google

Dann folgt ein einfach Mahl in schatt'ger Laube,
Das Joyard *) artig zu kredenzen weiß.
Der Fleck, im Schmucke reicher Frucht und Traube,
Er steht an Schönheit nicht, wenn auch im Preis,
Dem prunkvoll kostbarsten Palaste nach.
Wie schwindet da des Thrones Glanz und Gleiß,
Vergleichst du ihn mit einem Silberbach!
Von Freunden eine Schar, ganz auserkoren,
Abhold der Heuchlerei und wie geboren
Zu Ernst und Scherz: die bildet meinen Kreis.

Da füllt Philosophie gar manche Stunde;
Bald fesselt Newton und die Sternenkunde,
Bald Dichtkunst, Malerei uns ganz,
Bald freu'n uns der Geschichte Themen,
Bald sinnen wir ob den Problemen
Der Größen Roms und Griechenlands.
Darauf von Liebe, Versen und von Lust
Und von der holden Tollheit ganz bezwungen,
Die Ernst und Herbe scheucht aus jeder Brust,
Sprüh'n die von edelm Wein gelösten Zungen,
Lebendig zwar, doch Maß und Grenze wahrend,
Ein Feuerwerk, froh Geist und Laune paarend.
An diesem stillen Fleckchen, von Banausen
Und Gecken unbehelligt, sehe ich
Die zarte, unverfälschte Freundschaft hausen.
In unser Heiligtum drängt niemals sich
Ein einstudiert Gesicht; Verstellung, List,
Sie bleiben ausgeschlossen; was er ist,
Ein jeder kann es sein, der Furcht auch frei,
Daß böse Hand ihm böse Züge leih'.
Das Lachen ist bei uns ganz unverwehrt;
Jedoch zum Schutze vor den scharfen Bissen,
Mit denen die Satire gern versehrt,
Sind ihr die bösen Zähne ausgerissen.

Wird's Abend, so verschmelzen ihre Klänge
Euterp' und Polyhymnia, die hehren,
Uns süße Harmonien zu bescheren;

*) Der Haushofmeister Friedrichs.

Digitized by Google

Noch tönen in den Ohren die Gesänge,
Das Echo weckend, von dem neuen Orpheus,
Da weiht uns schon die Ruh' dem Reich des Morpheus.
Und so, von tiefem Frieden rings umhegt,
Vollende hier ich meine Lebensbahn,
Erwarte stolzen Sinnes, unbewegt
Der Schere Schnitt, von Atropos getan.

Dem schwachen Sklaven weh! der nicht verläßt
Die Stadt, den an den Hof die Kette fest
Gefesselt hält, aus Liebe oder Pflicht!
Er lernt, daß, wechselnd wie des Mondes Licht,
Das Schicksal oft die Günstlinge erhebt
Und dann sie wieder stürzet und begräbt.
Der flücht'gen Laune Opfer ist er heute
Und morgen eines leichten Argwohns Beute.
Sein Feind, geschäftig stets, fällt ihn mit Tücke,
Errichtet aus dem wandelbaren Glücke
Für seine Bosheit sich ein Siegeszeichen.
Erliegt er nicht, durch Glücksfall sondergleichen,
So wird der Ehrgeiz bald ihn ganz verblenden
Und alles nur zu seinem Unheil wenden.
Des Höflings feiler, niedrer Eigennutz,
Die Politik mit ihrem Schutz und Trutz
Gebieten auf die Freundschaft ihm Verzicht;
Ihn macht sophistische Moral zum Wicht,
Der sich zu seines Feindes Füßen windet,
Feig, unterwürfig, angstvoll und erpicht,
Wo Vorteil er und wo er Rache findet.
Die Unterwürfigkeit und äußerer Schliff:
Sie sind für ihn der einz'ge Inbegriff
Der Götter, die ihm die Gesetze geben;
Langweil und Klugheit, die ein jedes Wort
Erst wägt, begleiten ihn von Ort zu Ort.

Ach, Unglückselʼger! Lerne erst zu leben!
Wie lang noch willst du langsam so verderben?
Die Größe schützt dich nicht vor Leid und Sterben.
Ja, unsrer Tage kurz bemess'ne Spannen,
Sie fliehen, ach! nur allzuschnell von dannen.
Und ist die Frist, die einz'ge Frist vergangen,

Digitized by Google

Vergebens wirst du sie zurückverlangen.
Auf! Zu den heitern Freuden, die entzücken,
Durch Lachen, Spiel und Liebe hold beglücken!
Fort mit den Göttern, die von Schranzen blind,
Von Hochmut, Ehrgeiz angebetet sind!
Nie werd' ich, ihre Gnade zu erringen,
Auch nur ein einzig Opfer ihnen bringen.

O, der du meine einz'ge Gottheit bist,
Der Freude Gott, du, lohne meine Treu!
Gib mir, was Gipfel aller Freuden ist,
O gib, daß mitten im Genusse neu
Ein seliges Vergessen und Entrücken
Zu immer neuen Wünschen mich entzücken!

Digitized by Google

2.

Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen.

(1746—1775.)

Neben der ausländischen, zumal der englischen und französischen Memoirenliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts nimmt unsere einheimische nur einen bescheidenen Platz ein; so sind es denn auch der Werke, die für die Zeit Friedrichs des Großen in Frage kommen, nur wenige. Bekanntlich hat der König selbst die Geschichte seiner Regierung bis zum Frieden von Teschen geschrieben; den unbestritten ersten Rang neben ihnen behaupten die Tagebücher seines Vorlesers de Catt, die, umfassen sie auch nur einige Jahre des Siebenjährigen Krieges, inhaltlich um so bedeutsamer sind. Fast Tag für Tag sah er den Monarchen, und noch unter dem frischen Eindruck des Zusammenseins mit ihm stehend, skizzierte er in wenigen Sätzen oder auch nur mit eilig hingeworfenen Stichworten den Hauptinhalt der Unterredungen. Eine Art Fortsetzung für die Zeit nach dem Kriege bilden die Mitteilungen des Franzosen Thiébault, seines literarischen Beraters, über den Verkehr mit dem Herrscher in seinen „Berliner Erinnerungen", sowie die Aufzeichnungen von dem Marquis Luccheſini, dem Nachfolger de Catts, über die Tischgespräche des Königs während der letzten Jahre. Überwiegt bei de Catt, Thiébault und Luccheſini das persönliche Element, so tragen die Tagebücher und Erinnerungen der Scheelen, Gaudi, Henckel, Retzow und Kalckreuth ganz militärisches Gepräge; sie behandeln fast nur die Kriege Friedrichs. In diese Gruppe gehören auch die Bruchstücke der Memoiren seiner Brüder, der Prinzen August Wilhelm und Heinrich. Endlich eine dritte Kategorie stellen die Jugenderinnerungen der Prinzessin Wilhelmine von Oranien, der Tochter August Wilhelms, die Tagebücher der Prinzessin Heinrich, der

Digitized by Google

Gräfin Voß und des Kammerherrn der Königin, Graf Lehndorff, dar: sie haben vornehmlich den Berliner Hof zum Gegenstande. Nur fragmentarisch waren bisher die Schriften dieser letzten Reihe bekannt geworden. Um so größere Aufmerksamkeit beansprucht daher das Erscheinen des Werkes: „Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen", in welchem die bisherigen zerstreuten Veröffentlichungen aus den Tagebüchern des Grafen Lehndorff zusammengefaßt worden sind. Erst damit erhalten wir ein Gesamtbild des Berliner Hofes.

Fast ausschließlich auf die Persönlichkeit Friedrichs war bisher das helle Licht der wissenschaftlichen Forschung gefallen; lediglich die bedeutendsten aus der Zahl seiner Geschwister und Freunde waren uns vertrauter. Durch Lehndorffs Aufzeichnungen gewinnen viele der schemenhaften Gestalten, deren Namen in Friedrichs Briefen und Gesprächen genannt werden, Farbe und Leben. In seinen Tagebüchern erblicken wir, gleichwie in einem Kaleidoskop, die Fülle der Erscheinungen, die in buntem Wechsel an unseren Augen vorüberzieht. Wir sehen ferner den Vorhang über einer neuen Welt sich heben, mit der der König, wie erst jetzt uns völlig bewußt wird, nur wenig gemein hat; denn in schärfstem Kontraste stehen die klösterliche Stille von Sanssouci und das lärmende Treiben des Berliner Hofes. Nicht zu Unrecht nannte sich Friedrich daher einen „Einsiedler". Und mit Jupiter, der unsichtbar und unnahbar ist und nur von Zeit zu Zeit unter die Sterblichen sich mischt, vergleicht ihn in seiner Weltabgeschlossenheit zutreffend unser Chronist.

Fast von legendenhaftem Schimmer erscheint Friedrichs Gestalt umgeben, wenn Lehndorff, noch nach siebenjährigem Aufenthalte in Berlin, den Wunsch äußert, ihn kennen zu lernen, „bloß um wegen all der verschiedenen Charakteristiken, die man vom Könige ihm gemacht, Gewißheit zu erlangen". Ein andermal wirft er die Frage auf, ob ein Herrscher solch ein einsames Leben führen dürfe, und er glaubt, sie verneinen zu sollen; denn ein Fürst müsse nach Möglichkeit suchen, persönlich seine Leute kennen zu lernen, sei er doch sonst auf das Urteil seiner Umgebung angewiesen. Auf diese führt Lehndorff denn auch die „geringe Meinung" zurück, die Friedrich von den Fähigkeiten seiner Untertanen, besonders der jungen Leute seines Reiches habe. Aber für diese Kritik, die er am König übt, ist zu beachten, daß er glaubte, selbst verkannt zu sein. Der diplomatischen Karriere hatte er sich

Digitized by Google

widmen wollen, jedoch Friedrich hatte ihn wider seinen Willen zum Kammerherrn gemacht, eine Stellung, die ihn nicht befriedigte und damit in die Reihen der Mißvergnügten am Hofe führte.

Nur zu den Revuen, zu Familienfestlichkeiten und zum Karneval kam der König nach Berlin. Erwartungsvoll war die Hofgesellschaft gestimmt, sobald er in ihrer Mitte sich zeigte, und ergötzlich ist die Schilderung Lehndorffs, wie am Hofe der Königin-Mutter, wenn Friedrich abends, meist nur auf einen Augenblick, erschien, alles sich um die Wette mühte, „von Seiner Majestät gesehen zu werden". Wehe aber dem, der das Unglück hatte, sein Mißfallen zu erregen. So kanzelte er einmal den alten Kabinettsminister Graf Podewils in voller Öffentlichkeit ab. Ein andermal traf während eines Festmahls sein Zorn eine der Hofdamen. Kaum war die Tafel aufgehoben, so flüchtete alles, wie Lehndorff drastisch schreibt, „als hätte die Erde gebebt". Aber auch ohne solche Zwischenfälle lastete seine Gegenwart schwer auf der Gesellschaft; war man auch in heiterster Laune in seinem Vorzimmer versammelt, mit dem Augenblick, da er eintrat, „erstarrte alles zu Bildsäulen". So charakterisiert der Kammerherr alle Prunkmähler als „Schaustellung reicher Kleider", als „großartig und höchst langweilig". Indessen gleichwie für die Gesellschaft, so war auch für den König die Repräsentation ein „schrecklicher Zwang", dem er sich gern zu entziehen suchte. Aus diesem Grunde und ebenso aus politischen Rücksichten kürzte er die Audienzen der fremden Diplomaten nach Möglichkeit ab. Sobald es sich um einen allgemeinen Empfang handelte, schlug er oft die merkwürdigsten Themata an, um politischen Erörterungen zu entgehen. Mit dem Grafen Puebla, dem österreichischen Gesandten, scherzte er bei einer solchen Gelegenheit viel „über die Sittsamkeit der Wiener Theatermädchen". Nach dem Erdbeben von Lissabon neckte er ihn mit dem Verbot der Karnevalsbelustigungen, das die Kaiserin-Königin Maria Theresia erlassen hatte, indem er äußerte, „es sei besser, im Domino als unter dem Kruzifix zu sterben". Endlich weiß Lehndorff auch über kleine persönliche Züge zu berichten, die beweisen, daß der König ebenso huldvoll und liebenswürdig, wie scharf und verletzend sein konnte. So bat er den betagten General von Wartensleben, der seinen Abschied nehmen wollte, so herzlich, noch im Dienst zu bleiben, daß unser Gewährsmann ihn darum „vergöttern" will. Ein andermal schenkte Friedrich seiner

Digitized by Google

mütterlichen Freundin, der alten Gräfin Camas, eine goldene Schere, indem er mit köstlichem Humor erklärte, sie solle seinen Nebenbuhlern damit die Ohren abschneiden. Als indessen einer seiner Würdenträger ihn wegen des Ranges seiner Frau belästigte, erwiderte er unwirsch, „daß die Dümmste künftig den Vortritt haben solle".

Mit dem Augenblick, da wir Sanssouci verlassen, treten wir in eine andere Welt. Den Mittelpunkt der Berliner Gesellschaft bildeten Friedrichs Brüder, in erster Linie der Thronfolger August Wilhelm, und er ist denn auch, wenn man so sagen darf, der Held des Lehndorffschen Tagebuches. Für ihn und seinen Kreis gilt die Charakteristik, die einer der ersten Kenner der Zeit von der oberen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts gegeben hat: „Unabhängig, räsonnierend, höchst lebendig und beweglich, wie diese Menschen sind, erfüllen sie jeden Moment mit einem eigenen Ton und Leben. Unbeschäftigt, wie sie durchs Dasein gehen, wird ihnen das Leben zum Spiel, das sie anmutig und mit dem scheinbaren Ernst wohlregulierter Beschäftigungen durchführen. Die höchsten Regeln dieses Spiels sind unbeirrbare Heiterkeit, Höflichkeit und Vermeidung dessen, was man als anstößig anzusehen übereingekommen ist; sie genießen den beständigen, leichten, schimmernden Glanz des so problematischen Daseins. Konversation, Feste, Komödien, Verkleidungen — das ist ihr Lebensinhalt." Um den Prinzen gerecht zu werden, dürfen wir nicht verkennen, daß eine große Aufgabe innerhalb des Staates ihnen nicht gestellt war; wenigstens nicht in Friedenszeiten, wo ihre einzige Pflicht war, das ihnen anvertraute Regiment in Ordnung zu halten, damit es bei der Revue vor dem König mit Ehren bestehe.

War auch die französische Macht seit dem Ausgang der Regierung Ludwigs XIV. in stetem Niedergang begriffen, so behauptete französische Kultur und Bildung doch nach wie vor ihre leitende Stellung in Europa. So findet sich auch in dem Leben der Berliner oberen Gesellschaft ganz der französische Zuschnitt. Dem Geist der Zeit entsprechend treibt man Philosophie; auch Lehndorff bekennt sich als einen zwar heimlichen, aber desto eifrigeren Philosophen, und so sind auch seine Aufzeichnungen von philosophisch angehauchten, meist elegischen Betrachtungen durchzogen. Dazu kommt die Beschäftigung mit Literatur und Geschichte; besonderer Beliebtheit erfreuen sich die Memoirenwerke, sowie denn auch der bekannte Baron von Pöllnitz im Freundeskreise

Digitized by Google

seine noch ungedruckten Denkwürdigkeiten verleiht, von denen er gelegentlich offenherzig verrät, daß sie größtenteils aus Lügen beständen, und die dem Prinzen August Wilhelm so bedenklich erscheinen, daß er erklärt, sie unter Verschluß nehmen zu müssen.

Ferner befleißigt man sich der Pflege aller schönen Künste; es wird gedichtet, gemalt, musiziert, vor allem jedoch Theater gespielt; aber nicht nur, daß man die Bretter betrat, um die Werke Racines, Voltaires und anderer französischer Dichter zur Darstellung zu bringen, daneben auch eine Hanswurstiade aufzuführen, sondern man dachte auch Spiele aus, in denen man fremde Zeiten und fremde Sitten vergegenwärtigte. Berühmt geworden ist das Karussell, das große Ritterspiel, das König Friedrich 1750 zu Ehren des Besuches der Markgräfin von Baireuth veranstalten ließ. Im kleinen und in ihrem Kreise ahmten das die Prinzen nach. Man stellte das Gastmahl des Trimalchio oder ein Autodafé in Berlin dar. Größeren Spielraum gewährten Oranienburg, Rheinsberg und Ruppin, wo die drei Brüder, August Wilhelm, Heinrich und Ferdinand, „das göttliche Trio", wie Lehndorff sie bewundernd nennt, ihren Sommersitz aufschlugen. Alle Götter und Göttinnen des Altertums, alle Zeiten, Völker und Stände, alle Tugenden, in allegorischer Einkleidung, kurzum alles, was menschliche Phantasie ersinnen kann, wird aufgeboten, um zu lustiger Maskerade zu dienen. Da sehen wir die heitere Schar als Schäfer und Schäferinnen, ein an Watteau gemahnendes Bild, singend durch Rheinsbergs Fluren ziehen. Der Hof Ludwigs XIV. begibt sich zum Ufer des Sees, um eine chinesische Gesandtschaft zu empfangen, während eine Barke die abenteuernde Königin Christine von Schweden heranträgt. Am flammenden Altare versammeln sich Priesterinnen und Genien zu feierlichem Opfer, im Buberower Walde liest ein Eremit erbauliche Prophezeiungen aus dem Schicksalsbuche, und Ritter in blinkender Rüstung reiten aus den Toren von Oranienburg den Gästen zum Willkomm entgegen. Verzauberungen und Entzauberungen spielen eine große Rolle. Zarte Huldigungen wechseln mit drastischem Scherze, den Prinz August Wilhelm, der Dichter, Regisseur und Schauspieler in einer Person war, besonders liebte.

Ein Bild fröhlichen, unbekümmerten Lebensgenusses enthüllt sich vor unseren Augen; aber in diesem heiteren Gemälde fehlten nicht die dunkeln Schatten. Von der „Feinheit des alten Hofes" spricht Lehn-

Digitized by Google

dorff gelegentlich, dabei mit sehnsüchtigem Herzen der gepriesenen Tage Sophie Charlottens gedenkend; denn dem Vergleich mit ihnen vermag nach seinem Urteil die Gegenwart nicht standzuhalten. Zwar gäbe es, so meint er, noch einige Familien, wie die Finckenstein, die Podewils, die Reuß, in denen die Traditionen der guten, alten Zeit zu Hause seien, aber immer wieder klagt er über die „lärmenden Gesellschaften", wo man sich von allen möglichen Menschen umringt sieht, „die Fragen an uns richten, ohne auf eine Antwort zu warten, und uns Artigkeiten sagen, von denen ihr Herz nichts weiß". Einen großen Teil der Schuld ist er geneigt, den Schlesiern beizumessen, die den guten Ton und die Einfachheit und Reinheit der Sitten verdorben hätten. „Er hatte alle Fehler seiner Heimat", so charakterisiert er einmal einen schlesischen Edelmann; „er spielte den großen Herrn, liebte Geklatsch und wollte bei seiner Gestalt eines Jacques Roastbeef für einen Glücksritter bei Frauen gelten." Und tatsächlich sind Lehndorffs Tagebücher geeignet, in erschreckender Weise den sittlichen Verfall der Zeit zu illustrieren. Nach seinen Andeutungen reicht diese Verderbnis bis in die obersten Kreise, und entsprächen sie buchstäblich der Wahrheit, so würde es auch unter den höchststehenden Frauen kaum eine Ausnahme geben. Aber diese ungeheuerliche Anschuldigung ist nicht erwiesen. Und auch unser Gewährsmann will alle Anklagen, die er erhebt, nicht in vollem Umfange aufrecht erhalten; so erklärt er selbst bei einer Revision, der er seine Aufzeichnungen im Jahre 1785 unterzieht, von einem seinerzeit viel Aufsehen erregenden Einzelfall ausdrücklich, daß er in seiner Darstellung parteiisch gewesen sei und zu stark aufgetragen habe. Wird danach auch eine ganze Reihe von Angaben, die er, wenngleich gutgläubig, seinen Tagebüchern einverleibt hat, ins Reich der Fabel zu verweisen sein, so bleibt doch das Bild der sittlichen Zustände der Zeit immerhin bedenklich genug, ein Ergebnis, das auch durch andere Zeugen, darunter in erster Linie durch den König, bestätigt wird. Für die Tatsache, daß unter Friedrichs Regierung laxere sittliche Anschauungen aufkamen, werden wir indessen nicht in dem Maße, wie Lehndorff es will, die Schlesier verantwortlich machen können, sondern vielmehr darin vor allem die Begleit- und Folgeerscheinung des wirtschaftlichen Aufschwunges, den Preußen unter Friedrichs Herrschaft erfuhr, und des damit verbundenen, wachsenden materiellen Wohlstandes zu erblicken haben.

Digitized by Google

Auch der König, so hat man behauptet, sei persönlich nicht von aller Schuld freizusprechen, da er durch die Trennung von seiner Gemahlin ein gefährliches Vorbild gegeben habe. Zweifellos ist jedenfalls, daß sein Beispiel innerhalb der königlichen Familie Nachfolge fand. Den Anfang machte der Thronfolger August Wilhelm, der seine Gattin gänzlich vernachlässigte und, sogar alle äußeren Rücksichten beiseite setzend, sie von den Festlichkeiten, die er in seinem Palais veranstaltete, ausschloß, so daß sie, wie Lehndorff erzählt, gezwungen war, „anderwärts speisen zu gehen". „Sie erfüllte ihren Beruf", so drückt sich unser Chronist ein andermal aus, indem sie dem königlichen Hause Prinzen schenkte, die liebenswürdig seien; aber sie selbst und ihre Schwester, die Königin Elisabeth Christine, „galten für nichts". Dann war es Prinz Heinrich, der sich in den sechziger Jahren von seiner Gemahlin vollkommen zurückzog. Zu einer offenen Katastrophe kam es endlich, wie wir noch sehen werden, bei der ersten Ehe des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II., der seines Vaters August Wilhelm heißes Blut geerbt hatte.

Unter solchen Umständen war der Tod der Königin-Mutter Sophie Dorothea im Sommer des Jahres 1757 ein doppelt schwerer Verlust, da sie nach Lehndorffs Zeugnis es war, „die das königliche Haus zusammenhielt, die die Würde am Hofe aufrecht erhielt". Vergebens versuchte Elisabeth Christine ihre Stelle einzunehmen. Ihr Kammerherr schildert auch, warum ihr Bemühen scheitern mußte. „Die Königin", so schreibt er, „ist im Grunde eine gute Frau; aber die Gemahlin des größten, des schätzenswertesten und liebenswürdigsten der Könige zu sein, dazu paßt sie ganz und gar nicht. Sie besitzt gar keine Würde, keine Unterhaltungsgabe, wiewohl sie redselig mehr als nötig ist. Sie ist heftig über alle Maßen, fühlt sich nur unter ihren Kammerfrauen wohl und ist Leuten von Stande gegenüber oft verlegen; hochmütig gegen Niedrigstehende, ist sie unterwürfig gegenüber den Leuten, die dem König nahe stehen. Jetzt bildet sie sich ein, daß sie fortan eine bedeutende Rolle spielen und in allem die erste sein werde; sie sagt sich aber nicht, daß man der Verblichenen deshalb so ehrfurchtsvoll ergeben war, weil sie so voll Güte und Aufmerksamkeit gegen jeden war." Trotz seiner offenbaren Abneigung gegen die Königin zögert Lehndorff andrerseits nicht, ausdrücklich zu bezeugen, daß sie während der kritischen Tage im Herbste 1757, als der preußische Hof

Digitized by Google

vor den Österreichern aus Berlin nach Spandau flüchtete, „einen männlichen Mut und eine ihres angestammten Hauses würdige Fassung“ bewahrt habe.

Unter seinen Geschwistern waren es vielleicht nur zwei, denen der König, in geheimer Wahlverwandtschaft, aufrichtig zugetan war, die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth und die Prinzessin Amalie, die unvermählt geblieben ist. Anläßlich ihres Besuches am preußischen Hofe schildert Lehndorff 1753 die Markgräfin: „Es ist eine ganz eigen beanlagte Prinzessin. Ich glaube, daß sie auf einem Thron eine berühmte Frau geworden sein würde; ihr ganzes Denken wäre auf das Große, auf eine tüchtige Wirksamkeit gerichtet gewesen, während sie jetzt nichts Großes findet, womit sie sich beschäftigen könnte.“ Etwas später: „Diese Fürstin, von den einen angebetet, von den anderen verabscheut, hat sicherlich Eigenschaften, wegen deren sie verdient geliebt zu werden; sie ist freigebig, eine Gönnerin der Gelehrten und behandelt ihre Diener gut, aber sie spielt gern die Witzige, dünkt sich erhaben über die übrige Menschheit und beweist nur gegen ihre Familie wirkliche Achtung; so ist sie immer gern bereit, dem König Altäre zu bauen.“ Und als sie im Oktober 1758 gestorben, schreibt er in kurzem Nekrologe: „Von allen Schwestern des Königs war sie diejenige, die ihm in Gesicht und Geist am meisten glich. Sie fühlte sich nur unter berühmten Leuten wohl, war prachtliebend, besuchte gern das Schauspiel und komponierte selbst Opern. Immer war sie mit Juwelen bedeckt und legte Rot und Weiß auf, was sie indes ableugnete. Gnädig und verbindlich war sie über alle Maßen. Ihre Landsleute liebten sie nicht sehr, indem sie behaupteten, sie verachte die kleinen Länder und die Untertanen ihres Gemahls. Diese Fürstin war für einen Thron geboren, nur nicht für den einer Markgräfin von Baireuth.“ Viel merkwürdiger erscheint das Bild, das Lehndorff von der Prinzessin Amalie zeichnet. Ihr Äußeres sei bezaubernd, sie selbst „die schönste Frau des Jahrhunderts“, so erklärt er enthusiastisch im Jahre 1753 und fährt fort: „Sie ist nicht groß, ein wenig beleibt, doch dabei von einer Erscheinung, die jedermann imponiert, und man sieht in ihrem ganzen Wesen ihre Seelengröße. Unter hundert Personen würde man sie immer herauserkennen und ihre königliche Abstammung ihr anmerken. Ihre Augen sind von hinreißender Schönheit, was sie mit ihrer ganzen erlauchten Familie gemein hat, ihr

Digitized by Google

Mund ist klein und verleiht ihr beim Sprechen eine unendliche Anmut; kurz, sie ist in außerordentlichem Maße liebenswürdig." Aber dieses letzte günstige Urteil hält nicht lange an. Schon bald klagt er über ihr launisches Wesen. Zu Anfang des Jahres 1757 meint er sogar: „Die Wogen des Meeres sind nicht aufgeregter als ihr Gebaren. Gut und böse, Philosophin, Weltkind und Betschwester, alles das ist sie nacheinander; zehnmal ist sie in der Woche zufrieden und unzufrieden. Dieses wetterwendische Wesen ist für ihre Umgebung natürlich eine schreckliche Pein. Am wohlsten ist ihr, wenn alles drunter und drüber geht." Nur in Extremen bewege sie sich, heißt es darauf: „Sie ist wirklich wie manche großen Männer; nichts ist mittelmäßig an ihr, entweder ist sie himmlisch oder teuflisch." Dann schlägt ihr Benehmen gar in das Exzentrische um, und zum Beweise dafür werden ihre naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien und einige abenteuerliche Ammenmärchen angeführt. Von allen diesen Sonderbarkeiten ihres Wesens blieb indessen ihr Verhältnis zum Könige unberührt. Ein von Lehndorff zitierter Augenzeuge berichtet, ihr Bruder überhäufe sie so mit Auszeichnungen und Aufmerksamkeiten, „daß auch der zärtlichste und feurigste Liebhaber Mühe haben würde, ihn in dieser Beziehung zu übertreffen". Und tatsächlich erscheint dieser Vergleich nicht übertrieben, wenn wir der Verse uns erinnern, die Friedrich im August 1772 als poetischen Gruß ihr sandte, da er, wie es in der Überschrift romantisch heißt, „auf der Reise nach Schlesien nächtlich unter ihren Fenstern vorüberkam". Bis auf weiteres müssen wir an der Tatsache dieser innigen persönlichen Beziehungen, die sie mit ihrem Bruder verknüpften, uns genügen lassen; denn fassen wir auch alles zusammen, was wir bisher über die Prinzessin Amalie wissen, so müssen wir gestehen, daß auch Lehndorff nicht den Schlüssel zu dem Verständnis ihrer komplizierten Persönlichkeit gibt.

Mit dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges fand das lustige Leben und Treiben der Berliner Gesellschaft ein jähes Ende. Wie die Ereignisse im Felde auf Hof und Bevölkerung zurückwirkten, erzählt unser Chronist, bald in kurzen abgerissenen Notizen, bald in breiter ausführlicher Darstellung, höchst lebendig; so enthalten die Tagebücher unvergleichliche Stimmungsbilder. Wir fühlen den Druck der gewitterschwülen politischen Atmosphäre in den Sommermonaten des Jahres 1756, da von allen Seiten das Unwetter dräuend über Preußen sich

Digitized by Google

zusammenzog. Mit plastischer Anschaulichkeit wird die Flucht der königlichen Familie nach Spandau und ihre Rückkehr nach Berlin geschildert. Wir erleben den Jubel mit bei Eintreffen der Siegesnachrichten von Prag und Roßbach, den nur die bange Sorge um die erlittenen Verluste dämpft. Ein Meisterstück der Erzählung ist endlich auch die Schilderung der allgemeinen Stimmung an dem Tage nach Kunersdorf: voreilige Nachrichten melden den Sieg, bis die niederschmetternde Kunde von der erlittenen Niederlage den Freudentaumel mit einem Schlage in helle Verzweiflung verwandelt; aber noch einmal wecken falsche Siegesbotschaften trügerische Hoffnungen, die sich freilich nicht erfüllen, und der Tag findet seinen dramatischen Abschluß in der fluchtähnlichen Abreise des Hofes, der auf Befehl des Königs nach Magdeburg übersiedelt.

Von Interesse sind auch die Zeugnisse über den Eindruck, den Friedrichs Heldentaten in der Welt hervorriefen. Einer der bei Roßbach gefangenen französischen Generale wiederholte unermüdlich in Berlin: „Wie tut es mir leid, daß wir mit einem so hochachtbaren König und einem so liebenswürdigen Hause Krieg führen.“ Noch größer war, erklärlicherweise, die Begeisterung bei den verbündeten Engländern. Der Offizier, der die Nachricht von dem Siege bei Leuthen an König Georg II. überbrachte, wurde bei seiner Landung von zahlreichen Personen umringt, die Friedrichs Bildnis in den Händen hielten und nun wissen wollten, welches das ähnlichste sei. Ein altes Fräulein von Newmarket vermachte dem König 2000 Pfund Sterling. Und in den Straßen Londons gar, so erzählt Lehndorff, „hat man eine Puppe in seine Uniform gesteckt und auf einen Esel gesetzt; das Volk ist vorangelaufen, hat seine Kleider ausgebreitet und immer Hosianna geschrieen, um so den Einzug unseres Heilandes in Jerusalem darzustellen“. Endlich als Beispiel dafür, wie seine Soldaten ihn anbeteten, mag die von dem Kammerherrn gleichfalls aufgezeichnete Anekdote dienen, daß, als Friedrich zu Ende des Jahres 1759, von Krankheit heimgesucht, den Weg von Schlesien nach Sachsen in einer Sänfte zurücklegen mußte, die ersten dreißig Soldaten, seine Träger, sich durchaus nicht ablösen lassen wollten und so „Seine Majestät bis nach Sachsen getragen haben“.

Mit dem Jahre 1760 hören leider die ausführlichen Mitteilungen aus den Tagebüchern auf, und nur zwei Episoden sind noch genauer

Digitized by Google

erzählt, die Heimkehr des Königs aus dem Kriege und die Geschichte der ersten Ehe des nunmehrigen Thronfolgers Friedrich Wilhelm.

Völlig hatte sich das Bild des Berliner Hofes geändert. Der Tod hatte die Königin-Mutter und den Prinzen August Wilhelm hinweggenommen, eine neue junge Generation wuchs heran, und zu ihr sehen wir nun den König in ein besonders nahes Verhältnis treten. Lehndorff berichtet, wie Friedrich nach seiner Rückkehr bei dem Empfange der Familie die junge Schwester des Thronfolgers mit den freundlichen Worten begrüßt: „Wer ist denn die hübsche Prinzessin, die ich da sehe?“ Die kleine Szene machte auf die Prinzessin einen solchen Eindruck, daß sie noch im späten Alter, als sie ihre Jugenderinnerungen aufzeichnete, ihrer ausdrücklich gedenkt. In Sanssouci und Potsdam versammelte der König die Kinder seiner Geschwister, teils zum dauernden Aufenthalte, teils zum vorübergehenden Besuche, während der nächsten Jahre um sich. Das wichtigste Ereignis war indessen die Vermählung des jungen Thronfolgers. Die Wahl des Prinzen fiel auf seine Cousine, Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, die, nach dem Urteil des Kammerherrn eine der interessantesten Physiognomien, ein reizendes, heiteres Wesen und die Gabe bezaubernder Konversation besaß. Einige Tage vor der Vermählung, die im Juli 1765 erfolgte, hatte der König mit dem Prinzen eine ernste Unterredung, in der er mit väterlichen Ermahnungen seine Hoffnungen, seine Wünsche und seine Befürchtungen ihm auseinandersetzte. Er begann mit der Mitteilung, daß er seinen Hof aus ehrlichen und verdienten Männern gebildet habe und hoffe, der Prinz werde sie als solche behandeln. Indem er ihn umarmte, erklärte er ihm darauf, „wie sehr er recht bald Nachkommenschaft von ihm erwarte; die Wohlfahrt des Landes erfordere es gebieterisch. Nicht umsonst wolle er, der König, alle Strapazen des Krieges und alle Mühen der Regierung getragen haben; alles sei geschehen, damit der Prinz dereinst ein mächtiger, geachteter Fürst werde, und da die ganze Hoffnung der Dynastie nur auf seinen und seines Bruders Nachkommen beruhe, so erwarte er aus seiner Ehe recht viele Prinzen. Er wolle ihm alle Annehmlichkeiten gewähren, aber eine Mätresse würde er nicht dulden. Der Prinz solle Vertrauen zu ihm haben und ihm aufrichtig bekennen, wenn er Geld brauche.“

Zunächst freilich wurde der König in seinen Hoffnungen enttäuscht. Nur eine Prinzessin, aber nicht der ersehnte künftige Thronerbe ent-

Digitized by Google

sproß dieser Verbindung. Durch beiderseitiges schweres Verschulden schlug die Ehe unglücklich aus, und so sah sich Friedrich, zugleich auch infolge der Vorstellungen seiner Brüder, der Prinzen Heinrich und Ferdinand, 1769 gezwungen, die Scheidung vollziehen zu lassen. Der König sei unendlich zu bedauern, so schreibt Lehndorff; er habe die Prinzessin Elisabeth „ganz besonders" geliebt, tausend Freundlichkeiten ihr erwiesen, aber nur Undank geerntet. „Dieser Fürst", fährt er fort, „der nur lebt, um sein Haus mächtig und den Namen Brandenburg von einem Ende der Welt bis zum anderen berühmt zu machen, muß es erleben, daß sein Haus ausstirbt." Allein diese düstere Prophezeiung sollte nicht in Erfüllung gehen.

Noch im Sommer desselben Jahres schloß der Thronfolger seine zweite Ehe mit der Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt, einer Tochter der Großen Landgräfin Karoline. Diese war nach Lehndorffs Schilderung nicht hübsch, hatte auch keine gute Haltung und stotterte ein wenig; aber ein natürliches und ehrliches Wesen war ihr zu eigen. Sie wurde die neue Stammmutter des Hauses Hohenzollern, indem sie nur wenig nach Jahresfrist einem Prinzen das Leben schenkte, der als Friedrich Wilhelm III. dereinst Preußens Thron besteigen sollte.

Digitized by Google

3.

Wilhelmine von Baireuth.

Unter den Vorschlägen für die Einteilung der Geschichte in Perioden ist einer der merkwürdigsten, sie ihrem Charakter nach in männliche und weibliche Jahrhunderte zu scheiden. Das 18. Jahrhundert ist danach als weibliches bezeichnet worden. Nun trifft es sich aber auch, daß von der geringen Zahl der großen Herrscherinnen, welche die Weltgeschichte kennt, zwei eben diesem Jahrhundert angehören, Maria Theresia und Katharina II. Und außer diesen beiden Fürstinnen begegnen wir noch einer Reihe hervorragender Frauengestalten auf dem Thron, wenngleich ihnen eine weltgeschichtliche Bedeutung nicht zukommt. Neben der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, der „großen" Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, der ersten preußischen Königin Sophie Charlotte, um nur einige der Deutschen zu nennen, steht ebenbürtig die älteste Schwester Friedrichs des Großen, Wilhelmine von Baireuth. Ihre Biographie fehlte bisher; froh begrüßen wir deshalb die Schrift, die Richard Fester vorlegt, „Die Baireuther Schwester Friedrichs des Großen", wenn er sie zunächst auch nur als „biographischen Versuch" bezeichnet. Aus dem Schatten, in den sie durch den strahlenden Ruhm ihres großen Bruders gerückt war, tritt sie hervor; die dunkle Wolke, die ihre Memoiren, sie selbst anklagend, um ihr Andenken breiteten, wird zerrissen. Wie Fester treffend bemerkt, hatte man bisher die Markgräfin nur durch ihre Memoiren, nicht die Memoiren durch die Markgräfin charakterisieren wollen, und als der erste steigt er zu den Quellen hinab, um ihre „Porträtskizze" zu entwerfen. Denn leider zu einem vollständigen, ausgeführten Bilde reicht unsere Kenntnis noch nicht. Von dem Briefwechsel mit König Friedrich ist nur ein Teil gedruckt, der mit den

Digitized by Google

übrigen Geschwistern und mit ihrer Tochter ist noch unbekannt, und von ihrer umfangreichen literarischen Korrespondenz liegt bisher nur die mit Voltaire vor. Aber wie dankbar wäre die Aufgabe, ihre Biographie zu geben und als Rahmen und Hintergrund zu dieser das Bild eines kleinen deutschen Fürstenhofes des 18. Jahrhunderts zu entwerfen und die geistigen Strebungen und Strömungen des Zeitalters zu schildern.

Wie gestaltet sich das Bild Wilhelminens? Wir folgen Fester und lassen gleich ihm die Memoiren beiseite.

Die ersten Jahre der Prinzessin fallen noch in die Zeit der höfischen Pracht des jungen preußischen Königtums, und ihr selbst war von der Mutter Sophie Dorothea eine Königskrone, die englische, zugedacht. Ihre Erziehung ward darauf zugeschnitten. „Während Friedrich Wilhelm I. mit der Königin um den Kronprinzen rang, ließ er die Tochter verbilden." Mit dem achten Jahre war der Elementarunterricht beendet, und das Prinzeßchen wurde zur Unterweisung in der Universalgeschichte dem gelehrtesten Manne Berlins, La Croze, übergeben, der nach der Charakteristik des Kronprinzen „ein Repertorium aller deutschen Gelehrten, ein wahres Magazin der Wissenschaft" war. Die Scheinbildung, die sie derart erhielt, entsprach dem Scheinwesen unter Friedrich I. Das bekannte Bild von Pesne, das sie mit ihrem Bruder Friedrich darstellt, zeigt sie uns, im Gegensatz zu der erquickenden Naivität der van Dyckschen Kinderbilder, bereits als siebenjährige Weltdame, den Mohren und die beiden Königskinder in Pose. In dieser Zeit wird uns die Prinzessin von einem fremden Berichterstatter als eines der lieblichsten Kinder, die er je gesehen habe, geschildert. „Sie tanzt reizend." Doch wird hinzugefügt: „Ihre Haltung und ihr Verstand sind weit über ihre Jahre." Sie und ihr ältester Bruder sind beide frühreif. Ihr „Temperamentum melancholicum" fällt bald dem Beobachter auf. Wohl ist Wilhelmine „viel artiger beim Sprechen, als man ihr ansehen sollte". Doch während der Kronprinz, je nachdem der Vater nah oder fern ist, zwei Gesichter hat, zeigt ihr Antlitz „maskenhafte Starrheit, sie verrät nicht ihre Gedanken und hört mit gleichgültigster Miene die Gespräche ihrer Eltern über ihr Lebensschicksal mit an".

So hat sich Sophie Dorothea „an Leib und Seele der ältesten Tochter versündigt", und sie ist es auch, welche die Hauptschuld an

Digitized by Google

der Katastrophe von 1730 trägt. Sie zerrte die Politik in das Familienleben, die damals und später wieder verhängnisvoll in das Geschick Wilhelminens eingreifen sollte. Fünf lange Jahre hatte diese sich in ihre englische Lebensrolle eingelebt, bereits schien die Verlobung mit dem Prinzen von Wales ausgemacht, und König Friedrich Wilhelm brachte die Gesundheit der beiden an offener Tafel aus und sagte „mit seiner brutalen und doch zärtlichen Offenheit" dem englischen Gesandten: „Meine Tochter ist häßlich und blatternarbig, aber trotzdem ein braves Ding. Vor drei Jahren hättet Ihr sie noch schöner haben können" — da ging alles zu Scheiter. Die Katastrophe kam, und „wie ein lähmender Blitzstrahl" traf sie des Vaters Zorn. Wilhelmine war „kompromittiert", sie wußte um die Absicht ihres Bruders, nach England zu flüchten; der König glaubte, den Beweis eines unerlaubten Verhältnisses der Tochter zu Leutnant Katte, dem Genossen des „Hochverräters", zu haben, und strafte sie selber. Wie sehr auch die Erzählungen von den Szenen im Berliner Schlosse übertrieben sind, mag der König sie am 1. September 1730 an den Haaren durch das Zimmer geschleift haben oder nicht, noch am 19. September konnte sie „an Leib und Seele gebrochen" ihr Bett nicht verlassen; „ihre eigentliche nervöse Krankheitsgeschichte nimmt hier ihren Anfang".

Dem Kriegsgericht über den Sohn folgte das über die Tochter. Wäre Friedrichs Flucht geglückt, so hätte der König, wie er ihm hernach einmal erklärte, die Schwester „lebenslang an einen Ort gesetzt, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen hätte". Jetzt legte er acht Predigern die Frage vor, ob es sein väterliches Recht sei, die Tochter zur Heirat mit einem Mann zu zwingen, „der ihm gefalle"; denn ihm erschien ihre schleunige Vermählung als das sicherste Mittel, „allen englischen Wind aus seinem Hause zu extrahieren". Daß sieben der Prediger die Frage verneinten, kümmerte ihn nicht. Er hatte den Spruch schon vorweg gefällt. War die eine der Töchter dem Markgrafen von Ansbach vermählt, so sollte Wilhelmine dem Erbprinzen von Baireuth die Hand zu einer „Interessenheirat" reichen, um den künftigen Heimfall des Landes an Preußen noch stärker zu sichern: „ihre kleine Person wurde wie eine Kapitalanlage für die Zukunft behandelt." Wie Friedrich bei der eigenen Vermählung dem Vater einen direkten Widerstand entgegenzusetzen nicht wagte, so fügte Wilhelmine, durch Furcht und Mitleid bezwungen, sich um so eher

Digitized by Google

in ihr Los, als das Schicksal ihrer Hofmeisterin, der mit dem Spinnhaus gedroht wurde, und vor allem das ihres Bruders, wie man ihr bedeutete, in ihren Händen lag. „Wie Schillers Luise Millerin den selbstmörderischen Brief an Kalb, schrieb sie unter dem Diktat des Staatsministers von Grumbkow den Unterwerfungsbrief an ihren Vater.“ Noch einmal lebten die englischen Intrigen, die Heiratsverhandlungen wieder auf, doch ohne die geringste Aussicht auf Erfolg. Die Ringe wurden zwischen Wilhelmine und dem Erbprinzen gewechselt; „totenblaß und am ganzen Leibe zitternd“, hielt sich die Braut nur mit Unterstützung aufrecht — wahrlich ein melancholisches Fest. Man mutete der Prinzessin zu, durch Kälte den Erbprinzen zu freiwilligem Rücktritt zu bewegen. Alles umsonst, im November 1731 erfolgte die Vermählung. „In das Dasein Wilhelminens kam ein Bruch.“

Der Mann, an dessen Seite ihr Schicksal sie fesselte, war, wie sein Porträt uns lehrt, „vorzüglich geeignet, der unbedeutende Gemahl einer bedeutenden Frau zu sein. Eine fast weinerliche Willenlosigkeit spricht aus seinen schlaffen Zügen.“ Die erste Jugend hatte er in Rothenburg an der Tauber verbracht, war dort „verbauert“, ein Studienaufenthalt in Genf wollte wenig bedeuten. Nach den Schlagworten, die Wilhelminens Lehrer für die Charakteristiken anwendete, war er wohl ein „Mann von Stand“, doch ohne daß sich je „mérite“ und „valeur“ hinzugesellten. Sein Schwager schätzte in ihm den der Schwester ergebenen „guten Kerl“, hatte ihm jedoch „die Hinneigung zu unziemlichen distractions“ vorzuwerfen. Gerade diese Eigenschaft aber war es, die Wilhelmine das Leben zur Qual machte, und was sie um so furchtbarer verletzte, war, daß der Gegenstand ihrer Eifersucht, ihres Hasses eine der Nichten ihrer Oberhofmeisterin war, die sie aus der Heimat mitgebracht hatte. Seelisch und körperlich leidend, hat sie namenlos daran getragen, still, aber nicht ergeben, wenn auch die Furcht vor dem „éclat“, die brennende Scham den Mund ihr schloß. Sie hoffte, durch ihre Verheiratung sich von der Nebenbuhlerin zu befreien, doch erst, als sie in höchster Verzweiflung ihren königlichen Bruder anrief, gelang es ihr, mit seiner Hilfe den „Ehren- und Ehehandel“ zu enden. Allein ihre Gesundheit war schon derart untergraben, daß eine Genesung von allem seelischen und körperlichen Leid ausgeschlossen blieb.

Digitized by Google

Als Wirkungskreis einer Fürstin galt dem 18. Jahrhundert „die glänzende Repräsentation des Staates, gelegentlich auch die hohe Politik, vor allem das Protektorat über Künste und Wissenschaften". Aber die Königstochter begegnete in den engen und drückenden Verhältnissen ihrer neuen Heimat neuer Enttäuschung; denn um die Finanzen in Baireuth war es kläglich bestellt. Der Markgraf wies sie nach Berlin, der König sorgte wohl für Abzahlung der Landesschulden, vertröstete seine Tochter aber auf Wohltaten, die nicht kamen. Friedrich schildert uns, „wie das Unglückspaar ohne Dach und Fach vor den väterlichen Launen von Baireuth floh, um sich an der schwiegerväterlichen Krippe in Berlin zu trösten". Man belächelte hier spöttisch „die Provinzlerin, die da kam, um sich satt zu essen". Schließlich gerieten sie sogar in pekuniäre Abhängigkeit vom Wiener Hof. Die einzige Hoffnung, die blieb, war der baldige Tod des Markgrafen. Wofern er Gewißheit habe, „daß man im Himmel schnäpsle", meinte ihr Bruder, werde dieses Ereignis nicht allzulange auf sich warten lassen. Endlich 1735 trat es ein, und für Wilhelmine begann es zu „tagen".

Freier konnte sie ihren Regungen, ihren Neigungen folgen. Sie war es, die eine neue Zeit für ihr Land heraufführte. Der alte Hof hatte nur von Jagd, Landwirtschaft und Klatsch zu sprechen gewußt, nur Trinken und Ausschweifung gekannt. Die Laster wenigstens verbannte sie vom Hofe. Der Geselligkeit suchte sie neuen, vertieften Inhalt zu geben. Während sich Friedrich in Rheinsberg „im Verkehr mit den ersten Geistern Europas, im Anschluß an die großen Ideenströmungen seines Jahrhunderts eine neue Welt schuf", versuchte die junge Markgräfin in der Eremitage bei Baireuth das gleiche; als „Abt" und „Äbtissin" empfingen die Gastgeber die Geladenen, die „Einsiedler" und „Einsiedlerinnen". Eine Tafelrunde bemühte sich Wilhelmine zu werben, freilich ohne zu große Erfolge. Sie suchte Ersatz in brieflichem Verkehre, in eifriger Lektüre, vor allem aber in eigenen Studien. „Die väterliche Mitgift an geistiger Gesundheit" hatte sie vor den schlimmen Folgen ihrer nur auf Scheinbildung ausgehenden Erziehung bewahrt. Sie strebte jetzt auszugleichen und nachzuholen, was damals verbildet und vernachlässigt worden war. Zunächst ging sie ohne Mentor ihren Weg, dann wandte sie sich wohl an ihren alten Lehrer La Croze.

Digitized by Google

Ihrem vorwärts schreitenden und drängenden Geiste mußte die Dumpfheit der geistigen Atmosphäre des fränkischen Landes, wie sie gerade auch auf religiösem Gebiete herrschte, doppelt drückend erscheinen. Dem herrschsüchtigen Pietismus, der in der alten Heimat sich immer weiter ausgebreitet hatte, begegnete sie auch hier. An charakteristischen Beispielen wird uns gezeigt, wie Trivialität, Mangel an Geist und Geschmack nicht eben geeignet waren, höherstehende Geister anzuziehen oder zu fesseln. Als bezeichnende Probe sei hier ein von dem Hofprediger und „Beichtvater" des alten Markgrafen bearbeiteter Choral wiedergegeben:

„Gleichwie die unreinen Schweine
„Lieben Unflat und den Mist,
„Also haßt' ich auch das Reine,
„Liebte, was unflätig ist:
„Lieber hatt' ich meine Lust
„An dem wüsten Lasterwust,
„Als daß ich hab' mögen hören
„Hier die süßen Himmelslehren."

Der Gedanke, „durch Zutritt von Luft und Licht", durch Gründung einer Universität Wandel zu schaffen, lag nahe. In ihrem Leibarzt, Daniel von Superville, der lange Jahre ihr treuester Berater war, fand Wilhelmine den geeigneten Mann, um diesen Gedanken auszuführen. Die Eröffnung der Friedrichs-Akademie in Baireuth, der Vorläuferin der Erlanger Universität, im März 1742 ist also zugleich auch ihr Werk. Waren freilich die Mittel nur dürftig und die Lehrkräfte nur zweifelhaft, gelangte die Universität auch erst unter bayerischer Herrschaft zu Bedeutung und wirksamer Tätigkeit, „so hat sie doch immerhin der geistige Impuls der Stifter bis zu ihrer Verwandlung in eine königliche am Leben erhalten". Als das Ergebnis einer Romreise folgte 1755 die Begründung einer Baireuther Kunstakademie.

Mit diesen schöpferischen Taten für ihr Land war ihre Sorge für die Kunst doch keineswegs erschöpft. Sie bekennt, eine Leidenschaft oder Schwäche, wie man es nehmen wolle, für eine gute Oper, für schöne Gärten und prächtige Gebäude zu haben. Noch 1735 wurde sie durch das klägliche Miau einer von ihr geschossenen Wildkatze an ihre Baireuther Hofkapelle erinnert. Da hieß es Wandel zu

Digitized by Google

schaffen. Die für den feineren Geschmack unerträglichen Roheiten der damaligen deutschen Schaubühne wichen der französischen Komödie und der italienischen Oper. 1745 wurde mit dem Bau eines eigenen Opernhauses begonnen. Man versuchte, im kleinen mit den Vorbildern in Dresden und Berlin zu wetteifern. Hielt sich auch der Luxus immerhin in Grenzen, wie denn die Baireuther Kunst dem Berliner Hofe noch immer etwas nach der Provinz schmecken wollte, so blieb der Kostenaufwand für das kleine Land doch unverhältnismäßig.

Nach dem Schloßbrand im Januar 1754 beklagte die Markgräfin den Verlust ihrer Bibliothek als „des einzigen Umgangs", den sie hätte. Aber keineswegs so ganz vereinsamt, als es nach diesen Worten scheinen könnte, stand Wilhelmine da; denn die Persönlichkeit, an die sie diese Zeilen richtete, ihr königlicher Bruder, der Leidensgenosse der Kinderjahre, die gemeinsame, sie verbindende Freundschaft bewahrte sie vor dieser trostlosen Vereinsamung und der Verzweiflung. „Das Fundament der Freundschaft der Königskinder", so führt Fester aus, „ist eine grenzenlose, mitunter zynische Aufrichtigkeit, die Grundtonart ihres Verkehrs, in der sie sich immer wieder harmonisch finden, wie ihre musikalischen Tröster, Flöte und Laute. Der Bruder verdankt ihr sein bestes Lebensgefühl; der Schwester ist sie zum Leben schlechterdings unentbehrlich. Die Flöte kann noch gerade zur Not ohne die Laute, die Laute nicht auf die Dauer ohne die Flöte sein, wenn die Saiten nicht springen sollen. Als Kinder haben sie in sicherem Versteck dem süßen Regenlied gelauscht, in ihren späteren Jahren sich vor dem daherbrausenden Sturme eng aneinander geschmiegt zu schützen gesucht, wohl auch manch schreckliches Lied in die schwarze Nacht hinaus gesungen, nicht allen Trostes beraubt, solange sie sich an den Händen halten. An der Unveränderlichkeit und Dauer dieses Bundes hängt Wilhelminens Geschick. Solange sie gegen Friedrich offen sein darf, kann sie nicht ganz unglücklich sein."

Doch die Politik, die schon einmal ihren Lebensweg gekreuzt, ihre Hoffnungen und Pläne betrogen und sie statt auf den englischen Königsthron nach Baireuth geführt hatte, warf von neuem tiefe Schatten auf ihren Weg. Wohl war ihre Sorge unbegründet, daß die Thronbesteigung den Charakter Friedrichs verändern könne; „er ist und bleibt auch als König nur der Bruder." Vermag sie auch seinen weitgreifenden Plänen, die Europa umspannen, nicht zu folgen,

Digitized by Google

in seine kriegerische Rolle sich nicht zu finden, bezogen sich ihre Empfindungen einzig auf die Person des Königs — denn „das Heroische lag außerhalb ihrer Sphäre", — so war es doch eben diese Politik, die Österreich und Preußen, die sie vom Bruder trennte. Wie sollte sich das kleine Markgrafentum zwischen den beiden Rivalen behaupten? Fern von Preußen, den Österreichern benachbart, war es seiner Lage nach auf die letzteren angewiesen. Aus dieser Wurzel erwuchs der Konflikt zwischen den Geschwistern. Der erste Anlaß zum Ausbruch desselben lag freilich in Wilhelminens eigenen häuslichen Verhältnissen; die krankhafte Furcht vor dem „éclat" ließ sie, wie wir hörten, gegen jedermann, auch gegen den Bruder schweigen und, die Aufrichtigkeit hintansetzend, sich verstellen. Indem sie dann die Verheiratung der Nebenbuhlerin mit einem Vetter von ihr, einem österreichischen Offizier, durchsetzte, brach sie das dem Vater gegebene Versprechen, keine ihrer zum preußischen Lehnsadel gehörigen Damen nach außerhalb zu vermählen — die einzige Verschuldung in ihrem Leben, die sie nach ihrem späteren offenen Geständnis gegen ihren Bruder beging. Es war nicht anders: Friedrich wurde überlistet und vor die vollendete Tatsache gestellt. Einem latenten Kriegszustande, der schon lange angedauert, folgte damit nach seiner Auffassung die offene Kriegserklärung: Wilhelmine, so meinte er, war abtrünnig geworden, hatte in der Wahl zwischen Österreich und Preußen sich gegen ihn entschieden. Er bezichtigte sie eines politischen Ehrgeizes, den sie nie besessen hatte. Doch lange Jahre vergingen, bis er sich seines Irrtums bewußt wurde. Es kam nicht zu einem offenen Bruch, der sie weniger geschmerzt haben würde als die „moralische Aushungerung dieser trübseligsten aller geschwisterlichen Korrespondenzen: auf jedes freundliche Wort ein unfreundliches, auf jeden Versuch der Wiederanknüpfung zur Antwort ihr Sündenregister". Erst 1746 fällt das erlösende Wort, der alte Plauderton kehrt wieder, doch noch immer wird das Vergangene berührt. Schweigend duldet sie. Im August 1747, bei ihrem Besuche in Potsdam, findet endlich die Versöhnung statt. Noch Monate dauerte es, bis sie, Februar 1748, endlich mit den Worten: „In Deine Hände lege ich meine Ehre und meinen Ruf" ihr Herz ihm öffnet und ihn anfleht, ihr zu helfen, indem er durch Rückgabe des gesperrten Vermächtnisses ihre Rivalin zum Verlassen Baireuths bestimmt.

Digitized by Google

Schon bei dem Wiedersehen, beim Anblick ihrer „abgemagerten, von körperlichen und seelischen Leiden erzählenden Züge“ hatte Friedrich erkannt, daß er nicht mehr an ihre „versagende Willenskraft“ appellieren dürfe, sondern sich an ihren „noch ungebrochenen Intellekt“ wendend, ihren Pessimismus „auf dem Wege der Resignation“ zu einer leichteren Auffassung der Dinge bekehren müsse. Seitdem kein Geheimnis mehr sie trennt, sie von dem „bösen Alpdruck“ befreit ist, „darf sie, der Achtung Friedrichs gewiß, den Mut der Resignation haben“.

Ihre Freundschaft, erneut und fester denn je, wie sie war, vermochte fortan nichts mehr zu erschüttern, auch nicht die unglückliche, von politischen Beweggründen diktierte Ehe, die Friedrich zwischen der Tochter Wilhelminens und dem Herzog Karl Eugen von Württemberg stiftete. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, suchte der Markgraf von Baireuth der von seinem königlichen Schwager geforderten „wohlwollenden Tatenlosigkeit“ durch Wahrung der Neutralität, so gefährlich auch dieses Spiel für ihn selber war, zu entsprechen. Wilhelmine spielte für den Bruder den Spion im Reiche, den politischen Agenten in Frankreich; nicht daß ihr dynastisches Gefühl seit den Tagen der Eroberung Schlesiens etwa erstarkt wäre, einzig ihre Schwesterliebe trieb sie: „Friedrich ist ihr alles in allem.“ Sie folgt seinen Gedanken und Gefühlen „himmelhoch aufwärts und herab ins Schattenreich“. „Ihn tröstet es und die Schwester beglückt es, daß sie wieder so aufrichtig sein dürfen, wie in ihren jungen Tagen.“ Sie allein ist es, die seit dem Unglückstage von Kolin alles Schreckliche mit ihm trägt, „sie lauscht hingerissen mit leidenschaftlicher, selbstmörderischer Anteilnahme den wilden Klagen, die aus dem Feldlager in Sachsen und Thüringen zu ihr hinüberdringen“. Doch fest entschlossen will sie ihn den „Armen des Todes“ entreißen, ihn von der Selbstvernichtung zurückhalten, von der er für den äußersten der Fälle gesprochen hatte, und sie ruft Voltaire zur Hilfe. Zu spät dämmert dem König die Erkenntnis, daß er zu weit gegangen ist, ihr zuviel zugemutet hat. Ein neues gegenseitiges Versteckspielen beginnt, indem jeder dem andern die Gefahr seiner Lage zu verbergen sucht. Aber Friedrich ahnt die Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes. Bald ist kein Zweifel mehr übrig. Er beschwört sie, für ihre Erhaltung zu tun, was noch möglich sei, sendet ihr, da er selbst nicht herbeieilen kann, wenigstens seinen Leibarzt. Als am 14. Oktober 1758 das Langgefürchtete eintritt, trifft ihn

Digitized by Google

dennoch die Trauerkunde unvorbereitet. Tieferschüttert schließt er den Brief an den Prinzen Heinrich vom 18. Oktober: „Großer Gott, meine Baireuther Schwester!"

Die Grabschrift, die Voltaire auf seine Aufforderung für Wilhelmine verfaßte, genügte ihm nicht; Friedrich setzte ihr selbst „durch eine warme, schlicht empfundene Charakteristik" in der „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" ein literarisches Denkmal, und im Park von Sanssouci erbaute er zu ihrem Andenken den der Freundschaft gewidmeten Tempel, den ihr Standbild schmückt.

Stehe ein abschließendes Urteil auch noch aus, so viel, mit diesen Worten schließt Fester, scheine doch sicher, „daß der Freundschaftstempel nicht der Scheingröße, sondern dem Verdienst errichtet ist. Voltaire wollte in seiner Trauerode an Wilhelmine nichts Weibliches außer ihrer Schönheit bemerkt haben. Lavisse, der französische Biograph des Kronprinzen, hat an ihr nur männliche Eigenschaften entdeckt. In Wahrheit ist sie Friedrichs alter ego in einer freien Übersetzung ins Weibliche gewesen, die Ergänzung und der Revers seines Charakterbildes. Wer den großen König verstehen will, muß auch diese wahlverwandte Schwester kennen."

Digitized by Google

4.

Prinz Ferdinand und der Hof Friedrichs des Großen.

Über den Bauherrn des Schlosses Bellevue, den Prinzen Ferdinand, den jüngsten, aber auch unbedeutendsten unter den Brüdern Friedrichs des Großen, haben wir bisher nur wenige und unzulängliche Nachrichten gehabt. Die erste ausführlichere biographische Skizze von ihm hat Krieger in seinem Buche „Das königliche Schloß Bellevue bei Berlin und sein Erbauer Prinz Ferdinand von Preußen" entworfen. Wir legen sie unserer folgenden Darstellung zugrunde. Aber indem wir uns das Bild des Prinzen vergegenwärtigen, tritt uns auch die Welt vor Augen, in der er lebte.

Nicht viel ist es, was wir von seiner Jugend wissen. Als das vierzehnte Kind König Friedrich Wilhelms I. wurde er am 23. Mai 1730 geboren. Mit seinem Bruder August Wilhelm und seiner Schwester Ulrike war er das Lieblingskind seines Vaters. Als dieser starb, hatte er erst das zehnte Lebensjahr vollendet. Die Sorge für seine weitere Erziehung übernahm nunmehr sein ältester Bruder. Zwei Genossen der Rheinsberger Zeit waren es, denen König Friedrich die Sorge für den jungen Prinzen anvertraute, zunächst dem Obersten von Stille und dann, 1745, dem früheren Hamburger Kaufmannssohn Bielfeld, dem Verfasser der „Vertrauten Briefe", in denen „Friedrich der Große und sein Hof" geschildert worden ist. Nur wenige Monate nach Beginn seiner Regierung zog der König ins Feld gegen Österreich. Politisch stark bewegte Jahre folgten, sie nahmen ihn völlig in Anspruch, und so ist es nicht verwunderlich, daß Bielfeld bei Antritt seines Amtes den Eindruck erhielt, als ob die Erziehung des Prinzen „etwas vernachlässigt" war. „Munterkeit und freies Wesen", so hatte von Stille 1740 geurteilt, habe sein Zögling eingebüßt; jetzt

Digitized by Google

bezeichnet es Bielfeld als die erste Aufgabe, „seine Neigungen zu ändern und das Rauhe seiner Sitten abzuschleifen", war doch dem Prinzen, wie er erläuternd hinzufügt, der Unterricht zuwider, und nur Krieg und Jagd beschäftigten ihn.

Als die Erziehung Ferdinands abgeschlossen war, richtete der König an ihn eine Ode „Über die Wünsche der Menschen". Bezeichnend sind die einleitenden Worte: „Alle Menschen sind Toren", und so führt er den Prinzen auf den Jahrmarkt des Lebens, um ihm an einer Reihe von Beispielen die Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Lose zu zeigen. „Sieh", so ruft er ihm zu, „sieh diese Toren, die, ihren Irrtümern zur Beute, sich in Wünschen verzehren und mit Chimären sich füttern und über ihre Sphäre sich erheben wollen. Die Vergangenheit stimmt sie traurig, die Gegenwart verdrießt sie, und so setzen sie ihre unbeständige Hoffnung auf die Zukunft." Er führt dann weiter aus: Kein Glück ist von unbegrenzter Dauer, das Schicksal durch die Vorsehung bestimmt; aus zwei gleichen Schalen gießt Jupiter Gutes und Schlechtes über die Menschen aus. Vergebens ist also das Bemühen der gebrechlichen Kreatur, die Weltordnung umzustoßen. Daher lehren uns die Weisen, törichte Wünsche aufzugeben und das niemals wiederkehrende Heute zu genießen, unbekümmert um das Morgen, über das die Vorsehung klug einen Schleier gebreitet hat.

Nicht bloße Laune war es, wenn Friedrich diese Epistel seinem jüngsten Bruder widmete; denn auch für diesen galt die eindringliche Mahnung zur Selbstbescheidung und die Warnung, über seine „Sphäre" hinauszustreben.

Einen direkten Anlaß boten dafür die Differenzen, die eben damals, im Sommer 1749, zwischen dem König und dem Prinzen Heinrich zum offenen Ausbruch gelangt waren. Der Prinz hatte sein Regiment vernachlässigt und fühlte sich persönlich verletzt, als Friedrich mit strenger Hand eingriff, um Ordnung zu schaffen. Er sehnte sich ferner aus Potsdam fort, wo er unter scharfer Aufsicht stand, und wünschte daher, das Kommando eines soeben freigewordenen Regiments in Berlin zu erhalten. Der König schlug ihm das Gesuch rundweg ab; er wolle ihn, damit begründete er die ablehnende Antwort, unter Augen behalten, bis sein Charakter sich gefestigt habe. Bedeutsam ist der Umstand, daß die Geschwister Partei gegen Friedrich ergriffen.

Digitized by Google

So tat sich denn schon damals die Kluft auf, die den König je länger je mehr von den Seinigen trennte, der latente Gegensatz zwischen dem Oberhaupt und den übrigen Mitgliedern der Familie, der freilich, solange die Königin-Mutter noch lebte, dank ihrem vermittelnden Eingreifen, stark gemildert wurde, der aber nach der Katastrophe des Prinzen August Wilhelm in seiner ganzen Schärfe hervortrat. Nicht etwa, als ob der König nur das Gewicht und die Autorität, die seine Stellung als Landesfürst und Haupt der Familie ihm gab, gegen diese hervorgekehrt hätte. Vielmehr besaß er warmes und lebendiges Gefühl, das er nicht allein den bevorzugten Schwestern, der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth und der Prinzessin Amalie, gegenüber bewies, und das sich bis zur Überschwenglichkeit der Empfindungen steigern konnte, haben wir doch die Fülle der Zeugnisse für seine herzliche Anteilnahme an dem persönlichen Wohlergehen sämtlicher Geschwister, und wir wissen, daß der Tod gerade seines ältesten Bruders August Wilhelm ihn tief erschüttert hat. So ist denn auch das Hauptthema, das alle Briefe an den Prinzen Ferdinand bis zum Schluß durchzieht, teilnehmende Fürsorge für dessen schwankende Gesundheit.

Aber dieses rein persönliche Verhältnis fand seine Grenze, sobald höhere, durch die Rücksicht auf den Staat bestimmte Interessen in Frage kamen. Der König strafte die Vernachlässigung des militärischen Dienstes, wie wir sahen, bei seinen Brüdern nicht anders als bei seinen Generalen. Als August Wilhelm, dem ihm anvertrauten Kommando nicht gewachsen, nach der Aufhebung der Belagerung von Prag im Juli 1757 den überstürzten und verlustreichen Rückzug aus Böhmen nach der Lausitz ausführte, da hielt ihm Friedrich mit verletzender Schärfe, die den unglücklichen Prinzen geradezu vernichtend traf, seine Unfähigkeit vor. Und als seine Schwester, die Königin Ulrike von Schweden, und später seine Nichte, die Erbstatthalterin von Holland, bei den inneren Wirren in ihren Landen, nicht ohne eigene Schuld, in gefährdete Lage kamen, da erhob er warnend seine Stimme, und als er sah, daß seine Warnung ungehört verhallte, sagte er ihnen mit dürren Worten: wollten sie seinem Rat nicht folgen, so wasche er seine Hände in Unschuld. Jeden unmittelbaren Beistand, wie ihn dann 1787 Friedrich Wilhelm II. seiner bedrängten Schwester in Holland leistete, verweigerte er aber unbedingt, mit Berufung auf das preußische

Digitized by Google

Staatsinteresse. Politische Umstände waren es denn auch, die das persönliche Verhältnis zu seiner Lieblingsschwester, der Markgräfin Wilhelmine, für mehrere Jahre trübten.

Ein weiteres Moment, das die Beziehungen zwischen dem König und seinen Brüdern stark beeinträchtigte, lag in der Stellung der letzteren, die ihrem persönlichen Ehrgeiz und ihrem Tatendrang gar keinen oder doch nur geringen Spielraum ließ. Der König selbst verhehlte sich das nicht, indem er die Prinzen von Geblüt in einer Monarchie als unbefriedigte und unglückliche Zwitterwesen, als „eine Art Amphibien" zwischen dem Thron und der Masse der Untertanen charakterisierte. Noch schärfer hat sich Heinrich ausgesprochen. In seinen Augen war ein Prinz, der nicht zur Regierung gelangte, schlechthin überflüssig. Er erklärte daher, er wolle nicht heiraten, um sich nicht dem auszusetzen, daß er ein Geschlecht von „Bettelprinzen" hinterließe, das überflüssig und demgemäß der Gesellschaft zur Last wäre. Er sei zu stolz, so rief er aus, um sich an eine solche Perspektive gewöhnen zu können.

Unter der Regierung Friedrichs des Großen entbehrte diese Klage nicht der Berechtigung. Ein bedeutender Wirkungskreis war seinen Brüdern versagt. In der Friedenszeit blieb ihnen einzig die Sorge für das ihnen anvertraute Regiment. Denn der König hielt sie von jeder Teilnahme an den Regierungsgeschäften fern, wie er denn keinerlei Einmischung duldete und selbst seiner Mutter, trotz aller Verehrung, die er ihr zollte, keinerlei Einfluß gestattete. Er beschränkte sich darauf, den Prinzen August Wilhelm als präsumtiven Thronfolger und, nach dem Siebenjährigen Kriege, den Prinzen Heinrich als künftigen Vormund seines Neffen und Nachfolgers Friedrich Wilhelm über den Gang der Politik zu orientieren. Und nur ein einziges Mal war es dem Prinzen Heinrich beschieden, entscheidenden Einfluß auf die Entschließungen seines königlichen Bruders zu gewinnen, in jenen denkwürdigen Februartagen des Jahres 1771, da der Plan der Erwerbung polnischer Provinzen für Preußen entstand.

Zu allen übrigen Momenten kam schließlich noch der Unterschied der Jahre. Als Friedrich 1740 auszog, empfahl er die „kleinen Obersten", den vierzehnjährigen Prinzen Heinrich und den zehnjährigen Ferdinand, der Obhut ihres Gouverneurs. Den zweiten Schlesischen Krieg machte Heinrich bereits mit; im Laufe des Siebenjährigen

Digitized by Google

Krieges stieg er zum selbständigen und verdienten Heerführer empor. Überbrückte sich so, dank der Gunst des Schicksals, das ihn an den großen Ereignissen bedeutsamen Anteil nehmen ließ, die Altersdifferenz, die ihn vom König trennte, so blieb sie zwischen Friedrich und dem jüngsten Bruder unvermindert erhalten. Das war aber nicht nur dem Könige, sondern auch den übrigen älteren Geschwistern gegenüber der Fall. Prinz Ferdinand selbst bestätigt es, wenn er beim Tode seiner ältesten Schwester, der Markgräfin Wilhelmine, zwar erklärt, er betrauere ihren Hingang aus Herzensgrund, dann aber doch hinzufügt: „Ich habe wenig mit ihr zusammen gelebt." Nur während der Besuche, die sie nach ihrer Vermählung in der alten Heimat abstattete, hatte er sie gesehen. Auch innerhalb des Geschwisterkreises schieden sich die Generationen, und nur allzu natürlich war es, wenn Ferdinand dem Prinzen Heinrich sich am engsten anschloß, mit dem er erzogen war, und der auch den Jahren nach ihm am nächsten stand. So kam es denn auch, daß, wie August Wilhelm und Heinrich zum König im Gegensatz standen, er gleichfalls zu diesem, wenn auch nur in stille Opposition trat. „Ein göttliches Trio" — so hat der Kammerherr der Königin, Graf Lehndorff, in seinem Tagebuch überschwenglich den Bund des Thronfolgers mit seinen beiden jüngeren Brüdern getauft und ihr intimes Verhältnis mit folgenden Worten geschildert: „Es gibt keine Freundschaft, keine Zärtlichkeit, die sie sich nicht bezeigen, und alles das so natürlich, daß selbst die Zuschauer davon entzückt sind."

Wie scharf prägte sich der Gegensatz zwischen dem König und der übrigen Familie auch in der äußeren Gestaltung ihres Lebens aus! Fast das ganze Jahr hindurch weilte Friedrich, unsichtbar und unnahbar, in stiller Abgeschiedenheit in Potsdam. Eine kleine ausgewählte Freundesschar umgab ihn, und nur die ausdrückliche Einladung gewährte den Seinigen, sofern sie nicht, wie die jüngeren und unvermählten Prinzen, selbst in Potsdam wohnten, den Zutritt. Nur Familienfeste versammelten das ganze Haus, und nur die Karnevalszeit und militärische Besichtigungen führten den König nach Berlin. So reich der Zauber seines Wesens im kleinen vertrauten Kreise sich entfaltete, so schwer lastete seine Gegenwart bei den großen und offiziellen Festlichkeiten auf den Gemütern der Anwesenden.

Digitized by Google

Lagerte eine weihevolle Ruhe über dem Schloß von Sanssouci, so umfängt uns in Berlin der Lärm eines bunt bewegten Lebens; diente dem König die Beschäftigung mit Kunst, mit literarischen und philosophischen Studien nur als Erholung, in der er neue Kraft für seine aufreibende Herrschertätigkeit sammelte, so trug das Leben seiner Brüder den Stempel eines heiteren und gefälligen Daseins. Wir sahen, daß ein eigentlicher größerer Wirkungskreis ihnen fehlte. Da wurde zum Hauptinhalt ihres Lebens, was für den König nur nebensächliche Bedeutung hatte. Und so hören wir, daß die Prinzen musizieren — jeder von ihnen spielt ein Instrument —, daß sie malen, Studien aller Art obliegen. Dem Zuge der Zeit folgend, vertiefen sie sich in die philosophischen Probleme; sie treiben Historie, und da sind es vor allem die zahlreichen französischen Memoirenwerke, zu denen sie greifen. Sie lesen die Dichter, und auch hier sind es wieder fast ausschließlich die Franzosen, welche sie fesseln. Aber nicht genug mit der Lektüre, sie gingen daran, ihre dramatischen Werke, Lustspiele wie Tragödien, zur Aufführung zu bringen. Liebte August Wilhelm die komischen Partien und den drastischen Witz, so feierte Heinrich in der Darstellung tragischer Rollen Triumphe; bei einer merkwürdigen Aufführung der „Phädra", wo er die Titelheldin spielte, wußte er durch sein Feuer alle Zuschauer hinzureißen. Besonders die Geburtstage der Familienmitglieder wurden durch derartige Vorstellungen gefeiert. Noch öfter allerdings führte man besondere, für diesen Tag gedichtete Festspiele auf, die in der Apotheose des Gefeierten gipfelten. Denn auch darin waren die Prinzen die Kinder ihrer Zeit, welche lustige Maskeraden und heitere Improvisationen liebte. So unerschöpflich wie ihre Phantasie in der Erfindung neuer Ideen, so unerschöpflich war auch die Empfänglichkeit der Gesellschaft.

Haben wir damit den Hintergrund zu dem Bilde gezeichnet, das Krieger von dem Prinzen Ferdinand entwirft, so wenden wir uns diesem selbst wieder zu. Auch er hatte sich, bevor er in die stille Garnison seines Regiments nach Ruppin übersiedelte, von den Wogen des geselligen Lebens in Berlin dahintragen lassen, ja er glaubte sogar in einem an Lehndorff gerichteten Briefe als erste Autorität in allen Herzensangelegenheiten der Hauptstadt sich bezeichnen zu dürfen. Der militärische Dienst nahm ihn stark in Anspruch; „wir tun nichts als exerzieren, vom Morgen bis zum Abend", so hören wir bald.

Digitized by Google

„Ich bringe meine Zeit in Einsamkeit zu; Lektüre und Musik sind meine gewöhnlichen Beschäftigungen.“ Mit diesen Worten schildert er ein andermal sein Leben in Ruppin. Daneben beklagt er sich über die Langeweile, die die Geselligkeit der kleinen Stadt ihm bereitet. „Die Sterblichkeit des Rindviehs und das Tauwetter sind unsere gewöhnlichen Themata“, heißt es im Frühjahr 1751. Lehndorff, der bei gelegentlichen Besuchen die Offiziere der Garnison kennen lernte, vergleicht sie mit „römischen Veteranen“; sie seien Haudegen, aber nur wenig umgänglich und über die Maßen schweigsam; die einzige Ausnahme machte der Oberstleutnant von Plotho, der von Zeit zu Zeit das Wort ergriff, um drollige Einfälle zum besten zu geben. Da ist es begreiflich, wenn der Prinz mit leisem Stoßseufzer an die „lustige Schar“ in Berlin, zu der auch er gehört hatte, zurückdachte und wenigstens über die Ereignisse in der Hauptstadt sich weiter unterrichten ließ. Doch, kamen die Brüder, zur Zeit der Frühjahrsübungen ihrer Regimenter, in die Nähe, August Wilhelm nach Kyritz und Heinrich nach Rheinsberg, oder kam er selbst nach Berlin, so begann das alte lustige Leben wieder.

Aus dieser Zeit, der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, besitzen wir, von gelegentlichen flüchtigen Andeutungen abgesehen, die ersten Urteile über die Persönlichkeit des Prinzen. Danach meinte der französische Gesandte Tyrconnell, man könne noch nichts Bestimmtes über seinen Charakter sagen. Dessen Nachfolger La Touche hingegen sprach ihm diesen völlig ab. Weder ein Charakter noch ein Genie, so formulierte er seine Ansicht und fügte hinzu: „Er beschäftigt sich nur mit Nichtigkeiten und dem Mechanischen des militärischen Dienstes.“ Das Urteil ist schroff und hart, vielleicht übertrieben, aber so viel ist gewiß, daß er seiner Begabung nach weit hinter seinen Brüdern, zumal dem König und dem Prinzen Heinrich zurückstand, wie er denn auch selbst, ohne sich irgendwelchen Illusionen hinzugeben, einige Jahre später erklärte, er habe zum Schriftstellern nicht die „nötigen Talente“. Ebenso hatte der Prinz in Ruppin nur wenig Gelegenheit, sich militärisch weiter auszubilden. Jedoch werden wir sehen, daß es an persönlicher Tapferkeit ihm nicht fehlte. Und wenn er frühzeitig sich gezwungen sah, seine militärische Laufbahn aufzugeben, so lag es an seiner zarten Gesundheit, die den Strapazen des Lebens im Felde nicht gewachsen war.

Digitized by Google

Im Herbste 1755 heiratete Ferdinand. Seine Wahl fiel auf die zweite Tochter seiner Schwester, die mit dem sogenannten tollen Markgrafen von Schwedt vermählt war. „Man sagt, sie seien ineinander sehr verliebt", vermerkt Lehndorff bald nach der Verlobung in seinem Tagebuch, und bei der Schilderung der jungen Braut, der Prinzessin Luise, zählt er als ihre wesentlichsten Eigenschaften auf: „Große Jugend, schöne Augen, ein bezaubernder Klang der Stimme, ein nettes Wesen"; sie würde entzückend werden, wenn sie sich noch einige Zeit in der großen Welt bewegt haben würde. Die Erbprinzessin Karoline von Hessen-Darmstadt, die nachmalige „Große Landgräfin", rühmt ihre niedliche Figur und weist auf die Familienähnlichkeit hin, die auch tatsächlich, wenn man die noch heute im Schwedter Schloß befindlichen zahlreichen Porträts durchmustert, auffällig ist. Freudigen Herzens, so meinte auch sie, werde der Prinz bei der Trauung sein „Ja" sagen.

Zur Feier der Vermählung seines Bruders, die in Charlottenburg stattfand, hatte der König ein Festspiel verfaßt, „Der Liebestempel", zu dem Agricola die Musik schrieb; halb ein lyrisches Schäferspiel, halb eine lustige Götterkomödie, so darf man es nennen. Die Fabel des Stückes war einfach: Venus weckt den schlummernden Amor, auf ihr Geheiß sendet er seinen Pfeil auf den Prinzen Amintus von Thrazien, der sofort in Liebe zu der Prinzessin Erechthea von Olynthos entbrennt. In diese durchsichtige Handlung ist die Tragikomödie des eifersüchtigen Vulkan verwoben. Voll Furcht, daß Venus, wie einst berüchtigten Angedenkens mit Mars, so jetzt mit Apollo ihm untreu werden könne, folgt er ihr nach. Da muß, in lustigem Gegenspiel, Amor auch ihn verwunden; auch er verliebt sich daraufhin in Erechthea, und als sie ihn stolz abfertigt und Vulkan nun mit einem Blitz in der Faust, um fürchterliche Rache zu nehmen, zurückkehrt — „ein netter Jupiter!" wie Venus bei seinem Anblick spöttisch ausruft —, wird er durch das Dazwischentreten der übrigen Götter in seine Schranken gewiesen, während Hymen das junge Paar verbindet. Als Epilog folgt eine Ansprache, in der Venus dem Prinzen Ferdinand und seiner Gemahlin „die Wünsche Preußens" darbringt, die darin gipfeln, daß aus diesem Bunde ein seiner erlauchten Ahnen würdiges Heldengeschlecht hervorgehen solle. In einem gleichzeitigen Briefe an die Markgräfin Wilhelmine ist sogar von einer „ganzen

Digitized by Google

Völkerschaft" von Nachkommen die Rede, die sich der König aus dieser jungen Ehe verspricht.

„Der Liebestempel" war eine Gelegenheitsdichtung, die keine höheren künstlerischen Ansprüche erhebt. Amüsant ist die abfällige Kritik Lehndorffs, der kurz anmerkt: „Die Musik herrlich, die Worte frei, der ganze Inhalt dreht sich um einen betrogenen Ehemann." Als Kuriosum mag endlich noch erwähnt sein, daß bei einem Feste, das August Wilhelm etwas später dem jungen Paare gab, das Dessert „die ganze Feier der Vermählung des Prinzen darstellte bis auf Herrn Sack, den Hofprediger, der dabei auch nicht vergessen war".

Schon wenige Wochen nach diesem Feste tauchten die ersten dunkeln Gerüchte auf, daß für Preußen ein neuer Krieg drohe. Europa befand sich in einer gewaltigen Krise, das alte politische System ging seiner Auflösung entgegen, und während König Friedrich glaubte, durch den Westminstervertrag, den er im Januar 1756 mit England einging, die Gefahr zu beschwören, war es gerade dieser Schritt, der Frankreich völlig in die Arme Österreichs trieb und damit die Pläne des Wiener Hofes zur Reife brachte. Der Krieg kam im Spätsommer zum Ausbruch. An der Spitze seiner Brigade rückte Prinz Ferdinand, der inzwischen zum Generalmajor aufgestiegen war, ins Feld.

Bei einem Ausfallsgefecht während der Belagerung von Prag Ende Mai 1757 wurde ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst leicht am Kinn verletzt. Noch einmal, in der unglücklichen Schlacht vor Breslau, Ende November des Jahres, fand er Gelegenheit, sich rühmlich auszuzeichnen. Zweimal brach er mit seinen Regimentern aus der verschanzten Stellung hervor, und als auch diesmal sein Pferd getötet wurde, ergriff er die Fahne, um zu Fuß die Truppen zum Sturm zu führen. Jedoch die Überzahl der Gegner und die hereinbrechende Nacht vereitelten den Erfolg. Das Gerücht, Ferdinand sei gefallen, verbreitete sich. „Wegen der bei allen Gelegenheiten, absonderlich in diesem Kriege bewiesenen Bravour und tapferen Conduite", wie es in dem Patent heißt, beförderte ihn der König einige Tage darauf zum Generalleutnant. Da warf ihn wenige Wochen später eine Brustfellentzündung aufs Krankenlager. Auch seine Lunge war angegriffen. In seinen Fieberphantasien verließ ihn der Gedanke an den Krieg nicht, wie der König gerührt dem Prinzen Heinrich schrieb: „Er ist das beste Kind der Welt, bis in seine Fieber-

Digitized by Google

phantasien hinein; er hat die Träume eines Ehrenmannes." Jedoch mit seiner militärischen Laufbahn war es vorbei, wenngleich er noch, wiederhergestellt, im Frühjahr 1758 den Versuch machte, den Dienst wieder anzutreten. Erneute Rückfälle zwangen ihn, aus dem Felde heimzukehren, und so sehen wir ihn dann abwechselnd in Schwedt, Stettin, Berlin und Magdeburg.

Die Ereignisse des Krieges, vor allem die Wechselfälle des Jahres 1757, veranlaßten den Prinzen zur offenen Stellungnahme gegen den König. Wir wissen, wie unbedingt August Wilhelm und Heinrich die Politik Friedrichs und seinen Anschluß an England verurteilten. Als nun der König die Niederlage bei Kolin erlitt und sich genötigt sah, die Belagerung von Prag aufzuheben und Böhmen zu räumen, da schrieb Ferdinand in pharisäerhaftem Tone seiner Schwägerin, der Prinzessin Heinrich: „Gott sei Dank, daß ich mir nicht den Vorwurf, daran schuld zu sein, machen muß! ich wäre untröstlich." „Um alles in der Welt", erklärte er etwas später, wolle er nicht an der Stelle des Königs sein, und wiederholte, daß er untröstlich sein würde, wäre er die Ursache an „all dem in so kurzer Zeit und unschuldig vergossenen Blute". Er nahm sich vor, seinem Bruder offen seine Meinung zu sagen, wenn dieser ihn danach fragen sollte. Er stimmte damit in das Lied ein, das Prinz Heinrich in jenen Tagen immer wieder ertönen ließ, und dessen Refrain lautete: Friede um jeden Preis, selbst um das Opfer von Abtretungen! Mit dem Prinzen und dem übrigen königlichen Hause stand er in dem unglückseligen Konflikt zwischen Friedrich und August Wilhelm auf seiten des letzteren. Und als dieser im Sommer 1758 starb, da rief er aus: „Mit diesem Bruder verliere ich alles Teuerste, was ich besaß!" Demgegenüber haben wir zu konstatieren, daß der König den Prinzen Ferdinand seine Parteinahme gegen ihn nicht entgelten ließ, daß er vielmehr mit wärmster Teilnahme für die Wiederherstellung seiner Gesundheit Sorge getragen und dieses persönliche Wohlwollen ihm bis an sein Ende bewahrt hat.

Das Bild, das der preußische Hof nach dem Hubertusburger Frieden zeigt, ist wesentlich verändert. Die Königin-Mutter war 1757 gestorben. Sie hatte bis dahin den Mittelpunkt der Familie gebildet. Friedrichs Gemahlin, Elisabeth Christine, vermochte sich diese Stellung, so gebieterisch sie auch immer wieder ihren Rang geltend zu machen

Digitized by Google

versuchte, nicht zu erringen, und so löste der Kreis sich bald auf. Die Königin wohnte mit ihrer Schwester, der Witwe August Wilhelms, und deren jüngeren Kindern zusammen, im Winter im Berliner Stadtschloß, während des Sommers in Schönhausen und bisweilen in Monbijou. Die Prinzessin Amalie stand allein, sie galt für die „Spionin" Friedrichs, der nach wie vor ihr herzlich zugetan blieb; war sie doch unter seinen Geschwistern diejenige, die seiner Wesensart am meisten glich. Prinz Heinrich trennte sich wenige Jahre nach dem Frieden von seiner Gemahlin und lebte nunmehr fast ausschließlich in Rheinsberg. Prinz Ferdinand zog sich auf sein Gut Friedrichsfelde bei Berlin zurück, das er 1762 angekauft hatte. Soweit das von dem König in demselben Jahre ihm übertragene Amt des Herrenmeisters des Johanniterordens, mit dem er es sehr ernst nahm — er tat nach dem Ausspruche eines Ordensritters, als verschenke er hundert Königreiche, wenn er die Würde verlieh —, ihn nicht beschäftigte, widmete er sich fortan ganz seiner Familie, die, nach einer 1761 ihm geborenen Tochter, seit dem Jahre 1769 schnell sich vermehrte. Der Landgräfin Karoline fiel auf, wie schnell er jetzt alterte. Immer enger schloß er sich dem Prinzen Heinrich an. Der Thronfolger Friedrich Wilhelm lebte in Potsdam. Er hatte 1765 geheiratet, und mit seiner jungen Gemahlin Elisabeth von Braunschweig zog neues fröhliches Leben, an dem auch der alternde König lebhaften Anteil nahm, dort ein, aber nur für wenige Jahre. Die Ehe war unglücklich, sie wurde getrennt, und obwohl der Prinz sich sofort wieder vermählte, blieb das Leben in Potsdam still und ernst, wie es einst gewesen. Nur im Juli, wenn er den Brunnen trank, vereinigte der König einige Mitglieder seiner Familie und des alten Freundeskreises um sich.

Auch in Berlin wurde es immer stiller. Von der Schar der alten Freunde starb einer nach dem andern. So waren, wie Ferdinand im Herbste 1775 an Lehndorff berichtet, seit dem letzten Winter von denen, die oft am Hofe Gäste gewesen, nicht weniger als siebzehn dahingegangen. „Unsere Hauptstadt", schreibt er, „sieht sehr nach einer Provinzialstadt aus."

Als 1778 der bayerische Erbfolgekrieg ausbrach, blieb der Prinz auf seinen Wunsch in Berlin zurück. In den Anfang dieses Jahres fällt der denkwürdige Besuch des Herzogs von Weimar, in dessen Begleitung Goethe sich befand. Sie speisten bei dem Prinzen Heinrich

Digitized by Google

— der König war schon im Felde —, auch Ferdinand war dort. Das „Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen“ widerte den Dichter an, und zornig schrieb er später: „Dem alten Fritz bin ich recht nah geworden, da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören.“ Von Interesse ist es nun, den Eindruck zu vernehmen, den Goethe selbst hervorrief. Lehndorff, der sein Tischnachbar war, berichtet zunächst, daß er den Herzog beherrsche, und fährt dann fort: „Ich tue das Unmögliche, um ihn zum Sprechen zu bringen, aber er ist sehr lakonisch, und es scheint mir, als hielte er sich für einen zu hohen Herrn, um noch als Schriftsteller gelten zu wollen.“ Daran knüpft Lehndorff die allgemeine Betrachtung, es sei ein Fehler aller deutschen Gelehrten, daß sie unerträglich hochmütig würden, von dem Augenblick an, wo man sie in den engeren Verkehr zöge. Vollends aber verdirbt es der „berühmte Verfasser des Werther und des Götz von Berlichingen“, der „große Gelehrte“, wie er ihn ironisch nennt, mit ihm, als er auf die Frage des Prinzen Heinrich, ob sich in den Weimarer Archiven noch Briefe Herzog Bernhards fänden, keine Auskunft zu geben weiß. „Das macht auf mich keinen guten Eindruck“, erklärt Lehndorff, „da das eine der glänzendsten Epochen des herzoglichen Hauses ist; also wäre es seine Pflicht, sie zu kennen.“ So finden wir in diesem Berichte bestätigt, was Goethe selbst über die immer größere Zurückhaltung, die er sich auferlegte, von den „eisernen Reifen“, mit denen sein Herz eingefaßt werde, und die sich täglich fester antrieben, in jenen Tagen an Frau von Stein schrieb.

Die letzte größere Veränderung im Leben des Prinzen Ferdinand war im Jahre 1784 die Erwerbung des Grundstückes im Tiergarten, auf dem er dann das Schloß Bellevue errichtete. Als der Große Kurfürst nach der Einwanderung der Réfugiés begann, die Seidenindustrie nach der Mark zu verpflanzen, war dort eine Maulbeerplantage angelegt worden. Durch verschiedene Hände ging das Grundstück. Die letzten Jahre seines Lebens wohnte dort Knobelsdorff, der Freund des Königs, der dem Tiergarten seine heutige Gestalt gegeben hat. Es würde uns zu weit führen, die Geschichte des Schlosses zu verfolgen. Ferdinand schuf sich daraus sein Tuskulum, aus dem Park gestaltete er sich eine Idylle im Stile der Zeit. Ein höchst anschau-

Digitized by Google

liches Bild geben uns die zahlreichen Reproduktionen, mit denen das Kriegersche Buch reich ausgestattet ist. Da sind die kleinen Wasserläufe, die damals noch den Park durchzogen, mit zierlichen Brücken überspannt, zum Teil nach eigenen Entwürfen des Prinzen und jede in der Form von der anderen verschieden. Da findet sich in einen Hügel das sogenannte „Cabinet othaïtien“ eingebaut, das seine Entstehung dem Interesse an den Kämpfen zwischen den Weißen und Negern auf Haiti verdankt, auf dessen Plattform sich ein pagodenartiges Tempelchen erhebt. Weiter fehlen nicht eine „maison champêtre“ mit Pavillons aus Baumrinde, ein künstlicher Wasserfall u. dgl. Außerdem enthielt der Park zahlreiche Erinnerungen an Mitglieder und bewährte Diener des Hauses. Auch seine Freundschaft mit dem Prinzen Heinrich fand hier ihr Denkmal. Ferdinand ließ die Kopie der von Houdon gefertigten Büste, die der Bruder ihm geschenkt hatte, aufstellen und darunter die ehrenden Worte setzen: „Il a tout fait pour l'État.“ („Alles hat er im Dienste des Staates getan.“) So hatte auch Heinrich auf dem berühmten Obelisk in Rheinsberg, den er 1791 den Helden des Siebenjährigen Krieges weihte, den Bruder gefeiert, dessen Tugenden, wie die Inschrift lautet, ebenso rühmlich, ja noch rühmlicher seien als seine Taten.

Wie seinen Bruder, König Friedrich, und seinen Neffen, Friedrich Wilhelm II., so überlebte Ferdinand auch den Prinzen Heinrich. Schwer war es ihm, sich in die neue Zeit zu finden. So erzählte er 1804 dem Grafen Lehndorff von Festen am Hofe, zu denen Hunderte von Gästen geladen waren. „Was für ein Unterschied“, ruft er aus, „zwischen der Art des Lebens, das man in der Vergangenheit führte, und dem heutigen; alles scheint in der Welt verwandelt zu sein!“ Aber auch Lehndorff gedachte schmerzlich der guten alten Zeit. Er freut sich, als er wieder einmal bei dem Prinzen zu Gaste ist, des vornehm-ruhigen Tons, der dort herrscht. Gegenwärtig, so meint er, sei alles Lärm und Unruhe, von geistvoller Konversation sei nicht mehr die Rede. Er vermißt die alte Höflichkeit; man beobachte nicht mehr die Form und wende sich den Rücken zu. Man tanze nicht mehr, sondern hüpfe und verrenke sich. Alles bis auf die Kleidung erregt sein Mißfallen. So findet sich unter den Briefen Ferdinands aus diesen Tagen auch ein kurzes bezeichnendes Billett, worin Lehndorff als Autorität darüber um Auskunft angegangen wird, wie

Digitized by Google

man vor 50 Jahren das Menuett nach allen Regeln der Kunst getanzt habe; er galt als Typus des vollendeten Hofmanns der alten Zeit.

Auch die neuen Stürme, die über Preußen heraufzogen und es so tief beugten, erlebte der Prinz. Als der Hof flüchtete, blieb er in Berlin zurück, und ihm übergab auch der französische Kommandant bei der Räumung der Hauptstadt wiederum die Schlüssel. Ein schönes Zeichen seiner vaterländischen Gesinnung war es, daß, als 1810 bei Einziehung der geistlichen Güter der Monarchie Friedrich Wilhelm III. mit Rücksicht auf ihn den Johanniterorden ausnehmen wollte, Ferdinand erklärte, „um des Beispiels und der Pflichten gegen den Staat willen" von der königlichen Gnade keinen Gebrauch machen zu wollen. Er sah die Katastrophe Napoleons in Rußland und die Erhebung Preußens. Aber am Tage von Großgörschen, da das Frührot einer neuen Zeit anbrach, am 2. Mai 1813 ging auch er dahin, einer der letzten aus des Großen Königs Tagen.

Digitized by Google

5.

Heinrich der Jüngere, Prinz von Preußen.

Unter der jüngeren Generation am Hofe Friedrichs des Großen ist eine der liebenswürdigsten und gewinnendsten Persönlichkeiten der jüngere Prinz Heinrich, der Bruder des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II., der in noch nicht vollendetem 20. Lebensjahre von den Pocken dahingerafft wurde. Ihm war nicht vergönnt, nach dem Vorbild seiner beiden großen Oheime Friedrich und Heinrich, durch bedeutende Taten seinen Namen im Buche der Geschichte verewigt der Nachwelt zu überliefern. Ist sein Andenken gleichwohl dunkler Vergangenheit entrissen, so hat er es dem Nachruf zu danken, den der König in einer von ihm selbst verfaßten und in der Akademie der Wissenschaften an seinem 20. Geburtstag verlesenen, schwungvollen und tief empfundenen Gedächtnisrede ihm widmete. Bereits um dieser Auszeichnung willen gewinnt der Prinz für uns erhöhtes Interesse. Aber indem wir den Spuren seiner Erdentage nachgehen und sein Bild uns vergegenwärtigen, empfangen wir neue Einblicke in das Leben und Treiben am preußischen Königshofe, und wir lernen den alternden König in seinem geradezu väterlichen Verhältnis zu dem jungen Nachwuchs seines Hauses von einer noch wenig beachteten Seite kennen, die ihn bei aller mit den zunehmenden Jahren wachsenden Härte und Schärfe seines Wesens unseren Herzen menschlich näher bringt.

Eine der wesentlichsten Quellen für die Geschichte Heinrichs bilden die „Erinnerungen" seiner Schwester Wilhelmine, die im Jahre 1767 den Erbstatthalter der Niederlande und Prinzen von Oranien Wilhelm V. heiratete. Neben ihrem Oheim König Friedrich stehen in ihrer Darstellung ihre beiden Brüder, Friedrich Wilhelm und Heinrich, im Vordergrund; besonders enge Beziehungen verknüpften sie mit dem

Digitized by Google

jüngeren von ihnen, behauptet sie doch geradezu, daß sie alles, was sie wert sei, ihm zu danken habe.

Eine wertvolle Ergänzung zu diesen „Erinnerungen" bilden die im Haager Hausarchiv aufbewahrten Briefe, die Heinrich in den Jahren 1764 bis 1767 an seine Schwester richtete, und die mit dem Nachlaß des Prinzen im Königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg der folgenden biographischen Skizze zugrunde gelegt sind.

Drei Jahre nach der Geburt Friedrich Wilhelms schenkte die Prinzessin Luise Amalie ihrem Gatten August Wilhelm, dem präsumtiven Thronfolger, am 30. Dezember 1747 einen zweiten Sohn, Heinrich, „stark und kräftig, der wie ein Adler schreit", so lesen wir in einem Briefe König Friedrichs, und abermals vier Jahre später eine Tochter, Wilhelmine, die Verfasserin der „Erinnerungen". Diese erzählt, wie bereits frühzeitig der ältere Bruder einen eigenen Hofstaat erhielt und wie sie die nächsten Jahre gemeinsam mit Heinrich verlebte, an derselben Tafel mit ihm speiste; damals sei denn auch schon der Grund zu ihrer späteren innigen Freundschaft gelegt worden. Nur die ersten Jahre verbrachten die Kinder August Wilhelms im Elternhause. Während Heinrich und Wilhelmine Anfang 1755 ins königliche Schloß übersiedelten, um unter der Aufsicht der Königin-Mutter Sophie Dorothea, der Witwe Friedrich Wilhelms I., erzogen zu werden, ließ der König im August 1754 den Prinzen Friedrich Wilhelm — oder Prinz Friedrich, wie er genannt wurde — nach Potsdam kommen.

Diese örtliche Trennung hatte zwischen den Brüdern einen Briefwechsel zur Folge, der am 4. September 1754 beginnt und bis zum Sommer 1756 währt. Aber gleichwie bei den späteren Schreiben an Wilhelmine, liegen auch hier die Antworten des Empfängers nicht mehr vor. Echte, rechte Kinderbriefe sind es, wie bereits ein Blick auf das Äußere, auf die mühsam gezirkelten Buchstaben lehrt. Und buntscheckig ist auch ihr Inhalt; so erscheint gelegentlich dem kleinen Korrespondenten die Mitteilung wissenswert, daß der Brief, den er sendet, „ohne Kladde" abgefaßt sei. Allerdings ist dabei zu bedenken, daß alle Briefe französisch geschrieben sind. Kleine Tageserlebnisse, Besuche, Spaziergänge werden aufgezählt. Einen großen Raum beanspruchen jedesmal die Grüße und Empfehlungen, die gewissenhaft ausgerichtet werden. In scherzhafter Form ruft sich die Hofdame der Königin-Mutter, Fräulein von Knesebeck, eine der sympathischsten Er-

Digitized by Google

scheinungen am damaligen Berliner Hofe, dem jungen Friedrich in Erinnerung. „Fräulein von Knesebeck", so schreibt Heinrich, „läßt Dir sagen, daß Du nicht mehr an sie denkst"; ein andermal muß er dem Bruder bestellen, „daß sie traurig ist, daß Du ihr keine Komplimente hast machen lassen". Aber auch bereits Regungen des Herzens spielen in den Briefwechsel hinein. Freilich sind sie bei Heinrich nicht allzu tief gegangen; denn es wird ihm noch leicht, über die Abreise des Gegenstandes seiner Verehrung sich zu trösten: „Mein Kummer ist verschwunden", schreibt er am 7. November 1754, „bei dem Anblick eines Paares Pantoffeln, die man mir hat machen lassen." Ein Vierteljahr später keimt eine neue Neigung auf. „Ich bitte Dich", bringt er am 2. Februar 1755 in seinen Bruder, „mir zu sagen, ob Fräulein L. in Potsdam oder in Berlin ist." Nicht ganz drei Wochen später heißt es: „Aus Deinem Briefe errate ich, daß Fräulein L. in Berlin ist, und in kurzem werde ich es mit Sicherheit wissen." Auch dieser Liebestraum findet ein schnelles Ende, wie aus dem Briefe vom 1. März hervorgeht, der gleichzeitig ein freimütiges Bekenntnis des Prinzen enthält: „Ich weiß wohl, daß Fräulein L. hier ist, und ich würde Dich der Unbeständigkeit beschuldigen, wenn ich mich nicht genau in demselben Fall befände, da ich mein Herz der älteren Schwester geschenkt habe." An welche der beiden die Komplimente sich richten, die Heinrich in den folgenden Schreiben seinem Bruder aufträgt, bleibt danach zweifelhaft. Jedoch nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere, ihre Hunde, tauschen Höflichkeitsbezeugungen aus. „Hermine umarmt zärtlich Pyramus und Cartouche", heißt es am 19. April 1755, und am 27. Februar 1756 sogar: „Meine beiden Hunde machen Dir ihre Reverenz."

Mancherlei interessante Schlaglichter wirft ferner der Briefwechsel auf die Erziehung der jungen Prinzen. Der preußischen Tradition entsprechend empfangen sie zeitig eine militärische Ausbildung. Im Januar 1754 war Prinz Friedrich zum Offizier ernannt worden; indessen bezeichnend für den König und die Zeit ist die Form, in der dieses geschah. Er läßt seinen Neffen, wie der Kammerherr Graf Lehndorff erzählt, in sein Zimmer treten; nach klassischem Vorbild zeigt er ihm „Tabatieren, Etuis, Taschenuhren und einen Degen, und läßt ihn wählen. Der junge Prinz greift nach dem Degen, worauf der König ihm erklärt, daß er jetzt Offizier sei." Auch Heinrich erhält,

Digitized by Google

noch nicht achtjährig, einen Exerziermeister. Am 21. November 1755 bittet er seinen Bruder: „Schicke mir ein Gewehr, ein bißchen kleiner als das, welches Du hier hattest, mit einem Bajonett, einen Säbel und ein Koppel, weil ich anfange zu exerzieren.“ Gewehr und Säbel, die ihm daraufhin zugehen, ernten denn auch als „sehr schön“ Heinrichs ganzen Beifall, wie er in seinem Dankesbrief vom 10. Dezember ausspricht.

Im Vergleich mit der vorhergehenden Regierung tritt jedoch die militärische Seite der Erziehung auffallend zurück; dagegen nimmt die unter Friedrich Wilhelm I. so verpönte Beschäftigung mit Literatur und Kunst in dem Leben seiner Enkel einen überraschend breiten Raum ein. Trotz seiner großen Jugend sehen wir Heinrich als eifrigen Theaterbesucher und -chronisten, der in seinen Briefen den Bruder über alle künstlerischen Ereignisse auf dem laufenden erhält. „Wir werden in kurzem eine deutsche Komödie haben, aber nicht die Schuchsche Gesellschaft“, schreibt er am 23. November 1754. „Der Harlekin wird alle Tage erwartet . . ., man sagt, er sei ein sehr guter Schauspieler“, berichtet er am 14. März desselben Jahres, und nachdem er ihn gesehen: „Harlekin hat mir sehr gefallen, er hat seine Rolle in ‚Timon dem Menschenfeind‘ sehr gut gespielt.“ Aber sogar die französische Komödie wird besucht, der knapp siebenjährige Prinz sieht Molièresche und Destouchesche Lustspiele, „L'école des maris“, „Georges Dandin“, „Le glorieux“, er sieht Ballette, und gern glauben wir ihm, wenn er in seinem Briefe vom 23. November 1754 bei der Schilderung eines solchen Theaterbesuchs offenherzig gesteht: „Ich weiß nicht, was das erste Ballett vorstellte.“

Bezeichnend für den neuen Zug, der durch das damalige Geistesleben ging, sind ebenso die Angaben des Prinzen über seine Lektüre; während er seinem Bruder auf dessen Wunsch „contes turques“, wohl „1001 Nacht“, sendet, studiert er selbst den „Télémaque“, den von Fénélon verfaßten Fürstenspiegel. Am 22. Juli 1755 teilt er jenem mit: „Ich habe Don Quichote zu lesen angefangen, und ich bin schon im dritten Bande, bei der Hochzeit von Gamache, wozu“, wie er launig hinzufügt, „ich Dich einlade.“ Und einen Niederschlag seiner gelehrten historischen Studien müssen wir in der Unterschrift des Briefes vom 27. Februar 1756 erblicken, den er zeichnet: „Votre très humble et très obéissant frère Henri IV, tué par Ravaillac 1610.“

Digitized by Google

In diesen Schreiben ist uns endlich auch ein kleiner Zug aufbewahrt, der den König in seinem Verhältnis zu den jungen Neffen zeigt. Heinrich berichtet darüber seinem Bruder am 24. Oktober 1754: „Der König hat mich gefragt, ob ich wolle, daß er Dich in die Tasche stecke, um Dich nach Berlin mitzubringen." Wie sich andrerseits das Verhältnis August Wilhelms zu seinen Kindern gestaltete, beschreibt uns Graf Lehndorff in seinem Tagebuch: „Es gibt nichts Zärtlicheres als diesen biederen Prinzen gegenüber seinen Kindern, wenn er mit ihnen allein ist. In der Öffentlichkeit ist es anders, da hält ihn wohl ein wenig falsche Scham zurück. Man muß aber auch diesen königlichen Kindern", fährt er fort, sie im folgenden kurz charakterisierend, „die wirklich himmlisch sind, gerecht werden. Der ältere Prinz besitzt neben viel Schüchternheit viel gesunden Menschenverstand, der jüngere ist von entzückender Anmut, und bei der Prinzessin deuten alle Anzeichen darauf hin, daß sie eines Tages recht liebenswert sein wird." Kurz darauf wiederholt er das Lob Heinrichs: „Es ist ein liebenswürdiges Kind", aber einschränkend fügt er hinzu: „Er würde noch besser sein, wenn seine Erziehung es wäre."

Wie weit Lehndorffs Kritik zutrifft, können wir nicht entscheiden, da wir außer den eigenen Mitteilungen Heinrichs und den Namen seiner Erzieher nichts Näheres wissen. Sein militärischer Gouverneur war der Generalmajor Johann Heinrich Jobst Wilhelm von Buddenbrock, dem 1763 in dieser Stellung der bisherige Kommandeur der Gardedukorps Oberstleutnant von Blumenthal folgte. Eben damals schrieb auch der König: Die Wahl des Nachfolgers für Buddenbrock sei sehr schwierig, denn Heinrich „sei so liebenswürdig, daß es ein Jammer wäre, ihn in schlechte Hände zu geben". Das Amt eines Lehrers und Hofmeisters bekleidete zunächst der jüngere Bruder des Erziehers des Prinzen Friedrich, Nikolaus Beguelin; späterhin wird der Baron Johann Heinrich Andrié von Gorgier angegeben, der Ende 1765 zum Staatsrat von Neuchâtel ernannt wurde und, wie es scheint, bald darauf Preußen verließ, gleich den Gebrüdern Beguelin ein geborener Schweizer, wie denn überhaupt zu Friedrichs Zeiten zahlreiche Schweizer uns in preußischen Diensten begegnen.

Wir kommen zu den Ereignissen des Jahres 1756, die sich kaum in den Briefen Heinrichs wiederspiegeln. So findet sich aus den bewegten Sommermonaten unter dem 31. Juli die einzige Notiz: „Man

Digitized by Google

sagt hier, daß wir keinen Krieg haben werden, sondern daß es einzig ein Lager in Spandau geben wird."

Als nun der Krieg ausbrach und der König ins Feld zog, blieben die jungen Prinzen am Hofe zurück; sie teilten dessen Schicksal, die Flucht nach Spandau im Oktober 1757, den erst vorübergehenden und dann dauernden Aufenthalt in Magdeburg. Im Juni 1758 traf sie das schwere Schicksal, den Vater durch den Tod zu verlieren. Sofort beauftragte der König seinen ehemaligen Gouverneur, den alten Feldmarschall von Kalckstein, für ihre Erziehung zu sorgen, und er selbst sah sie am 10. Dezember des Jahres in Torgau, wohin er sie hatte kommen lassen. Dort war es auch, wo er dem Prinzen Heinrich auf seine schon im August ausgesprochene Bitte persönlich das Portepee verlieh. Den Eindruck, den er bei dieser Begegnung von seinen Neffen gewann, faßte Friedrich in die Worte zusammen: „Ich habe den älteren zu seinem Vorteil verändert gefunden und den jüngeren reizend." Zu längerem Besuche berief er sie im Winter 1760/61 in sein Winterquartier, und während Prinz Friedrich, der nunmehrige Thronfolger, den Feldzug des Jahres 1762 im Gefolge seines königlichen Oheims mitmachte, blieb Heinrich am Hoflager in Magdeburg zurück, da sein jugendlicher Körper den Strapazen des Krieges noch nicht gewachsen war und der König nicht alle Hoffnungen des Staates auf einmal der Gefahr aussetzen wollte. Erst zu den Winterquartieren fand er sich wieder in Leipzig ein. Der König lebte in stiller Zurückgezogenheit; nur durch seine Neffen erfuhr er, „wie man sich in Leipzig vergnügt". Nach dem Briefe vom 14. Januar 1763 an seinen Bruder, den nach Berlin voraufgereisten älteren Prinzen Heinrich, dem wir diese Mitteilung entnehmen, müssen die Wogen des geselligen Treibens recht hoch gegangen sein. „Ich höre nur von Bällen und Redouten, und um Dir einen Begriff davon zu geben, eine Frau Friedrich, ehedem Gärtnerin in Seidlitz, jetzt die Frau eines Offiziers bei den Freihusaren, ist eine der Hauptheldinnen auf diesen Festen." So erzählt König Friedrich weiter, um scherzend seinen Bericht mit der Bitte zu schließen: „Laß in den Berliner Kirchen dafür beten, daß der Himmel unsere jungen Leute vor den Gefahren, die sie laufen, behüte."

Hatte die Trennung des Jahres 1762 zu einer Erneuerung der Korrespondenz zwischen den Prinzen Friedrich und Heinrich geführt,

Digitized by Google

Prinz Heinrich, Neffe Friedrichs des Großen.

(Ölgemälde von Ch. A. Ph. van Loo im Hohenzollern-Museum.)

Digitized by Google

die sich vorwiegend um die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz dreht, so hatte der abermalige Aufenthalt Heinrichs im königlichen Hauptquartier zur Folge, daß er sich nur um so inniger an den König anschloß und die Gefühle der Verehrung und Liebe für den Oheim auch seiner jungen Schwester einflößte.

Nachdem Wilhelmine und Heinrich bisher immer nur mit kurzen Unterbrechungen zusammengewesen waren, änderte sich das mit dem Jahre 1764, wo er, wie zehn Jahre zuvor sein Bruder, dauernd nach Potsdam übersiedelte. Nun beginnt auch zwischen ihnen ein stetig unterhaltener Briefwechsel, von dem, wie bereits erwähnt, nur die Schreiben Heinrichs auf uns überkommen sind.

Wie ein Nachhall der Magdeburger Tage klingt es sogleich in dem ersten, vom 14. Juni 1764, wieder. Der Prinz hatte den König zur Revue begleitet. „Als ich durch Magdeburg kam", so schreibt er, „habe ich alles in demselben Zustande gefunden, wie wir es verließen, außer daß man um den Domplatz eine Baumallee gepflanzt und das Pflaster entfernt hat." Sein Oheim, Prinz Ferdinand von Braunschweig, der Gouverneur der Festung, veranstaltete einen Ball; Heinrich fühlte sich „wahrhaft ergriffen", schien es ihm doch, als ob er bei der Königin, die ehedem dort gewohnt hatte, sich befände, „weil alles genau so wie damals war". Viele von den „alten Bekanntschaften" sah er wieder; er suchte die vertrauten Stätten auf, wo er mit der Schwester geweilt, ihren selbstgepflanzten Garten, „der in größter Schönheit steht; denn die Bohnen sind von einer riesigen Größe".

Während der König geradeswegs nach Potsdam zurückkehrte, hatte Heinrich mit seinem Bruder Friedrich und den braunschweigischen Vettern, den Prinzen Wilhelm und Friedrich August, die im Oktober 1763 in das preußische Heer eingetreten waren, noch einen Abstecher nach Braunschweig gemacht. Über diesen verbreitet er sich in dem oben angeführten Briefe des näheren. Zunächst meldet er, daß er mit der Erbprinzessin Augusta, der Schwester Georgs III. von England, die im Januar 1764 sich mit dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand vermählt hatte, „sehr schnell Bekanntschaft geschlossen habe; sie hat ein sehr geselliges Wesen, völlig ohne Komplimente". Ganz anders freilich lautet das Urteil, das König Friedrich etwas später über sie fällte, da er ihr schuld gab, den Unfrieden in die braunschweigische Familie getragen zu haben. Bedeutsamer ist für uns die zweite Per-

Digitized by Google

sönlichkeit, die Heinrich erwähnt. „Prinzessin Elisabeth", schreibt er der Schwester, „ist sehr liebenswürdig, sie freut sich sehr, Dich im nächsten Monat zu sehen." Damit deutet er auf den Besuch hin, den die braunschweigische Familie im Juli am preußischen Hofe zur Verlobung eben dieser Prinzessin mit dem Prinzen von Preußen abstattete. Ein Jahr später, am 14. Juli 1765, wurde die Vermählung vollzogen.

Damit erweiterte sich abermals der Kreis der königlichen Familie, und es kam ein neues, das weibliche Element in die Potsdamer Geselligkeit, trug diese doch bis dahin ein fast klösterliches Gepräge; denn außer vorübergehenden Besuchen sah der König nur im Juli, wenn er die Brunnenkur gebrauchte, weibliche Gäste auf längere Zeit bei sich, so 1763 seine Schwester Sophie Dorothea Marie, die Markgräfin von Schwedt, mit ihrer Familie, der er sogar Sanssouci einräumte, um sich selbst mit dem sogenannten „Japanischen Hause" zu begnügen, und jetzt, 1764, seine Schwester Charlotte, die Herzogin von Braunschweig, mit den Ihrigen. Seine tägliche Umgebung bildeten die jeweilig in Potsdam versammelten Freunde und Mitglieder der Tafelrunde, Offiziere und die unverheirateten Prinzen. Die Schilderung, die der Baron von Bielfeld 1739 von seinem dortigen Aufenthalte und dem Balle entwarf, wo die Offiziere aus Mangel an Damen miteinander tanzten, schien auch jetzt noch zuzutreffen; denn eben im Sommer 1763 erklärte der König, er möchte seinen Schwedter Nichten einen Ball geben, aber es fehle an Damen: „man müßte", schrieb er scherzend seinem Bruder Heinrich, „vielleicht in die Intelligenzblätter setzen: wer Lust hat zu tanzen, komme zu der und der Stunde an den angegebenen Ort." So will auch in dem Augenblicke, da sein Bruder, der Prinz von Preußen, mit seiner jungen Gemahlin einzieht, dem Prinzen Heinrich es „traumhaft" dünken, „daß es hier eine Prinzessin gibt, in Potsdam, wo wir stets so furchtbar einsiedlerisch gelebt haben". Hatte man einst diese Stadt als „eine Art Gefängnis" bezeichnet, so wurde jetzt, wie uns ein Offizier der Garnison erzählt, „ein ganz anderer Ton" und zwar von dem König selbst angeschlagen: er ließ „fast täglich" und „des Nachmittags schon" einige Offiziere vom Bataillon Garde nach Sanssouci kommen; „es wurden theatralische Vorstellungen gegeben, jede Woche einige Male getanzt oder kleine Spiele gespielt." Maskeraden, Bälle und Konzerte hatten bereits die

Digitized by Google

ersten Wochen ausgefüllt, die nach Abreise des Königs und der übrigen Prinzen zu den schlesischen Manövern das junge Paar mit der nach Potsdam geladenen Prinzessin Wilhelmine verlebte. Man veranstaltete dann regelmäßige Zusammenkünfte, dreimal wöchentlich, auf denen getanzt werden sollte, da, wie Heinrich am 4. November 1765 erzählt, „meine Schwägerin versprochen hat, fast stets dorthin zu kommen". Einen Monat später berichtet er weiter: „Der Prinzessin, meiner Schwägerin, gefällt es hier andauernd gut, und die herrschende Kälte hat sie gestern nicht daran verhindert, zu Fuß spazieren zu gehen. Sie lernt noch anhaltend komische Opern mit ihren Brüdern", die, wie uns von anderer Seite bestätigt wird, großes Talent dafür besaßen. Da es aber, nach eben dieser Quelle, auch fernerhin in der Potsdamer Gesellschaft an geeigneten Persönlichkeiten für das Theaterspiel fehlte, blieb es im wesentlichen auf die Mitglieder des Hofes beschränkt. Zu neuer Blüte gelangte es nach Ankunft der Herzogin von Württemberg im Winter 1766 auf 1767. Wir erfahren darüber Näheres aus einem Briefe vom 4. Dezember 1766, in welchem Heinrich seiner Schwester den Plan zur Aufführung des Lustspiels „Le philosophe marié" von Destouches und die Rollenbesetzung mitteilt. Die Soubrettenpartie der „Finette" gab die Herzogin; eben diese Rolle hatte in der Rheinsberger Zeit einst die „kleine Tettau" gespielt, die davon ihren Beinamen empfangen und als „die künftige Gunstdame des preußischen Hofes" gegolten hatte. Bemerkenswert ist ferner, daß der Prinz von Preußen sich an den Aufführungen nicht beteiligte. Aus einigen weiteren Äußerungen Heinrichs dürfen wir endlich schließen, daß er selbst gern dem Beispiel seines Bruders gefolgt wäre; denn im Hinblick auf die bevorstehende erste Probe ruft er seiner Schwester zu: „Du kannst Dir denken, in welchem Seelenzustand ich mich befinde", und als die Vorstellung endlich vor sich gegangen, berichtet er zwar, daß er zu seinem Erstaunen nicht solche Furcht gehabt habe, wie er anfangs geglaubt, beschwört sie aber dann mit drolligem Pathos: „Laß Dich dadurch um Himmels willen nicht bestimmen, mich diesen Winter Theater spielen zu lassen."

Dieses heitere und lebendige Bild des Hofes in Potsdam, das sich vor unseren Augen entrollt, blieb freilich nicht ungetrübt und währte nicht allzulange. Von den düsteren Stimmungen, die über den einst so lebensfrohen Kreis sich senkten, entwirft der damals in

Digitized by Google

Kyritz weilende Prinz Heinrich im Frühjahr 1767 ein anschauliches Bild, das er allerdings nur mit lachendem Auge sieht: „Das schöne Leben, das man jetzt in Potsdam führt, läßt mich dem Himmel danken, daß ich hier bin; wenigstens bin ich hier nicht geniert, und ich kann hier tun, was ich will. Ich glaube, mit meinen Augen die üble Laune meines Bruders, seiner Frau und des Prinzen Friedrich (von Braunschweig) zu sehen, wenn sie im Kreise mit der Herzogin (von Braunschweig), der Wartensleben und der Winterfeld (wohl Hofdamen) zusammensitzen — hahaha! — ich kann nicht anders, ich muß lachen, wenn ich daran denke." Doch hatte dieses Bild seine sehr ernste Seite; es zeigten sich darin bereits die dunkeln Schatten, die der zwei Jahre später folgenden Trennung der unglücklichen Ehe des Thronfolgers voraufgingen.

Nur in vorübergehenden Besuchen nahm die Prinzessin Wilhelmine, die der Obhut der Königin Elisabeth Christine und ihrer Mutter Luise Amalie anvertraut war, an den Potsdamer Vergnügungen teil. Aber der König vergaß die Abwesenden nicht. So hatte er sich während des letzten Kriegsjahres bei dem in seinem Gefolge befindlichen Prinzen Friedrich des öfteren nach Heinrich und dessen Gesundheit erkundigt, ob er Briefe von ihm habe, ob dieser noch immer heiterer Laune sei, und er hatte ihm bestellen lassen, „daß der alte Onkel ihn nicht vergessen werde". So fragte er jetzt nach der jungen Wilhelmine, ob sie noch an ihn denke, ob sie ihm keine Komplimente ausrichten lasse. Trotz seiner Versicherung, wie Heinrich ihr im November 1764 schreibt, habe der König es ihm nicht glauben wollen und ihn beauftragt, ihr zu erklären: „Würdest Du ihn auch vergessen haben, er habe gewiß nicht ebenso an Dir gehandelt." Doch trotz der offenbaren Zuneigung, die der königliche Oheim ihnen beiden entgegenbrachte, hielt Heinrich eine gewisse Vorsicht für angemessen und ermahnte daher seine Schwester: „Antworte mir also bald und setze absolut nichts in Deinen Brief, was der König nicht lesen soll, und hast Du sonst mir etwas zu sagen, so ist es besser, Du schreibst zwei Briefe."

Auch auf einige weitere Mitglieder der königlichen Familie fallen in den Schreiben des Prinzen interessante Streiflichter. Über den älteren Prinzen Heinrich, den Bruder des Königs, erfahren wir allerdings nicht mehr, als daß er den kranken Neffen in Potsdam besuchte,

Digitized by Google

ihn über Theaterneuigkeiten unterhielt, und daß er ihn bei einem Besuche in Rheinsberg, Frühjahr 1767, „mit aller erdenklichen Güte“ aufnahm und Garten und Schloß ihm zeigte. Ein ähnliches freundliches Verhältnis, wie zu diesem Oheim, bestand noch zu seiner Tante Amalie. So außerordentlich König Friedrich, nächst der Markgräfin von Baireuth, diese unter seinen Schwestern allzeit auszeichnete, so wenig war sie bei ihren übrigen Anverwandten beliebt. Nicht nur mit ihrer Schwester in Schweden stand sie auf sehr gespanntem Fuß, auch ihre Beziehungen zu der jüngeren Generation scheinen keineswegs herzliche gewesen zu sein, wie denn Heinrich geradezu bemerkt, daß zwischen ihr und seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, nicht „große Sympathien“ herrschten. Aber auch er selbst sucht einmal einer von ihr „recht übel ausgedachten“ Partie nach Steglitz sich zu entziehen. Bei dieser Gelegenheit lernen wir Heinrich als Diplomaten kennen. Er schreibt seiner Schwester, Frühjahr 1767: „Nenne ich einen Tag, so kann ich hernach keinen triftigen Entschuldigungsgrund finden, da sie alles weiß, was hier vorgeht.“ So schiebt er denn seinen Bruder vor und beauftragt Wilhelmine, der Prinzessin Amalie seine ganze Bereitwilligkeit mitzuteilen, ihr aber gleichzeitig vorzustellen, daß jener es auch ihr, der Schwester, übel vermerken würde, wäre er nicht dabei. Danach, hofft er, werde Amalie alle Lust an ihrem Vorschlage verlieren. Durchschaute diese den Zusammenhang oder nicht, jedenfalls fragt Heinrich bald darauf bei Wilhelmine an, ob jene gegen ihn verstimmt sei. „Ich denke, ja“, fährt er fort; „aber ich tröste mich darüber schon; was nützt es, sich darum zu grämen?“

Eine besondere Stellung innerhalb der Familie nahm endlich auch Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder des Königs, mit den Seinigen ein. Infolge der Herkunft seiner Gattin Luise, der zweiten Tochter des nicht eben rühmlich bekannten Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, gravitierte er zu der Schwedter Nebenlinie, die König Friedrich nicht als gleichberechtigt und vollwertig ansehen wollte. Zu diesem Kreise gehörten auch die beiden Schwestern der Prinzessin, Dorothea, deren Gemahl Prinz Friedrich Eugen von Württemberg ein in Treptow an der Rega stehendes Dragonerregiment kommandierte, und die noch unverheiratete Philippine, die nach dem Tode ihrer Mutter, der Markgräfin, im November 1765 in das Haus des Prinzen Ferdinand übersiedelte, und der wir noch ferner-

Digitized by Google

hin begegnen werden. „La Ferdinanderie“, so hieß im vertraulichen Gespräch zwischen Heinrich und Wilhelmine kurzweg die ganze Ferdinandsche Sippe, oder auch wurde sie scherzhaft „La Tonterlontontonnerie“ genannt, eine Wortbildung, welcher der in der Kindersprache für Onkel gebräuchliche französische Ausdruck „tonton“ zugrunde liegt. Auch dieser Kreis war, wenngleich in anderem Sinne als die Prinzessin Amalie, gefürchtet; denn ausdrücklich ermahnt Heinrich die Schwester zur Vorsicht gegen die „Ferdinandschen“, als er ihr einmal von einem geheimen Ausfluge spricht, sein Gebot durch die Mitteilung erläuternd: „Es ist nicht anders, ich bin ihrem Geiste allgegenwärtig, da sie mich am vergangenen Donnerstag in Berlin gesehen haben wollen, während ich ruhig bei der Prinzessin von Preußen, ebenso wie mein Bruder, speiste.“

Durch die getrennte Hofhaltung des Königspaares war es bedingt, daß nur zur Karnevalszeit und bei besonderen Festlichkeiten die ganze Familie sich versammelte. Um sich in der Zwischenzeit zu sehen, wurden Rendezvous veranstaltet. Wir hörten schon von dem mißliebigen Vorschlag der Prinzessin Amalie, sich in Steglitz zu treffen. Ein andermal plant Heinrich einen gemeinsamen Ausflug, doch auch hier bewährt er sich als Diplomat; denn er sucht es so einzurichten, als ginge der Wunsch von der Prinzessin von Preußen aus: „Das wird“, wie er seiner Schwester schreibt, „die Sache natürlicher machen.“ Aber die offiziellen Besuche, die man sich hüben und drüben abstattete, die Partien, die man unternahm, und selbst der Briefwechsel vermochten bei dem innigen Verhältnis, in dem das Geschwisterpaar zueinander stand, doch nicht zu genügen. Der Zwang andrerseits, den der ständige Aufenthalt in Potsdam dem Prinzen auferlegte, ließ ihn in dem Winter auf das Jahr 1767 den Ausweg heimlicher Rendezvous oder „Promenaden“, wie er sie nannte, ergreifen. Über die Art und Weise, wie er sie ins Werk zu setzen pflegte, belehrt uns ein dem März 1767 angehöriger Brief. „Wäre es nicht möglich“, schreibt er, „daß ich einmal an einem anderen Tage als Dienstags nach Berlin käme, weil sie es sonst hier merken werden, wenn ich mich krank stelle?“ Daß seine Mutter eingeweiht war, geht aus dem darauf folgenden Vorschlag hervor: „Könnte es nicht an einem Tage geschehen, wo Mama bei der Königin speist? sie könnte dann zu Dir kommen, bevor sie zur Königin geht, und so würde ich sie auch sehen.“ War er in

Digitized by Google

der Frühe des folgenden Tages wieder nach Potsdam zurückgekehrt, so teilte der besorgten Schwester ein Brieflein die glückliche Ankunft mit: „Ich habe die Ehre, Dir nach Deinem gnädigen Befehl anzuzeigen, daß ich diesen Morgen um 7¾ Uhr sehr glücklich und in sehr guter Gesundheit hier angelangt bin. Niemand hat mich gesehen, und alles ist so gut wie nur möglich abgelaufen. Ich versichere Dich, daß meine Promenade mir jetzt wie ein lieblicher Traum erscheint, der aber sehr schnell enteilt ist."

Wilhelmine läßt er an allem teilnehmen, was ihn betrifft. In einer Reihe von Briefen gibt er ihr einen Überblick über seinen Potsdamer Aufenthalt. Er stehe „noch immer" um 5 Uhr morgens auf, schreibt er ihr am 6. November 1764, und, zu einer Schilderung seines Lebens übergehend, fährt er fort: es verfließe ruhig und werde nur von den stets fortdauernden Zusammenkünften mit den braunschweigischen Vettern unterbrochen, „wo ich fast niemals Karten spiele; gewöhnlich spiele ich Schach mit dem Prinzen Wilhelm". Vierzehn Tage später setzt er den Bericht fort: alles sei unverändert. „Ist es schönes Wetter, gehen wir bisweilen auf die Jagd, um uns Bewegung zu machen." Ein andermal beschreibt er die Einrichtung seines Zimmers: „Es gibt nichts anderes darin als meine Bibliothek, einige niedliche Bilder, meinen großen Tisch, meinen Stuhl und ein Stehpult. Ich fühle mich hier sehr froh und sehr behaglich." Als Wilhelmine die Ausstattung durch das Geschenk einer Lampe vervollständigt, kann er ihr nicht genug für diese „charmante galanterie" danken, und in dem nächsten Briefe verfehlt er nicht, ausdrücklich zu bemerken, daß dieser „bei dem Schein einer sehr guten Lampe" abgefaßt sei. Gleichzeitig revanchiert er sich mit einer Sendung holländischer Schokolade, die sie seines Wissens sehr liebe.

Zu den schönsten Briefen der ganzen Reihe zählt sein in den „Erinnerungen" auch ausdrücklich erwähntes Glückwunschschreiben zu der Einsegnung seiner Schwester am 4. Juli 1766. „Da es jetzt 6 Uhr abends ist, denke ich", so beginnt er, „ist Deine Prüfung beendet, und ich beglückwünsche Dich von ganzem Herzen." Die Erinnerung an den 19. Februar 1764, den Tag, da er selbst Prüfung und Bekenntnis ablegte, erwacht in ihm, und er erklärt: „Ich wünsche, daß Du nicht solche Furcht gehabt hast, wie ich; denn ich kann von mir wohl sagen, daß mir in meinem ganzen Leben nicht so bang zu-

Digitized by Google

mute gewesen ist, wie damals." Launig aber läßt er das Schreiben in der frohen Hoffnung auf baldiges Wiedersehen ausklingen: „Ich erwarte, wenn Du kommst, wirst Du den Potsdamern zeigen, wie eine Prinzessin, die das Abendmahl genommen, und die also nicht mehr ein Kind ist, sich benehmen muß, wie sie freundlich, höflich und gut gegen alle Welt sein kann, ohne doch" — das war ein Seitenhieb, den er hier, wie auch später noch einmal, gegen seine Schwägerin, die Prinzessin Elisabeth, führt — „in einen zu vertraulichen Ton zu verfallen."

Der Briefwechsel der jungen Geschwister läßt sich mit dem Friedrichs und Wilhelminens von Baireuth, an den er auf den ersten Blick zu erinnern scheint, nicht vergleichen. Denn nicht wie dieser ist der uns vorliegende von dem Hauche zarter Poesie umflossen, der um jenen einen eigentümlichen Zauber webt, oder in die Tiefe der Gefühle getaucht, die dort bis zur Überschwenglichkeit sich steigern. Aber den Kindern August Wilhelms ist freilich auch die Bitternis des Leidens erspart geblieben, das jenes andere Geschwisterpaar so fest aneinander kettete, daß selbst die große Scheidewand wieder fiel, die Irrtum und Schuld für mehrere Jahre zwischen ihnen aufgerichtet hatte. Heinrich und seine Schwester wandern auf einfacheren, weniger gewundenen Wegen; denn die Verhältnisse, unter denen sie aufwuchsen, waren unendlich einfacher, ihre Naturen aber auch unendlich schlichter.

Klar spiegelt sich, wie in ihren „Erinnerungen", so auch in diesem Briefwechsel die Aufrichtigkeit des Charakters Wilhelminens wieder. Sie bildet so sehr den Grundzug ihres Wesens, daß es, zu Heinrichs Verdruß, ihr sogar schwer fällt, einen Vorwand zu erdenken, um eine lästige Einladung abzulehnen. Ein andermal klagt er über ihre „éternelles gravités", schien sie doch selbst dem König für ihre Jugend zu ernsthaft zu sein. Auch sonst fehlte es nicht an mancherlei Anlässen, die zu gelegentlichen Verstimmungen führten. Wegen seiner flüchtigen Handschrift, über die sie sich beschwert, entschuldigt er sich mehrmals besonders, doch einmal reißt ihm der Faden der Geduld, und barsch fährt er sie an: „Ich denke, Du wirst diesen Brief lesen können, wenn Du nicht den Star auf beiden Augen hast; denn er ist sehr gut geschrieben." Aber schon in dem nächsten gesteht er die Berechtigung ihres Vorwurfs insofern wieder zu, als er die Siegelung des Schriftstücks mit der Begründung unterläßt: „Niemand als meine

Digitized by Google

liebe Wilhelmine wird es lesen können." Ein weiterer Streitpunkt geht aus dem Briefe vom 12. Juli 1764 hervor, in welchem Heinrich ihr vorhält: „Mich dünkt, Du bist furchtbar auf Förmlichkeit mir gegenüber aus; Du glaubst, Du darfst mir nicht schreiben, wenn Du keinen Brief von mir erhalten hast. Ich kann versichern, daß Du das in keinem Zeremonienbuch finden wirst." Und so ruft er denn ein andermal mit lustigem Spotte: „Wunder über Wunder! Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Wilhelmine hat sich soweit herabgelassen, an ihren Bruder zu schreiben, ohne seinen Brief abzuwarten." Fallen ihre Mitteilungen sehr lakonisch aus, so muß sie es hinnehmen, wenn Heinrich zwar „ihre Vorsicht, der Feder nicht allzu viel anzuvertrauen", bewundernd anerkennt, diese aber daraus herleiten will, daß sie „nichts der Feder anzuvertrauen" habe. Den größten Stein des Anstoßes bildet indessen ihre Nachlässigkeit, mit der sie bisweilen seine Anfragen und Vorschläge beantwortete, und als ihr Bescheid einmal gar zu lange ausblieb, da fleht er in kühnem Bilde den „Zorn des Himmels" feierlich auf sie herab: „Entzündet von meinen Gebeten, soll er auf Dich eine Flut von Blitzen regnen lassen, wenn Du nicht schnell und ausführlich schreibst!"

Aber all das hinderte ihn doch nicht, Wilhelmine zur Vertrauten seiner kleinen Heimlichkeiten zu machen, mag er auch stolz verschmähen, ihr seine Liebe immer wieder von neuem zu beteuern; mit brüderlicher Offenheit offenbart er ihr auch seine Gründe: „Erstlich würde das unnötig sein, da ich glaube, daß Du es schon weißt, und dann wäre es auch sehr geschmacklos."

Wenn er der Schwester wiederholt einschärfte, seine Briefe niemand zu zeigen, so war er doch bereit, eine Ausnahme zu gestatten. Diese betraf die Erzieherin Wilhelminens, die Baronin Sophie von Danckelman. Bevor sie, im März 1758, zu ihrem Amt berufen wurde, hatte „Fike Danckelman", wie sie allgemein hieß, bereits dem Kreise angehört, den August Wilhelm in seinem Berliner Palais, auf seinem Lustschloß Oranienburg zu frohen Festen gern um sich versammelte. Das Vertrauen, das sie bei dem Vater genossen hatte, erwarb sie sich auch bei seinen Kindern, zumal bei Wilhelmine, der sie bei deren Verheiratung auf Wunsch des Königs nach Holland folgte. So bezeichnet Heinrich sie denn auch als den „hohen Rat" seiner Schwester, deren Stimme bei wichtigen Entscheidungen einzuholen er

Digitized by Google

selbst empfiehlt, und keinen Brief sendet er ab, in dem er nicht ihrer gedenkt.

In eine besondere Vertrauensstellung trat bei den Geschwistern endlich noch Friederike Elisabeth, die unglückliche Gemahlin des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, in der wir bereits eine eifrige Teilnehmerin bei dem Potsdamer Liebhabertheater sahen. Als Tochter und „Vermächtnis" Wilhelminens von Baireuth war sie dem König doppelt teuer. So nahm er sich, nach dem Tode ihres Vaters im Februar 1763, als ihr „Advokat" ihrer Interessen an, die Herzog Karl Eugen durch Beschränkung der freien Verfügung über ihren Hofstaat und Aufenthaltsort, wie durch unregelmäßige Zahlung ihrer Pension verletzte. Auf seine Einladung traf sie im November 1766 in Potsdam ein und blieb, im Dezember nach Berlin übersiedelnd, bis zum Juli des folgenden Jahres am preußischen Hofe. Schon einige Wochen nach ihrer Ankunft empfiehlt Heinrich seiner Schwester, „bald Bekanntschaft und Freundschaft mit ihr zu schließen; ich bürge Dir dafür, Du wirst es nicht bereuen." Auf Wilhelminens Wunsch entwirft er von der Herzogin ein lebensvolles Bild, das für uns um so wertvoller ist, als wir im ganzen über die unglückliche Fürstin nur sehr unzulänglich unterrichtet sind. Heinrich schreibt:

„Sa figure est à peu près dans le goût de celle de Madame de Kleist à Berlin, hormis qu'elle n'est pas si grande, et qu'elle n'a pas tout-à-fait autant d'embonpoint. Elle a de beaux yeux bruns, un beau nez, une belle bouche et un beau teint, mais, malgré cela, on voit pourtant qu'elle doit avoir été encore plus belle, il y a quelques années. Ses mains sont très belles, et son pied aussi. Le peu de rouge qu'elle met, lui va fort bien; pour du blanc, elle n'en met certainement pas. Elle se tient très bien, sans affectation et sans hauteur, elle parle très bien et avec tout le monde, sans cependant mettre certaine décence à côté comme quelqu'un que vous connaissez. Elle est très gaie, sans être étourdie."

Ein gültiges Zeugnis für die Richtigkeit seiner Schilderung will Heinrich in dem Umstand erblicken, daß seine braunschweigischen Vettern, die gleichfalls in der Geschichte der Ehe des Thronfolgers keine rühmliche Rolle spielten, sich zwar die äußerste Mühe gegeben hätten, „sie in der Öffentlichkeit auf unwürdige Weise zu verleumden", dann aber doch hätten zugeben müssen, „daß sie an ihr nichts auszusetzen

Digitized by Google

fänden". Von „abscheulichen Intrigen" und bösen Gerüchten, die über die Herzogin umliefen, erzählt ebenso Wilhelmine in ihren „Erinnerungen", wie sie denn auch die Beziehungen berührt, die zwischen derselben und dem Prinzen Heinrich schnell sich knüpften. Seit dem Frühjahr 1767 nahm Friederike Elisabeth an den geheimen Zusammenkünften der Geschwister teil, und bald ergeht kein Schreiben mehr, in dem Heinrich nicht die um 15 Jahre ältere, aber noch immer schöne Cousine erwähnt und ihr sein Kompliment entbietet. Im März schreibt er der Schwester vertraulich sogar, mit der Bitte, ihr nichts davon zu sagen: „Ich lasse mich bereits für meine Herzogin malen." Wir wissen, daß er Daniel Chodowiecki zu dieser Aufgabe nach Potsdam berief. Und als er darauf in Kyritz weilte, sprach er die feste Erwartung aus, Wilhelmine werde „unsere teure Herzogin" nicht „entwischen lassen" und er sie nach seiner Rückkehr wiedersehen. Im ganzen werden wir die Gefühle, die den Prinzen für seine württembergische Cousine beseelten, mit den Worten seiner Schwester dahin zusammenfassen dürfen: „Es gefiel ihm in ihrer Gesellschaft, und er huldigte ihrer Schönheit, ohne daß ich je bemerkt hätte, daß er mehr als Freundschaft für sie empfand."

Anders freilich stand es mit der „göttlichen Philippine", der jüngsten Schwedter Prinzessin. Sie war die glänzendste Erscheinung am Berliner Hofe. Da sie überdies eine reiche Erbin war, so fehlte es nicht an Projekten für ihre Vermählung. Schon bei der Wahl einer Gattin für den Prinzen von Preußen hatte sie in Frage gestanden. Dann wurde ihre Verheiratung mit einem ihrer schwedischen Vettern, zunächst mit dem nachmaligen König Gustav III., darauf mit dessen Bruder, dem späteren König Karl XIII., in Betracht gezogen, bis sie endlich, als alle anderen Pläne gescheitert waren, im Januar 1773 dem dreiundfünfzigjährigen Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel die Hand reichte. Auch den jungen Heinrich hatte sie in die Fesseln ihrer strahlenden Schönheit geschlagen. Bereits im April 1765 erkundigte er sich, gleichzeitig mit dem Auftrag, seine Komplimente zu bestellen, angelegentlich bei seiner Schwester, ob auf einem Balle bei dem Prinzen Ferdinand „eine gewisse Dame von irgendwo gewesen sei und wie man sich befinde". Das war aber niemand anders als Philippine. Zwei Jahre später nennt er sie unumwunden „mes amours" und erklärt mit flammender Begeisterung, er wolle „die ganze Tonter-

Digitized by Google

lontontonnerie und zumal die göttliche Philippine“ in Neu-Ruppin besuchen: „Ich hoffe, eine köstliche Zeit mit ihr zu verleben, aber was sage ich, Stunden? Höchstens halbe Sekunden werden es sein!“ Etwas später berichtet er, der Besuch sei aufgeschoben: „Die halben Sekunden, die ich in Ruppin zuzubringen rechnete, sind noch nicht gekommen.“ Erst am Geburtstage der Prinzessin Ferdinand, am 22. April, werde er „die ganze Pracht der Tonterlontontonnerie“ schauen und mit „Pine“, wie er fast zärtlich sie nannte, tanzen. Und wieder nach einiger Zeit meldet er der Schwester, in merklich abflauender Stimmung: „Fast hätte ich Dir mitzuteilen vergessen, daß ich in Ruppin gewesen, dort in höchstem Grade caressiert und fetiert worden bin. Noch ein zweites Mal soll ich wiederkommen, aber sicherlich werde ich nicht ein drittes Mal dorthin zurückkehren.“

Als dieser Liebesroman spielte, weilte der Prinz in Kyritz. Am 2. April 1767 war er von Potsdam dorthin übergesiedelt, um zum erstenmal als Oberst sein Kürassierregiment, dessen Chef sein Vater gewesen, zu exerzieren und dem König bei der Berliner Revue am 20. Mai vorzuführen. Den ersten Eindruck von Kyritz schildert er am 4. April in lebendigen Farben seiner Schwester: „Ich befinde mich hier wie aus den Wolken gefallen, an einem Ort, wo ich Zeit meines Lebens noch nicht gewesen bin, und wo ich keine Menschenseele außer Blumenthal kenne, und auch von meinen Offizieren weiß ich bis jetzt kaum die Namen; die Stadt ist scheußlich, etwa in dem Stile von Salze (bei Magdeburg). Mein Haus ist ziemlich wohnlich und ziemlich nett möbliert; es ist das beste hier, und für 700 Taler kann ich es kaufen. Danach kannst Du die übrigen beurteilen.“ In seinem nächsten Briefe vom 9. April setzt er den Bericht fort: „Acht Tage bin ich jetzt hier, aber ich kann noch nicht sagen, daß ich mich gelangweilt hätte. Ich exerziere alle Morgen und noch eine Stunde nach Tisch.“ Die freie Zeit blieb dem geselligen Verkehr und Besuchen in der Nachbarschaft, wie in Rheinsberg und Neu-Ruppin, vorbehalten. Daneben schmiedet er Pläne für das Wiedersehen mit Wilhelmine. Ihren Vorschlag, mit ihr und der Herzogin von Württemberg in Oranienburg zusammenzutreffen, muß er ablehnen; denn „Oranienburg liegt 7 Meilen von hier, also könnte ich nicht an demselben Tage zurück sein“. Doch rechnet er, sie noch vor der Revue zu sprechen, „halb inkognito“, während sein Regiment vor den Toren Berlins in Quartier

Digitized by Google

liegt. Bei dem „sehr langen Besuch", den er ihr derart am 18. Mai abzustatten gedenkt, soll auch seine Vermählung zur Sprache kommen, die König Friedrich mit seiner Nichte Sophie Albertine, der Tochter der Königin Ulrike von Schweden, bereits für ihn ins Auge gefaßt hatte. In diesem Heiratsplan werden wir vielleicht auch die Ursache für die plötzliche starke Abkühlung seiner Neigung zu der Schwedter Cousine erblicken dürfen.

So hatte der Prinz kaum seine militärische Laufbahn angetreten, er stand davor, die Wahl einer Lebensgefährtin zu treffen — da ward seinem blühenden Leben und seinen reichen Hoffnungen ein schnelles und unerwartetes Ende gesetzt. Für den 16. Mai war der Aufbruch des Regiments nach Berlin bestimmt; schon am Nachmittag des 15. Mai traten die ersten Anzeichen der Krankheit auf. Trotzdem verließ der Prinz noch Kyritz, doch auf dem Wege, in dem Dorfe Protzen, mußte er zurückbleiben, da die Pocken zum Ausbruch kamen. Auf die Meldung von seiner Erkrankung schickte ihm der König den Obersten Grafen Anhalt und den Rittmeister von Wödtke, um ihm Gesellschaft zu leisten, schien es ja zunächst, als würde die Krankheit einen günstigen Verlauf nehmen. Es stellte sich heraus, daß Anhalt noch nicht die Pocken gehabt hatte, „dahero Se. Königliche Hoheit", wie Blumenthal am 23. Mai dem König meldet, „gedachten Obristen nicht vor sich kommen und ihm vielmehr durch mich anbefehlen lassen, wieder nach Potsdam zurückzugehen, da in Betracht der noch nicht gehabten Pocken dessen Anwesenheit Ihnen mehr Beunruhigung als Vergnügen machen würde". Mit guter Aussicht auf seine Wiederherstellung war auch Prinz Friedrich, der am 19. Mai den Bruder besuchte, nach Charlottenburg zurückgekehrt. Heinrich erlebte die Freude, noch zu hören, daß der König sich über sein Regiment zufrieden geäußert habe; er sagte darauf: „Wir müssen ja nicht hochmütig werden, sondern suchen, es noch besser zu machen." Dann aber trat die verhängnisvolle Wendung ein, die am Abend des 26. Mai zum Tode führte.

Die Nachricht traf den König „wie ein Blitzstrahl". „Mein lieber Hendrich ist tot", setzte er schmerzergriffen unter einen Erlaß an den General von Tauentzien vom 31. Mai. Seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, und seiner Schwester Ulrike aber erklärte er, daß er den Toten wie seinen eigenen Sohn geliebt habe, daß kein Vater größeren

Digitized by Google

Schmerz über den Verlust des eigenen Kindes empfinden könne. In dem jungen Heinrich wollte er das Bild seines Bruders August Wilhelm mit allen dessen Vorzügen, aber ohne seine Fehler wiedererkennen. Und diese Überzeugung äußerte er nicht nur in dem Augenblick des frisch aufwallenden Schmerzes, sondern noch nach Verlauf von Jahren, da er die drei Kinder seines gestorbenen Bruders verglich: „Die Schwester in Holland und mein lieber Heinrich, der tot ist, das war der Vater."

Der König schritt dazu, das Andenken des allzufrüh Dahingeschiedenen in einem glänzenden Nachruf für die Nachwelt festzuhalten, und indem er nicht „das Werk des Schicksals", das eine hohe Lebensstellung, sondern „das Werk der Natur" pries, das Geist und Herz ihm verliehen, entwarf er ein strahlendes Bild der menschlich-schönen Gaben und Züge Heinrichs. Jedoch über eine Totenklage und einen Nachruf hinaus erweitert sich die Ansprache des Königs zu einer eindringlichen Mahnrede. Das Schicksal des einzelnen zu der Allgemeinheit in Beziehung setzend, weist er auf den Verlust hin, den der Staat durch den frühzeitigen Heimgang des zu den größten Hoffnungen berechtigenden Prinzen erlitten habe; denn nicht auf die Weite der Grenzen, auf die Masse der Reichtümer, auf die Zahl der Bevölkerung komme es an, sondern, wie er ausführt: „Die Stärke des Staates beruht auf den großen Männern, die die Natur zur rechten Zeit geboren werden läßt." Legt sie Anlagen und Fähigkeiten in uns hinein, unsere Aufgabe bleibt es, diese auszubilden. So wird Prinz Heinrich in seinem rastlosen Streben nach Vervollkommnung als leuchtendes Vorbild für die Jugend hingestellt, und denkt auch der König dabei zunächst an den Thronfolger, so dürfen wir dennoch in gewissem Sinne in dem „Éloge" das Seitenstück zu dem „Briefe über die Erziehung" erblicken, in welchem er zwei Jahre später sich mit ernster Mahnung an Eltern und Erzieher wendet.

Vor der Öffentlichkeit hatte der König das Wort ergriffen und unter großen Gesichtspunkten das Leben und Streben seines Neffen dargestellt. Auch Wilhelmine, die langjährige Vertraute seines Herzens, verfaßte einen Nachruf. Innig vertieft sie sich in das Wesen des geliebten Bruders und ruft sich noch einmal seine Gestalt vor Augen. Auch dem Toten gegenüber ist sie aufrichtig, und so hält sie nicht mit ihrem Vorwurf zurück, wo sie glaubt, tadeln zu müssen. Doch es sind

Digitized by Google

nur leichte Schatten, und hell und licht strahlt uns aus dem Bilde, das sie mit großen Strichen zeichnet, die Persönlichkeit Heinrichs entgegen. Wir schließen, indem wir diese Schilderung des Prinzen in Wilhelminens eigenen Worten folgen lassen:

„Il était grand, bien fait, se tenant mal; une physionomie très spirituelle et agréable; de beaux yeux bleus foncés; des cheveux et sourcils bruns, presque noirs; le nez ni beau ni laid; la bouche grande, le souris joli, de belles dents; beaucoup de couleur, l'air de la santé même.

„Venons au caractère. Le cœur, on ne peut pas meilleur; de l'esprit naturel, beaucoup d'acquis sans en faire parade; de la douceur, de la complaisance sans faiblesse, ferme sans entêtement, vaillant, courageux sans témérité, prudent sans dissimulation, gai [sans] étourderies, compatissant, généreux sans prodigalité et cachant les bienfaits qu'il faisait; généralement poli, mais extrêmement timide, quoiqu'il tâchât de se vaincre; naturellement vif et sensible, même sur de petites choses, mais ayant assez d'empire sur soi-même pour se vaincre et ne le pas faire remarquer. Un grand fond de religion et d'amour pour Dieu, mais le monde et le mauvais exemple l'avait quelquefois fait négliger, mais jamais abandonner cette belle, grande et respectable religion.

„Enfin, pour finir son portrait, disons qu'il avait un talent particulier à s'attacher tous les cœurs; hélas! on ne l'a que trop vu, lorsque la divine Providence nous enleva ce jeune homme, toute notre espérance. Oui, il fut mon frère, mais sans prévention je puis dire que jamais jeune homme n'était plus sage et vertueux dans une cour remplie d'exemples pernicieux; jamais il ne s'écarta longtemps du droit chemin, et tout le monde qui l'a connu, lui rend la justice qu'il ne lui connaisse pas un seul vice."

Digitized by Google

6.

Die Hochzeit der Prinzessin Wilhelmine von Oranien und der Besuch Friedrichs des Großen und des Prinzen Heinrich in Holland 1768.

In dem letzten Briefe, den Friedrich der Große am 30. Dezember 1758 an die schwerkranke Prinzessin Anna, die Gemahlin des Erbstatthalters Wilhelm IV., richtete, sprach er aus, daß er an ihrem Leben so großen Anteil nehme wie einer ihrer nächsten Verwandten. Die Teilnahme, die sie ihm während des Krieges bezeigt habe, als alle Welt ihn verließ, habe ihn mit einer Dankbarkeit erfüllt, die sein Leben lang dauern würde. „Möchte ich sie Ihnen", so schloß er, „noch beweisen können! Sollte aber die göttliche Vorsehung meine Wünsche nicht erhören: möchte ich dann wenigstens imstande sein, Ihrer Nachkommenschaft zu vergelten, was ich Ihnen schuldig bin!"

Es war ihr Sohn, Wilhelm Batavus, der letzte der Erbstatthalter, auf den Friedrich mit diesen Worten hinwies, und zu dem er wenige Jahre später in ein nahes verwandtschaftliches Verhältnis treten sollte. Sehr wahrscheinlich haben die Beziehungen zu Wilhelm IV. und dessen Gemahlin Anna, die er „eine seiner besten Freundinnen" nannte, auf den Entschluß des Königs eingewirkt, ihren Sohn mit seiner Nichte Wilhelmine, der Tochter seines 1758 gestorbenen Bruders August Wilhelm, zu vermählen; denn ausdrücklich stellt er in Abrede, daß diese Verbindung irgendwie durch politische Rücksichten beeinflußt sei. Sie beschränkte sich allein darauf, wie er in seinen „Denkwürdigkeiten" erklärt, eine „ehrenvolle Versorgung" der Prinzessin zu verschaffen.

Digitized by Google

Prinzessin Wilhelmine von Oranien.

(Ölgemälde von A. R. von Gasc im Neuen Palais bei Potsdam.)

Digitized by Google

Schon bald nach der Rückkehr aus dem Siebenjährigen Kriege, im Sommer 1763, tat König Friedrich die ersten vorbereitenden Schritte, indem er bei dem Prinzen Ludwig Ernst von Braunschweig, der für den damals noch minderjährigen Erbstatthalter die Vormundschaftsregierung führte, vertraulich anfragen ließ. Die Antwort fiel günstig aus, und obgleich noch die Wahl einer braunschweigischen und einer englischen Prinzessin in Frage stand, konnte die Vermählung von Wilhelmine mit Wilhelm V. schon damals so ziemlich als gesichert gelten. Die Angelegenheit ruhte darauf bis zur Mündigkeitserklärung des Prinzen, die mit Vollendung seines 18. Lebensjahres am 6. März 1766 erfolgte.

Eben in diesen Jahren sehen wir den König mehrfach in der Rolle des Ehestifters. „Ich versorge meine Familie", schrieb er an Voltaire. Doch verhehlte er sich nicht das Dornenvolle dieser Aufgabe; denn, wie er seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, erklärte: „Oft kommt es dabei vor, daß man an dem Unglück der Betreffenden arbeitet, während man ihr Bestes will; unser Blick in die Zukunft ist beschränkt, und wir können nur auf den äußeren Schein hin unsere Entscheidung treffen." Diese bittere Erfahrung machte er bei der Vermählung seines Neffen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II., dessen unglückliche Ehe mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig bereits nach noch nicht vierjähriger Dauer 1769 wieder gelöst wurde. Während er mit einem Heiratsplane für dessen jüngeren Bruder Heinrich, den Lieblingsbruder Wilhelminens, sich trug, raffte diesen im Mai 1767 ein plötzlicher Tod dahin. Im Sommer dieses Jahres fand in Charlottenburg die Vermählung seiner Schwester Nichte Luise mit dem Fürsten von Anhalt-Dessau statt, den der König, als jener Schwierigkeiten machte, drastisch abgefertigt hatte: er erwarte seine Erklärung, da er „alsdann schon andere convenable Parthieen vor nurgedachte Prinzessin und vielleicht sozusagen hundert Männer vor einen finden werde". Mit der Hochzeit Wilhelminens, die im Herbste 1767 folgte, glaubte er, „am Ende aller Heiraten in der Familie" zu sein.

Bis zu ihrer Vermählung führen die „Erinnerungen", die die Prinzessin als Sechzigjährige niederschrieb. Über dieses Ereignis selbst erhalten wir in dem bisher nur zum Teil veröffentlichten Tagebuch des Grafen Lehndorff, des Kammerherrn der Königin von Preußen,

Digitized by Google

nähere Mitteilungen, die der folgenden Darstellung vornehmlich zugrunde gelegt sind.

Mitte Juni 1767 war der Geheime Rat Larrey mit dem Schreiben Wilhelms V., das seine Werbung enthielt, aus dem Haag eingetroffen und trug sie am 19. in einer Audienz nochmals mündlich vor. Der König entwarf ihm ein Charakterbild seiner Nichte: er rühmte ihren „ausgezeichneten Charakter", ihre „gesunde Vernunft"; vor allem jedoch hob er hervor, daß sie keine Neigung zu Intrigen habe, und warnte eindringlich, sie zu verderben. Daher seien aus ihrer Umgebung alle unruhigen Geister fernzuhalten, deren Beispiel und Ratschläge schädlich wirken könnten; denn, so faßte er ihre Aufgabe zusammen, „als gute Frau soll sie sich in nichts mischen und als ihre einzige Pflicht betrachten: ihrem Gatten zu gefallen und ihm Freunde zu erwerben".

Am 27. Juli wurde zu Charlottenburg die öffentliche Verlobung vollzogen. In Gegenwart des gesamten Hofes nahm der König den Ring von der Hand der Prinzessin und gab ihn Larrey; darauf steckte er ihr denjenigen an, welchen dieser im Namen des Prinzen überreichte. Ein Kurier überbrachte Ring und Bildnis Wilhelminens nach dem Haag.

War eine Begegnung mit der Prinzessin, die Wilhelm V. noch vor der Verlobung in Braunschweig gewünscht hatte, an dem Widerspruch des Königs gescheitert, der, wie er derb sagte, seine Nichte „nicht auf den Heiratsmarkt schicken" wollte, so ging Friedrich jetzt sogleich auf seine Bitte ein, die Hochzeit, zu der der Prinz persönlich nach Berlin kommen wollte, auf Anfang Oktober festzusetzen [1]). Da dieser sich indessen nur auf beschränkte Zeit vom Haag entfernen durfte, mußte nach dem Worte des Königs die Hochzeit „mit Extrapost" gefeiert werden.

In demselben Briefe an die ihm befreundete Kurfürstin-Witwe

1) Viel erzählt wird die Anekdote, der König habe dem Prinzen die Wahl des Hochzeitstages freigestellt, den Montag aber ausdrücklich ausgeschlossen, mit der Begründung: „An diesem habe ich nie eine Schlacht gewonnen." Diese Anekdote wird jedoch widerlegt durch den Erlaß Friedrichs an den Kabinettsminister Grafen Finckenstein vom 23. September 1767, in dem er selbst zunächst Montag, den 5., „oder wenn der Prinz von Oranien den Montag nicht gutheißen sollte", den 6. dafür in Aussicht nahm. Festgesetzt wurde dann der 4. Oktober.

Digitized by Google

Maria Antonie von Sachsen, dem diese Äußerung entstammt, schildert er die Sorgen und Mühen eines Hochzeiters: er habe eine Oper „Amor und Psyche" verfassen lassen; da aber auf die für die Darstellung der weiblichen Titelrolle in Aussicht genommene italienische Sängerin nicht zu rechnen sei, müsse notgedrungen „ein Knabe als Mädchen verkleidet werden". Indem er sich auf Kosten der „braven Holländer" einen Scherz erlaubt, gibt er der Hoffnung Ausdruck, sie würden, wenig an italienische Opern gewöhnt, „nichts merken und seine Psyche für das nehmen, was sie nicht ist und niemals sein kann". Er schließt: „Eure Königliche Hoheit sehen, was es kostet, Onkel sein: man muß Knaben als Mädchen verkleiden und alles in Bewegung setzen, damit eine Oper zustande kommt, was man dazu auch sagen mag." So hoch auch Friedrich hier für die Vorbereitung des Ganzen seine Tätigkeit einschätzt, so bezeichnet er ein andermal, im Bilde des Schauspiels bleibend, sich doch bei dem Feste selbst als überflüssige Person: „Meine alte Physiognomie", schreibt er im September an seine Schwester, die Königin Ulrike von Schweden, „wird in der Öffentlichkeit figurieren, aber ein Onkel ist nur ein recht unnötiger Statist bei solcher Hochzeit; die Liebe allein sollte dort den Vorsitz führen." Dieser Gedanke führt ihn zu einer Betrachtung über das Kapitel der Fürstenehe. Er wirft die Frage auf: „Was ist die Liebe in diesem Jahrhundert?", um darauf pessimistisch zu antworten: „Eine flüchtige Laune, die Neigung eines Augenblickes, die während der Trauung schon altert und am Morgen nach der Hochzeit schon achtzig Jahre zählt. Die Herren Prinzen zumal behandeln diese Verbindung als Bagatelle. Ihre Frau ist in ihren Augen mehr ein Stück, das zur Einrichtung gehört (meuble de famille), oder ein erster Domestik, den ihre Würde erheischt, als die treue Genossin in Glück und Unglück oder der einzige Gegenstand, dem sie ihre Liebe weihen."

Doch kehren wir nach dieser „Digression" zu unserem Thema zurück. Am 20. September kann der König seinem Bruder aus Potsdam melden: „Ich habe jetzt alle meine Vorbereitungen für die Hochzeit beendet, so daß nur der Opferpriester noch fehlt, um das Opfer zu schlachten." Und am 30. fügt er hinzu: „Morgen mittag wird der Statthalter hier sein, übermorgen gehen wir nach Berlin und treffen mittags im Schlosse ein; denn den jungen Herrn verlangt es nach seiner Schönen, und er will zum wenigsten mit eigenen Augen urteilen."

Digitized by Google

Hier setzt der Bericht des Grafen Lehndorff ein. Der Kammerherr befand sich am Abend des 1. Oktober bei dem Prinzen Heinrich, der die Prinzessin Wilhelmine mit ihrer Mutter, der Prinzessin-Witwe von Preußen, zum Souper geladen hatte. Um 8 Uhr erschien der holländische Gesandte von Verelst mit dem Oberschenken Freiherrn Vogt von Elspe, um die mittags erfolgte Ankunft seines Herrn in Potsdam anzuzeigen. „Die Prinzessin antwortet mit vieler Würde auf das Kompliment, das Herr von Vogt ihr von seiten seines Herrn ausrichtet." Am 2. Oktober versammelte sich alles, was zum Hofe gehörte, im Vorzimmer des Erbstatthalters, der um 11 Uhr ankam. Schon tags zuvor hatte man Lehndorff geschrieben, „daß der Prinz nicht schön sei, daß er aber viel Esprit habe". Den persönlichen Eindruck, den er jetzt erhielt, schildert er folgendermaßen: „Er ist von mittlerer Größe, sein Gang ist unschön, was ihm ein unbeholfenes Aussehen gibt. Sehr höflich empfängt er jedermann. Seine Physiognomie hat nichts Reizvolles, aber auch nichts Abstoßendes. Die Augen sind lebendig, das Gesicht rund, die Haut unklar, der Mund groß." Der König erwartete im Vorzimmer der Königin ungeduldig den Statthalter, der sich nicht ankleiden konnte, da sein Kammerdiener und seine Sachen nicht angelangt waren. Endlich gegen 1 Uhr war alles bereit, die königliche Familie hatte sich um die Königin versammelt. Sobald der Prinz eintritt, nimmt der Monarch ihn bei der Hand und stellt ihn der Königin, der Prinzessin-Witwe und sogleich darauf der Prinzessin Wilhelmine, die sich, einem anderen Bericht zufolge, etwas hinter ihrer Mutter verborgen hatte, mit den Worten vor: „Sehen Sie, das ist Ihre Gemahlin." Als der Prinz sie erblickt, so erzählt Lehndorff, „macht er kurz vor ihr Halt, und plötzlich entfahren ihm die Worte: ‚Das hatte ich nicht erwartet!' Darauf sagte er ihr die zärtlichsten Dinge über ihre Schönheit und ihre Reize. Der König gibt ihm die Erlaubnis, die Prinzessin zu umarmen, was er", wie unser Gewährsmann gewissenhaft vermerkt, „aus vollem Herzen tut". Nachdem er den übrigen Prinzessinnen vorgestellt war, ging man zur Tafel, bei der die Brautleute zwischen dem König und der Königin saßen. Unser Bericht fährt fort: „Der König ist äußerst zufrieden mit dem Esprit des jungen Prinzen, der bei allem, was er tut, nicht verlegen ist. Er zeigt sofort große Zuneigung zu seiner Verlobten und scheint von ihr entzückt." Schon

Digitized by Google

am Abend machen die beiden den Eindruck, „als ob sie gut einander kennen. Sie sprechen sehr vertraulich zusammen", — eine Beobachtung, auf die Lehndorff ein günstiges Horoskop für die Zukunft stellt. Der Abend schließt mit Tanz, bei dem der Prinz, nach der etwas boshaften Bemerkung unseres Chronisten, zwar „mit ganzer Seele" dabei ist, aber „keine Grazie" entfaltet.

Am 3. folgt ein großes Diner bei der Königin. „Der König ist bei vorzüglicher Laune und nimmt diese ihm ungewohnte Lebensweise mit größtem Anstand auf sich. Seine Gesundheit ist vollkommen, und er hat ein so frisches Gesicht, daß der General von Ramin (der Gouverneur von Berlin) in seiner derben pommerschen Art zu ihm sagt: ‚Ihro Majestät sehen aus als ein junger Fähnrich'." Nachmittags fand eine Vorstellung des Lustspieles „La métromanie" von Piron statt, mit darauf folgendem Ball en domino bei der Königin, „wo der Prinz von Oranien sich allein damit beschäftigt, seine Prinzessin zu hüten und dafür zu sorgen, daß sie sich nicht zu sehr erhitzt".

Dann nahte der Tag der Vermählung selbst. Am Morgen des 4. erfolgte in dem Zimmer der Königin, in Gegenwart der nächsten Verwandten der Prinzessin-Braut, sowie der Kabinettsminister, Verelsts und Larreys die Unterzeichnung des Ehekontraktes. Darauf leistete Wilhelmine den herkömmlichen Eid, in welchem sie jedem Erbanspruch auf die Thronfolge in Preußen entsagte. Zu Mittag speiste sie allein mit ihrem Oheim, dem Prinzen Heinrich, und mit ihrer Schwägerin. Nachdem ihr in den Räumen der Königin von den Prinzessinnen die Prinzessinnenkrone aufgesetzt worden war, erschien gegen 6 Uhr der König mit dem Prinzen von Oranien, der, wie seine Braut, in „Silberstück" gekleidet war. In feierlichem Zuge, den der Monarch mit den Prinzen des Hauses eröffnete und die Königin mit den Prinzessinnen, unter Vortritt ihres Hofstaates, schloß, begab sich das Brautpaar in den Weißen Saal, wo unter einem rotsamtnen, goldgestickten Baldachin der Hofprediger Sack die Trauung vollzog. Lehndorff bemerkt an dieser Stelle: „Die Prinzessin ist von entzückender Schönheit, sie wird weich gestimmt, und ihre Ergriffenheit macht ihr Aussehen noch rührender." Entsprechend der Sitte der Zeit setzte man sich dann zum Spiele nieder. Da der König ihm fernblieb, nahmen die Neuvermählten mit dem Prinzen Heinrich am Tische der Königin

Digitized by Google

Platz. Um 9 Uhr begann die Abendtafel, bei der die königliche Familie von dem berühmten goldenen Service speiste. Nachdem sie aufgehoben war, wurde der Fackeltanz gehalten und darauf das Paar nach dem Schlafgemach geleitet, wo der König und die Königin die Neuvermählten entkleideten. „Die Strumpfbänder werden von dem König selbst verteilt, und er sagt", wie Lehndorff erzählt, „sehr verbindlich, daß er das aus Orange selbst nehmen würde; das aus Weiß und Silber gibt er den Holländern."

Bezeichnend für den Charakter Wilhelms V. ist eine kurze Ansprache, mit der er am folgenden Tage ein aus prachtvollen Diamanten bestehendes Geschenk an seine junge Gemahlin begleitete, und die unserm Gewährsmann als Beweis einer „geradezu über seine Jahre hinausgehenden Reife des Urteils" gilt. Danach eröffnete ihr der Prinz: „Er müsse sie besonders darüber im voraus aufklären, daß er von Natur sehr lebhaft sei; daß er hoffe, sie werde es nie an sich erfahren, aber sollte er jemals Heftigkeiten ihr gegenüber sich zuschulden kommen lassen, so erkläre er von vornherein, daß sein Herz dabei in keiner Weise beteiligt sein würde."

An eben diesem Tage sah der Prinz, nach unsrer Quelle, „zum ersten Male" Oper und Redoute, „Vergnügungen, die in Holland nicht bekannt sind". Und zwar war es die uns schon bekannte Oper „Amor und Psyche", die aufgeführt wurde. Wie über ihre Vorgeschichte, so unterrichtet der König auch über ihren Erfolg die Kurfürstin-Witwe von Sachsen. „Unsere Psyche", schreibt er, „hat ihre Rolle ganz leidlich gespielt, jedoch ohne daß ihre Reize auch nur den geringsten Eindruck auf das Herz unserer Holländer gemacht hätten. Sie zeigten sich von Marmor, gleichwie die Kardinäle der heiligen römischen Kirche, und ich möchte nicht einmal dafür bürgen, daß ihre Sinne durch den harmonischen Klang der Töne ergriffen worden sind."

Es würde zu weit führen, wollten wir die Festlichkeiten, die den Neuvermählten zu Ehren veranstaltet wurden, aufzählen. Am 12. Oktober verließ das Statthalterpaar Berlin und trat über Potsdam, wohin der König vorangegangen war, die Reise nach Holland an. Gleichwie er bestimmt hatte, daß niemand in Berlin von der Prinzessin Abschied nehmen solle, „um sie nicht weich zu stimmen", so sagte auch Friedrich ihr, als sie von Potsdam aufbrach, schriftlich Lebewohl. Zärtlich nennt er sie das „lebendige Ebenbild" ihres Bruders

Digitized by Google

Heinrich, dessen Verlust er noch beklage. Er mahnt sie eindringlich an die Ratschläge für ihr künftiges Verhalten, die er ihr gegeben, und deren Inhalt wir bereits aus seinen Worten an Larrey kennen, um mit der Verheißung zu schließen, er wolle Vaterstelle an ihr vertreten und alle Dienste, die in seinen Kräften ständen, stets ihr leisten. Dem herzlichen Abschiedsgruß an die Prinzessin läßt er wenige Tage später, am 18. Oktober, in einem Schreiben an ihren Gemahl, Worte des Bedauerns folgen, daß sein Besuch nur so kurz gewesen, und fügt die verbindliche Versicherung hinzu, der Prinz habe aus allen, die ihm hätten nahen dürfen, „gute Holländer" gemacht.

Gedenken wir noch kurz der Darstellungen, in denen man die Vermählung feierte. Zuerst ist Chodowieckis Allegorie zu nennen. Der Prinz, seltsamerweise in römische Tracht gekleidet, über der Band und Orden des Schwarzen Adlers sichtbar werden, steht am brennenden Altare der Prinzessin gegenüber. Aus einem Füllhorn, das ein auf einer Wolke ruhender weiblicher Genius hält, streut Hymen mit der einen Hand Rosen als Sinnbild des Glückes auf das Paar hernieder, während die andere die lodernde Hochzeitsfackel trägt. Allegorische Gestalten, wie der Zeitgeschmack es liebte, bilden das Gefolge. Zur Linken, hinter dem Erbstatthalter, sehen wir die Seelengröße, die Gerechtigkeit und die Klugheit, und zur Rechten, hinter seiner Gemahlin, erscheinen die Weisheit, die Tugend und die drei zu einer Gruppe verschlungenen Grazien. In dem Sinnbild der Stärke und Weisheit, als Herkules und Minerva werden die Neuvermählten auf dem Triumphbogen gefeiert, der sie bei ihrem Einzug im Haag begrüßte. Mit leichtem Spott erzählt der König von der phantasievollen Erfindung eines Holländers, der, offenbar von dem „Hohen Liede Salomos" inspiriert, die Prinzessin als „Rose vom Berge Hermon" pries. Endlich sei noch auf eine von dem Berliner Stempelschneider Abraham angefertigte Schaumünze hingewiesen, „deren Hauptseite", wie es in der Beschreibung heißt, „die Brustbilder des Prinzen und der Prinzessin, die Rückseite aber den Freistaat der Vereinigten Niederlande unter dem Sinnbilde einer sitzenden Jungfrau vorstellt, zu deren Rechten das mit Perlen und Edelsteinen angefüllte Horn des Überflusses, zur Linken aber Elefantenzähne zu sehen sind, wodurch auf die Reichtümer, welche Ost- und Westindien liefert, angespielt wird. Der preußische Adler bringt dieser Jungfrau eine Perle

Digitized by Google

von ungemeiner Größe, darüber die Worte zu lesen sind: ‚Pretiosior istis'" — „noch kostbarer als jene", wie es in artiger Huldigung der Prinzessin gerühmt wird.

Mit dem Scheidegruße an die Prinzessin Wilhelmine, den König Friedrich ihr beim Aufbruch aus Potsdam sandte, setzt der regelmäßige Briefwechsel ein, der, stetig an Umfang und Bedeutung zunehmend, ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode währte. Denn immer fester schloß sich das Band zwischen Oheim und Nichte, so daß nicht zu Unrecht ein französischer Diplomat sie sogar neben die von dem König stets bevorzugte Schwester, die Prinzessin Amalie stellte, mit den Worten: „Sie ist die einzige Persönlichkeit auf der Welt, die er lieb hat."

Eine vielerörterte Frage in den ersten Jahren nach der Vermählung Wilhelminens war die eines Wiedersehens mit ihrer Familie. Schon im Juni 1768, genau 30 Jahre, nachdem er bei den Eltern Wilhelms V. als Gast geweilt hatte, stattete König Friedrich seiner jungen Nichte einen Besuch in Loo ab, der, wie aus dem bereits erwähnten Briefe an den Statthalter vom 18. Oktober 1767 hervorgeht, noch vor dem Abschied aus ihrer Heimat verabredet war und von dem König an die Besichtigung seiner westlichen Provinzen angeschlossen wurde. So findet denn in den Briefen, vor allem seit Frühjahr 1768, das Besuchsprojekt häufige Erwähnung. Als der Prinz ihn um Mitteilung seiner Wünsche für die Unterkunft in Loo bitten läßt, gibt ihm Friedrich zur Antwort: Das Quartier sei ihm gleich, vorausgesetzt, daß er es in Loo erhalte; denn, wie er hinzufügt, der einzige Grund seines Kommens sei, ihn und die Prinzessin wiederzusehen. Und äußert er einen Wunsch, so ist es der, „dem Prinzen nützlich zu sein, um ihm Freunde zu gewinnen, oder ihm sonstwie dienen zu können". Daher soll der Erbstatthalter einzig nach Maßgabe seiner Interessen den Kreis der Gäste in Loo wählen. Friedrich erklärt sich bereit, den Grafen Bentinck, der ihm zur Überraschung der Prinzessin die Aufwartung machen will, zu sehen; er bittet um „Instruktion" über die „Rolle", welche er spielen, über den Empfang, welchen er den einzelnen Personen zuteil werden lassen soll; denn, da er in Holland niemand kenne, würde er sonst vielleicht, ohne es zu wissen und zu wollen, den Interessen des Statthalterpaares schaden.

Digitized by Google

Gleichzeitig kehrt häufig in den Briefen dieser Tage die Aufforderung des Königs an seine Nichte wieder, ihn bald zum „Großonkel“ zu machen. Als er erfährt, daß sie reitet, ermahnt er sie zur Vorsicht; er weist sie darauf hin, daß es die Bestimmung der Frau sei, für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts Sorge zu tragen. Dann aber einen heiteren Ton anschlagend, fährt er fort: „Du wirst vielleicht sagen: der alte Onkel bringt mich wirklich zum Rasen; bald hält er mir Predigten über mein Reiten, bald will er, daß ich ihn unverzüglich zum Paten bitte; mag er sich um seine Sachen kümmern und mich in Ruhe lassen.“ Verspottet er hier mit heiterer Selbstironie die „Spezies des langweiligen, immer predigenden, alten Onkels, der vergißt, daß auch er einmal jung gewesen“, so verheißt er in einem anderen Briefe launig der Prinzessin, die ein dem Prinzen von ihm geschenktes Porträt nicht völlig ähnlich finden wollte, er werde ihr „das Original des alten Schwätzers“ bringen.

Bereits in Wesel, wo er die offizielle Einladung des Statthalters erhielt, beglückwünschte ihn eine Deputation der Generalstaaten zu seiner glücklichen Ankunft. Am 13. Juni traf er dann in Loo zu zweitägigem Aufenthalt ein. Auch hier begrüßten ihn Abgeordnete der Staaten, aber der König, so wird erzählt, unterbrach ihre Bewillkommnungsrede mit der Erklärung, die Gesinnung der „Hochmögenden“ gegen seine Person sei ihm bekannt; da er jedoch keinen Sekretär bei sich habe, um die Antwort an die Generalstaaten abzufassen, sondern der alte General von Wylich es bewerkstelligen solle, so bäte er, ihn bei jenen zu entschuldigen, „wenn die Schreibart nur nach militärischer Art eingerichtet wäre“.

Was in Loo zwischen dem König und seinen Verwandten gesprochen worden ist, wissen wir leider nicht. Uns liegen nur die Zeilen vor, mit denen er, auch dieses Mal wieder, schriftlich Abschied nahm. Mit herzlichem Dank und vielen Wünschen für ihr Glück sagte er seinen Wirten Lebewohl. Seiner Nichte versicherte er von neuem: „Dein Andenken wird in meinem Herzen ewig eingegraben bleiben“; und so sprach er denn auch die Überzeugung aus, sie werde „den alten Onkel“ nicht vergessen. Und ihrerseits versicherte sie einige Wochen später dem Könige: sie erinnere sich mit Freude, in die sich das lebendigste Bedauern mische, jedes Ortes, wo sie mit ihm geweilt habe. „Diese Zeit, obgleich sehr kurz“, bekannte sie überschwenglich,

Digitized by Google

„ist mir als die glücklichste meines Lebens erschienen." Doch bedeutsamer als dieser gegenseitige Austausch ihrer Gefühle ist das Schreiben vom 19. Juni, in welchem der König erklärt, er erblicke in ihrer „vernünftigen Denkungsweise" und „Klugheit" die „sichersten Garantien" für ihr Glück. „Was könnte ich denn mehr wünschen", rief er aus, „als Dich in so glücklichen Anschauungen zu finden, daß, hätten Sokrates oder Plato Töchter gehabt, diese Dich nicht an klugem Benehmen hätten übertreffen können!" Und daß es sich bei diesem Lobspruch um mehr als nur um ein leeres Kompliment handelte, beweist ein Brief, den er in denselben Tagen an den Prinzen Heinrich richtete, und in welchem er diesem bezeugte, „daß sie sich mit einer Weisheit und Klugheit benimmt, die sicherlich über ihr Alter hinausgeht". So hatte er auch schon das Jahr zuvor Larrey gegenüber ausgesprochen, daß sie vernünftig denke in einem Alter, wo das nicht gewöhnlich sei.

Endlich kommt Friedrich in einem Überblick über die Reisen des Jahres, den er der Kurfürstin-Witwe von Sachsen gibt, sich selbst mit Ariost und seinen ruhelosen Helden vergleichend, die freilich ihre Schönen auf dem Pferde hinter sich mitgeführt hätten, auch auf den Besuch in Holland zu sprechen. Er sei in Loo bei dem Statthalterpaare gewesen und habe dort Deputierte der Generalstaaten, der Provinzen und Städte gesehen. Doch als die merkwürdigste Reminiszenz will ihm die Aufführung einer flämischen Oper erscheinen. Wir hörten ihn bereits das musikalische Verständnis der Holländer kritisieren. Bedenken wir dazu, daß er nur die italienische Oper und die italienischen Sänger gelten lassen wollte, daß die französische Musik nach seinem Urteil „nichts taugte", daß auch den Ohren des Prinzen Heinrich, dessen musikalischer Geschmack ganz mit dem seines königlichen Bruders übereinstimmte, Mozarts Kompositionen wie „Höllenlärm" klangen, in dem nur noch Kanonenschläge fehlten, so wird es nicht wundernehmen, wenn Friedrich jene Opernaufführung in Loo mit dem „Lärm eines Hexensabbats" verglich. Ja er wollte an den Holländern überhaupt eine mangelnde Ausbildung des guten Geschmacks und einen mehr auf die materiellen Güter des Lebens gerichteten Sinn wahrnehmen.

Nur wenige Wochen nach seinem Bruder reiste Prinz Heinrich nach Holland; aber ebensowenig handelte es sich bei ihm um politische Motive, wenngleich man in Wien wissen wollte, daß der Prinz nach

Digitized by Google

dem Haag ginge, um dort mit einer Vertrauensperson der französischen Regierung geheime Verhandlungen zu pflegen. Die Beziehungen zu dem Versailler Hofe waren vielmehr so gespannt, daß Friedrich mit ausdrücklichem Hinweis darauf seinem Bruder befahl, das Betreten französischen Bodens sorgsam zu vermeiden. Die Idee des Besuches ging von Heinrich aus und fand sofort die Zustimmung des Königs. Am 26. Juli 1768 reiste er ab, am 6. August, am Vorabend des Geburtstages der Prinzessin Wilhelmine, traf er im „Haus im Busch" beim Haag ein, wo sie mit ihrem Gemahl residierte.

Die persönlichen Beziehungen, die dem Besuche Friedrichs in Loo ein so charakteristisches Gepräge verleihen, treten bei Heinrichs Aufenthalt in Holland ganz zurück. Auf seinen Briefen an den König beruht die folgende Darstellung. Was er in ihnen gibt, sind Reiseeindrücke, Ausschnitte aus dem Bild von Land und Leuten. So heißt es denn auch in dem ersten Schreiben, das er aus Holland an den Bruder richtet: „Nicht die Schönheit der Städte, durch die ich gekommen bin, will ich Dir schildern; sie sind Dir bekannt."

Den Heerführer interessiert zunächst das Militär. Er schreibt über die Wachtparade, der er in Utrecht beiwohnte: „Die Leute sind schön und recht gewandt." Nach leisem Zweifel, ob man die Mannschaft nicht besonders für ihn ausgesucht habe, fährt er fort: „Der Platz, wo die Parade stattfand, ist hübsch, die zusammenströmende Menschenmasse außerordentlich; kurz, ich habe es mit denselben Augen betrachtet, wie man ein schönes Schauspiel sieht." Nur eins fällt seinem kritischen Blick besonders auf, das hohe Alter der Generale. Er weist auf Baron Pöllnitz, den bekannten Memoirenschreiber und Oberzeremonienmeister am preußischen Hofe, der damals 78 Jahre zählte, hin und meint ironisch: „Pöllnitz würde ein junger Mann sein, träfe er hier mit einigen von ihnen zusammen, die die 80 überschritten haben."

Den feinen Kunstsinn des Prinzen fesselten in höchstem Grade die wunderbaren Sammlungen, die noch heute Hollands Ruhm ausmachen. Er musterte in Amsterdam die von Braamcamp und Lubley. Sein besonderes Entzücken erregte die dem dorten Bankier Goll von Franckenstein gehörige Kollektion von Zeichnungen der großen Italiener und Flämen. „Ich hätte nimmer erwartet", schrieb er begeistert, „Schönheiten in diesem Genre zu finden, wie ich sie hier sah; das

Digitized by Google

übertrifft sogar die Malerei." Ein andermal erklärte er: „Man sollte nicht glauben, welchen Grad von Schönheit die Gemälde in diesem Land erreichen." Fünf Sammlungen durchwanderte er im Haag. Hier lernte er auch die Bilder von Metsu kennen, den er an Vollendung den Mieris und van der Werff gleichstellte.

Zu philosophischen Betrachtungen über den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Natur in ihren Schöpfungen regten ihn die exotischen Tiere an, die er hier sah, und unter denen er im einzelnen ein lebendes Chamäleon, einen Strauß, ein Faultier und einen Walfisch, der gerade dem Statthalterpaar gezeigt wurde, anführte. Auf dieses Land der Seltsamkeiten berief sich auch König Friedrich, als einige Jahre später in Berlin ein Elefant ausgestellt wurde und großes Aufsehen erregte; alle Welt sei hingegangen, diesen anzustaunen, nur er nicht, schrieb Friedrich damals seiner Nichte; er habe eins dieser Tiere in Holland gesehen, und das genüge ihm, „um sich einen Begriff davon zu machen".

Der Blick des Schloßherrn von Rheinsberg wandte sich dann den Landhäusern und der Pflege des Gartenbaues zu. Immer stärker, so konstatierte Heinrich, verdrängte der neue Geschmack den alten, die englische Kunst, die der Natur folgt, die französische mit ihrem künstlichen Beiwerk. „Das Landgut des Grafen Bentinck ist völlig im englischen Stil eingerichtet", erzählte er aus dem Haag dem König. „Ich fand dort viele Sträucher und Pflanzen, die man bei uns nicht kennt, und die hier auf freiem Felde wachsen; unter anderem fand ich Rosensträucher, die länger blühen als die gewöhnliche Art. ... Man sieht nicht mehr Muschelsachen und die künstlich geschnittenen Hecken in diesen Gärten." Und nochmals kommt er darauf zurück: „Die modernen Landhäuser", so wiederholt er, „sind alle in englischem Stil gehalten; man legt den Geschmack an Spielereien ab und findet ihn nur noch bei den Kaufleuten und in den Gärten der alten Zeit."

Aber auch im Charakter der Holländer sieht er sich einen Wandel vollziehen. Nachdem er erwähnt hatte, daß alle Welt hinginge, um die prächtige und höchst geschmackvolle, aus Paris verschriebene Wohnungseinrichtung des französischen Gesandten, dessen Ankunft man jeden Tag erwartete, anzusehen, fährt der Prinz fort: das geschehe jedoch nicht, um sie nachzuahmen, obwohl man ungeheuer reich im

Digitized by Google

Lande sei. „Wie Du weißt, lieber Bruder, geben sich die Holländer nicht dem Luxus in Möbeln und Ausstattung hin; indessen sind hier viele junge Leute, die allem Anschein nach nicht dem Geschmack ihrer Väter folgen, sondern sich von der Einfachheit und Genügsamkeit ihrer Vorfahren entfernen werden."

Die Fülle des Interessanten und Belehrenden erschloß sich dem Wissensdurstigen endlich auf seinen Ausflügen im Lande. Das Statthalterpaar begleitete seinen Gast auf den Jahrmarkt von Rotterdam. Dem Urteil der Prinzessin Wilhelmine, der diese Stadt „sehr schön und heiter" erschien, stimmte Heinrich ganz bei: „Sie ist zweifellos die schönste Stadt in Holland, am besten gebaut und macht den größten Eindruck durch die schönen Kanäle und die Flußläufe, die sie durchziehen." Eine gewaltige Menschenmasse erfüllte den Markt; an der Mündung der Maas, gegenüber dem Admiralitätsgebäude, lagen die größten Schiffe in Schlachtordnung und feuerten Salutschüsse, während eine unendliche Fülle von Barken um sie „voltigierte". Den Abschluß des festliches Tages bildete die Illumination eines Schiffes, dessen Masten und Takelwerk mit zahllosen Lampions erleuchtet wurden.

Im besonderen gedenkt der Prinz dann eines Abstechers nach den nordholländischen Städtchen Saardam und Broek. „Die hiesigen Bauern", so erzählt er, „besitzen außerordentliche Reichtümer, die Mehrzahl sind Millionäre." Die Häuser seien, gleichwie die zahllosen Papier-, Säge- und Ölmühlen, „auf der Außenseite bemalt; sie machen einen chinesischen Eindruck. Man wagt nicht, in diesen Städten zu fahren oder zu reiten."

Schließlich versäumte Heinrich auch nicht das Meer aufzusuchen, „das die größte Aufmerksamkeit derer erregt, die dieses Element nie gesehen haben". So besichtigte er den Hafen von Hellevoetsluis, die Werften bei Amsterdam, wo er dem Stapellauf zweier Kriegsschiffe beiwohnte, — ein sehenswertes Schauspiel, wie er ausdrücklich bemerkt. Von Amsterdam aus unternahm er eine Fahrt auf das Meer, die ihn nach Texel brachte. „Ein heftiges Unwetter ließ mich", so berichtet der Prinz, „dieses Element kennen lernen. Hatte ich auch das Glück, die Seekrankheit nicht zu bekommen, die eine große Zahl meiner Begleiter befiel, so muß ich doch offen gestehen, daß es die unangenehmste Sache auf der Welt ist, sich von den Wellen geschaukelt zu sehen." Scharf kritisiert er den Hafen von Texel, der noch voller Sandbänke

Digitized by Google

sei, so daß die Aus- und Einfahrt erschwert werde. Zwei Kriegsschiffe, die segelfertig, mit allem Proviant und dem nötigen Vieh an Bord, auf der Reede lagen, besah der Prinz. Er rühmte den schönen Anblick, den mehrere erst vor kurzem eingelaufene Indienfahrer boten, und schließt dann: „Auf der Rückfahrt war die See so ruhig, daß Anker geworfen werden mußte. Erst tags darauf erhob sich ein leichter Wind, der uns nach Amsterdam zurückbrachte. Unterwegs sah ich Schiffe, die Austern fischten.“ In seiner Antwort auf den Bericht Heinrichs über seine „Meer-Campagne“ beglückwünschte der König ihn zu den Erfahrungen, die er gesammelt habe, und erklärte scherzend: „Du bist schon ein Tromp im Vergleich mit mir.“ Auch er teilte Heinrichs Abneigung gegen Seefahrten; denn er fühle sich, wie er hinzufügte, ganz als „Landtier“ und setze seine Füße lieber auf festen Grund und Boden, und er sei überzeugt, daß jener auch nicht wieder zu seinem Vergnügen eine „Promenade auf dem Ozean“ machen werde.

So schloß, an neuen und bedeutenden Eindrücken reich, die Reise des Prinzen, von der er, seinen Rückweg über die österreichischen Niederlande nehmend, am 3. November wieder in Berlin eintraf.

Weder der König noch Prinz Heinrich haben Holland wiedergesehen, und weitere fünf Jahre verstrichen, ehe die Prinzessin Wilhelmine ihre alte preußische Heimat wieder aufsuchte, die nach der Katastrophe von 1795 und den Stürmen der französischen Revolution ihr, der Flüchtigen, nochmals vorübergehende Zuflucht gewähren sollte.

Digitized by Google

7.

Friedrich der Große und die Italiener.

„Ich wäre sehr glücklich, könnte ich auf der Via Appia mich herumrumpeln lassen, und sollte es mir auch eine Rippe kosten, in diesem Erdenparadies gewesen zu sein; aber es ist nicht jedermann beschieden, nach Korinth zu gehen.“ So schrieb König Friedrich der Große im Sommer 1755 an seine in Italien weilende Schwester Wilhelmine von Baireuth, und noch öfter hat er den Wunsch geäußert, dorthin wandern zu können. Seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, der 1784 Paris besuchte, sprach er aus, was ihn so mächtig anzog: „Es ist ein für jeden denkenden Menschen sehr merkwürdiges, die Seele erhebendes Schauspiel, die Meisterwerke zu betrachten, die der menschliche Geist in jenem Lande geschaffen hat ... Welch Vergnügen, an so berühmten Stätten zu weilen! Man wird dadurch ein Zeitgenosse der Alten und fühlt sich gewissermaßen in ihrer Gesellschaft.“ Andrerseits hat er sich keinerlei Illusionen über die damaligen Zustände hingegeben, und so erklärt er seiner Schwester, Vergangenheit und Gegenwart gegenüberstellend: „Du wirst Italien wie eine alte Kokette finden, die sich für ebenso schön hält, wie sie in ihrer Jugend war, und von deren einstiger Schönheit noch einige Reste zeugen. Die Spuren der römischen Größe, die nach so vielen Jahrhunderten noch vorhanden sind, die gewaltigen Reichtümer, die frommer Betrug dem Aberglauben des barbarischen Europa abgepreßt hat, eine Stadt, die durch ihre Eroberungen die Hauptstadt der heidnischen und durch Geschick und List die der christlichen Welt geworden ist — das ungefähr wirst Du in Italien finden. Füge dem die Meisterwerke der Künste hinzu, die einst unter Augustus und Leo X. blühten, und was die Gegenwart bietet, die Sopranisten, schlechte Meister in der

Digitized by Google

Musik, klägliche Maler, noch niedriger stehende Bildhauer, den souveränen, zum Almosenpfleger der Könige herabgesunkenen Papst, kleine schwache Staaten, viel Verschlagenheit, Geist, aber kein Genie, eine Nation, dazu geschaffen die Knechtschaft des ersten, der sie ihr auferlegt, zu tragen, ein herrliches Klima, schlechte Gesellschaft, viele Reichtümer in den Händen von Geizhälsen, Mönchen und Priestern jeder Gattung, viel Zelotentum, aber keine Religion, viel Unwissenheit und Vorurteil — kurz, Italien im gegenwärtigen Jahrhundert läßt sich nicht mehr mit den Zeiten eines Cäsar und Augustus vergleichen, und ein Vergleich mit denen Leos X. nimmt sich wie eine schlechte Bleistiftzeichnung nach einem schönen Guidoschen Gemälde aus."

Wie scharf auch der König sein Gesamturteil über das zeitgenössische Italien formuliert hat, so behalten dennoch seine Beziehungen zu diesem Lande ihr lebendiges Interesse, und gern nehmen wir die Schrift d'Anconas über „Friedrich den Großen und die Italiener" zur Hand, der uns jene nach mancherlei Vorarbeiten und eigenen archivalischen Studien eingehend darstellt. Ehe wir von den Persönlichkeiten, die mit dem König vorübergehend oder dauernd in Verbindung getreten sind, und den politischen Verhandlungen sprechen, die allerdings damals nicht zu irgendwelchen Konsequenzen geführt haben, sei es gestattet, mit Benutzung der Arbeit Webers „Venetianische Stimmen zum Siebenjährigen Kriege" kurz den Wiederhall zu schildern, den Friedrichs Taten und Kämpfe in Italien weckten.

Bekannt ist jene Erzählung des Malers Hackert, daß er in einem sizilianischen Flecken mit Wein und Früchten bewirtet wurde, als man hörte, er sei ein Untertan Friedrichs, und daß Goethe 1787 den Bürgern von Caltanissetta, die sich um ihn versammelt hatten, um von dem König erzählen zu hören, seinen Tod verschwieg, da er sie nicht durch diese Trauerkunde betrüben wollte. Aber nicht überall war man „fritzisch" gesinnt. So hielten die Lombarden, teils aus alter Anhänglichkeit an das „heilige römische Reich", teils in ritterlichem Gefühl für die bedrängte und tugendhafte Frau, zu Maria Theresia. In Bologna überwogen die „Austriani", so daß Algarotti, der Freund des Königs, gewarnt wurde, die Stadt zu betreten. „Sie können sich", schrieb man ihm nach der Schlacht bei Kolin, „keinen Begriff von der gewaltigen Aufregung machen, die der Sieg der Österreicher über die Preußen hier verursacht hat." Der Lärm drang aus den Gesellschaften

Digitized by Google

und Cafés bis in das stille Studierzimmer des Gelehrten. Auch die Dichter führten gegen den Preußenkönig Krieg, und es zog eine „poetische Armee" vom italienischen Parnaß gegen ihn zu Felde. Rom war in zwei Parteien gespalten, vor allem ergriffen die Klöster Partei. „Sobald die Nachricht von einer Schlacht eintraf, erneuerte sich der Streit innerhalb der geheiligten Mauern, so daß viele Mönche, um ruhiger zu leben, oder weil sie zu leidenschaftliche Parteigänger waren, Rom verließen. Sogar der Pöbel von Transtevere nahm Partei für Österreich oder Preußen. Die Knaben beider Parteien führten Faust- und Steinkämpfe, und mancher lief übel zugerichtet davon." Nach dem Berichte des preußischen Hauptmanns Archenholtz, der Italien bereiste, kam es auch in den Klöstern bis zu Tätlichkeiten, und er erzählt, daß im Refektorium des venezianischen Klosters S. Giovanni e Paolo „Becher, Teller und Stühle umherflogen, wobei mehr als einer der Kämpfenden einen wunden Kopf davontrug". Hier in Venedig überwog die Partei der „Prussiani", und man erklärte: „Wer nicht preußisch denkt, ist kein guter Italiener." Wohl erhob sich da auch eine Gegenstimme zu dem Bekenntnisse: „Weder österreichisch noch preußisch, sondern durch Gottes Gnade Venezianer."

Noch heute besitzen wir zahlreiche Überreste der poetischen Streitschriften und Kampfgesänge, die damals entstanden, in großen Sammelbänden vereinigt, in Florenz, Bologna, Parma, Venedig, ein venezianisches Sammelwerk auch in Berlin, meist auf das Jahr 1757 bezüglich. „Es sind Verse aus jedem Teile Italiens, von Dichtern jedes Alters (eins von einem zwölfjährigen Knaben), von jedem Geschlecht (die Frauen, die Edelfrauen fehlen nicht), von jedem Stande: Arkadier, Mönche, Abati, Marchesi und Grafen und sogar von einem venezianischen Gondolier Antonio Bianchi. Und es sind Gedichte jeder Art, heroische und satirische, italienische und in venezianischem Dialekt, in jedem Versmaß, natürlich vorwiegend Sonette." Bemerkenswert ist, daß die Mehrzahl sich für Österreich erklärt, sei es nun, wie d'Ancona boshaft argwöhnt, in kluger Spekulation auf den Posten des kaiserlichen Dichters am Wiener Hofe, oder aus traditioneller Ergebenheit gegen den Kaiser, wie ja das Volk in Rom Joseph II. jubelnd als den Urenkel des Augustus begrüßte. Offenbar aber spielen auch religiöse Momente sehr stark mit, und mit Recht ist betont worden, daß der Krieg gegen Friedrich

Digitized by Google

sehr bald in Italien als Kreuzzug gegen das gewaltigste Haupt der Ketzerei galt.

Der blinde Haß des Fanatikers, der nicht vor den schimpflichsten Beschuldigungen zurückschreckt, erhebt sich auf der einen Seite gegen ihn; auf der anderen Seite tritt feurige Begeisterung für ihn in die Schranken. Auch der Humor, häufig mit nicht wiederzugebender Derbheit, macht sich breit.

Eigentümlich ist zu sehen, wie Freund und Feind seine poetischen Bilder und Vergleiche fast ausschließlich dem Altertum und der Heiligen Schrift entnimmt. Der König wird als zweiter Kain auf eiliger Flucht hingestellt,

„vor sich den Tod und hinter sich den Schrecken".

Häufig kehrt der Vergleich Maria Theresias und Friedrichs mit Judith und Holofernes wieder. So singt der österreichische Hofpoet Metastasio:

„Siehe da Judith, die sich anschickt,
Die königliche Frau, zu deinem Totschlag,
Sie nicht weniger unbesiegbar, schön und sittsam,
Als du so gottlos wie Holofernes."

Ein Venezianer wirft ihm Undankbarkeit gegen das Haus Habsburg vor. Nicht nur der Schatten Karls VI. und die Erinnerung an den Konflikt mit seinem Vater Friedrich Wilhelm I., der angeblich ihn hinrichten lassen wollte, wird heraufbeschworen, um Friedrich vorzuhalten, daß er nur der Fürsprache des Kaisers sein Leben zu danken habe, sondern auch blasphemisch wird er mit Petrus verglichen, da er, so oft auch der Hahn kräht, nicht reuig zu Maria Theresia zurückkehrt und sie noch immer verleugnet.

Indes man geht noch weiter. Zahlreiche Stellen der Heiligen Schrift werden auf die Zeitverhältnisse angewandt. Kirchengebete und -gesänge werden umgestaltet und parodiert. Das „Te deum laudamus", auf Friedrich zugeschnitten, lautet nunmehr: „Te Federicum damnamus, te haereticum confitemur" — „Friedrich, wir verdammen dich, wir heißen dich einen Ketzer." Das „Dies irae" wird umgedichtet: Jesus ist Maria Theresia und Friedrich der sündige Mensch, der um Barmherzigkeit fleht. „Salve Regina" wird zu Ehren der Kaiserin-Königin paraphrasiert. Außer einem preußischen Vaterunser, das anhebt: „Arglistiger Rebell des Römischen Reiches! Verflucht

Digitized by Google

vom Himmel wirst du in die Hölle gehen, Trübsal komme über dein Reich!" begegnen wir einem österreichischen: „Unsere hocherhabene Fürstin! . . . Komme bald wieder zu deinem Reiche! Beendet sei bald der Krieg in Sachsen, Schlesien, Mähren!" Daneben hören wir von einem kaiserlichen und einem preußischen Katechismus.

Von anderer Seite wieder wird Friedrich, „der preußische Dieb", mit Attila und Cyrus verglichen und ihm verheißen, daß seinen Blutdurst eine königliche Tomyris stillen werde. Pluto, der sich ungeduldig zeigt, ihn in seinem dunkeln Reiche zu empfangen, wird gewarnt, daß er zu fürchten habe, selbst vertrieben zu werden, sobald der gottlose Frevler Friedrich den Tartarus wirklich betritt. Auch zu einem dramatischen Gedichte, betitelt „Der Traum", das im kaiserlichen Theater in Wien aufgeführt wurde, gab der 18. Juni 1757 Anlaß. Es stellte die Jagd auf den kalydonischen Eber (Friedrich) dar, zu der Cyllene (Sachsen), ungeduldig des Beginns, die säumigen Jägerinnen Euadne und Tegea (Rußland und Frankreich) aufruft. Im Traum schaut sie, wie Atalante (Maria Theresia) das Wild zu Tode trifft. Der geniale Rückzug des Königs aus Mähren 1758 endlich gibt einem Theresianer das drastische Bild ein: „Eine ungeheure heißhungrige freche Ratte, die aus Preußens eiskalter Höhle hervorgekommen ist, wilder als die lernäische Hydra, versuchte das große österreichische Kaiserreich zu zernagen. Auf Jupiters Befehl nimmt dessen Adler Katzengestalt an, und bevor das Rattenungetüm noch Mähren zernagt hat, greift er es an; es entkommt, aber zerkratzt und ohne Schwanz."

Nach den Theresiani mögen nunmehr auch die Prussiani zu Worte kommen. Mit unendlichem Jubel begrüßen sie in einem begeisterten Sonett den Prager Sieg. Dann wird der Held von Roßbach mit einem „Löwen des Kaukasus" verglichen, „der verwundet und ermattet, knirschend nach schrecklicher Rache, von dichten Scharen feindlicher wilder Tiere rings umgeben, plötzlich gegen sie hervorbricht und ein großes Blutbad unter ihnen anrichtet". Ein einziger Arm, ein einziges Haar Friedrichs, ruft ein anderer aus, sei mehr wert als der ganze Eisenfresser Karl von Lothringen. Gegen den Vorwurf, daß er für den König eintrete, obwohl dieser nicht römischer Katholik sei, verteidigt sich ein also Angegriffener: „Bei Gott! wenn er auch ein Heide wäre, ein unehelicher Sohn von 600 Vätern, wäre er ein spanischer Viriathus oder Muselman, ein Sproß Tamerlans, ein

Digitized by Google

Räuberhauptmann", die Tapferkeit müsse immer menschliche Anerkennung finden. Dann wird die Waffe umgedreht und der den König fast erdrückenden Übermacht vorgehalten: „Welcher Gott, welches Gesetz, welcher Vernunftgrund lehrt euch, gegen einen die ganze Welt zu bewaffnen? Ist das Tapferkeit? Nein, es ist unwürdige Feigheit!" Aber Friedrich „der Einzige", wie er sich in doppelter Beziehung nennen darf, unterwirft sich dem Schicksal nicht, wie die kleinen Seelen. Bräche die ganze Welt zusammen, er würde wissen, unerschüttert seinen Untergang zu erwarten — es ist wie ein Anklang an jene stolze Antwort, die er in den schwersten Tagen des Herbstes 1757 dem ihn zu resignierter Nachgiebigkeit und Selbstbescheidung mahnenden Voltaire gab:

„Voltaire in seiner stillen Klause,
Im Land, wo alte Treue noch zu Hause,
Mag friedsam um den Ruhm des Weisen werben,
Nach Platos Muster und Gebot.
Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
Muß, mutig trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben."

Friedrich ist, fährt jener Venezianer fort, wie der Stahl, der um so feiner und leuchtender wird, je mehr Schläge er von dem niederfallenden Hammer empfängt, oder, in anderem Vergleich, ein zweiter Antäus, der nach seinem Fall sich immer mit neuer Kraft erhebt.

Außer diesen meist anonymen Poeten führt d'Ancona noch andere Dichter namentlich auf, freilich recht unbedeutender Natur, bei denen meist der Umfang ihrer Werke für die Tiefe der Gedanken und Schönheit der Form entschädigen muß. Als Kuriosum sei der venezianische Senator Girolamo Ascanio Molin erwähnt, der „das wiedereroberte Schlesien" in 37 440 Versen besang. Zahlreiche Dichter und Gelehrte haben ihre Werke dem König zugesandt, beglückt, ein artiges Dankesbrieflein aus seinem Kabinett, womöglich auch noch einen Titel zu erhalten.

Aber auch „Männer von großem Verdienst und bedeutendem wissenschaftlichem Rufe" wandten sich an ihn, wie der Naturforscher Spallanzani, der Physiker Lorgna, die auf ihren Wunsch zu Ehrenmitgliedern der Berliner Akademie ernannt wurden, eine Auszeichnung, die anderseits einem Volta nicht zuteil geworden. Der bedeutendste

Digitized by Google

unter den Gelehrten, die nach Berlin übersiedelten, war der Mathematiker Lagrangia, der Nachfolger des nach Petersburg gehenden Leonhard Euler. „Der König und der Mathematiker waren gegenseitig zufrieden, aber Vertrautheit herrschte nie zwischen beiden." Ein weiterer italienischer Akademiker war der Astronom Castiglione (Castillon), allerdings ein „Stern geringeren Glanzes" als jener. Unter anderen kam später der Abate Denina hinzu; zwar nicht zu dem engeren Kreise des Königs gehörig, ist er gleichwohl durch einen Essay über dessen Regierung bekannt geworden, sowie durch ein Buch „Über das literarische Preußen unter Friedrich dem Großen", das „die durch ihn hervorgerufene wissenschaftliche und literarische Bewegung" schildert.

Eine Art „literarischer Zigeuner" war der Trentiner Pilati, der dem König seine Mitwirkung zur Reform der Gesetze angeboten hatte, auch zum Kabinettsrat ernannt wurde, aber nach kurzem Aufenthalt Berlin wieder verließ. Seine Audienz, Februar 1773, beschreibt er einem Freunde: Nachdem er in einem Saale, wo zwei Schildwachen unbeweglich, „Freskogemälden gleich", standen, einen Augenblick gewartet hatte, trat der König in Begleitung seines Vorlesers de Catt aus seinen Gemächern, und ohne ihm Zeit zu irgendwelchem Kompliment zu lassen, sprach er Pilati sofort an. „Er hat die Mode", schreibt er, „welche die Könige früher annahmen, und die man nur noch bei kleinen Fürsten und Bischöfen findet, stolz und hochmütig zu sein, abgetan ... Der König sprach zu mir mit der allergrößten Leutseligkeit, und ich fand mich ihm gegenüber nicht mehr geniert als vor irgendeinem Privatmann." Aber er fühlte sich in Berlin „wie ein Fisch außerhalb des Wassers", „wie in der Vorhölle", mied, außer einigen Gelehrten und fremden Gesandten, jeden Verkehr, selbst die dortigen Italiener, „die nicht einen Quirl wert sind, Musiker, Sänger, Tänzerinnen, Verkäufer von Lebensmitteln". Auch seine Stellung befriedigte ihn nicht: „Die politischen Angelegenheiten besorgt der König, und für uns Unterbeamten bleibt wenig zu tun. Höchstens haben wir unsere Ansicht zu äußern, und das muß in wenigen Zeilen geschehen, damit der König, der alles persönlich erledigt, durch weitläufige Schriftstücke keine Zeit verliert."

Am interessantesten bleiben für uns doch immer die drei Persönlichkeiten, die dem König nahe getreten sind, der schon erwähnte Algarotti, dann Luccheſini und der Abbé Bastiani. Algarotti, ein Kauf-

Digitized by Google

mannssohn aus Venedig, hatte in Padua und Bologna studiert, dann in Frankreich und England die tonangebenden Schöngeister kennen gelernt. Schon 1739 war er, mit Empfehlungen Voltaires versehen, in Rheinsberg gewesen, hatte gefallen und war wenige Tage nach dem Regierungsantritt von Friedrich nach Potsdam berufen worden. Er machte sofort in dessen nächster Umgebung die Huldigungsreisen in die Provinzen und jene abenteuerliche Fahrt nach Straßburg mit. 25 Jahre, bis zu Algarottis Tode, hat diese Freundschaft gewährt, trotz mancher Irrungen, die vorübergehend das herzliche Verhältnis trübten. Zunehmende Kränklichkeit zwang 1753 den Italiener, in seine Heimat zurückzukehren, wo er sich zuletzt in Pisa niederließ. „Die Briefe beider Freunde", so charakterisiert sie d'Ancona, „besitzen die ganze Anmut, die dem Briefstil des 18. Jahrhunderts eigen ist, stets artig und vornehm, aber auch zierlich, kokettierend, madrigalartig. Die Gegenseitigkeit in Lobsprüchen, in übertriebenen Beinamen, in zierlichen Benennungen wird von beiden wetteifernd geübt." Für Friedrich ist Algarotti der „süße Schwan", der „Schwan von Padua", der „Schüler von Horaz und Euklid", der „emsige Jünger des cytherischen Gottes", der den Schönen, den Gelehrten, den Geistreichen, kurz allen gleichmäßig gefällt. Er ist der „Gott des Genies und der guten Gesellschaft". Algarotti seinerseits feiert in Friedrich den Eroberer Schlesiens, den Gesetzgeber Preußens, den Architekten von Sanssouci, den Komponisten ausgezeichneter Lieder, den glänzendsten Philosophen, den vernünftigsten Dichter und schließlich, um alles Lob in eins zu fassen, „als den humansten und liebenswürdigsten Fürsten seiner Zeit". Alle Gegenstände berührt ihr Briefwechsel, politische, militärische, künstlerische Fragen. „Als ausgezeichneter Geschäftsträger" übernimmt dann auch Algarotti die Besorgung von literarischen Neuigkeiten, Sängern und Tänzern, von Delikatessen und Früchten.

Von der Zeit seines Potsdamer Aufenthalts, im Kreise des Philosophen von Sanssouci, besitzen wir aus Algarottis Feder eine anziehende Schilderung: Zwar werde er nie den Wunsch verlieren, seine Heimat wiederzusehen, aber es lebe sich in Potsdam viel besser, als man denken sollte. Köstliche Pfirsiche, gute Melonen und Feigen, die den italienischen manchmal nicht nachständen, gäbe es; die Ananas, die Königin der Früchte, wäre fast einheimisch. „Gebäude gibt es, die denen von Palladio beinahe gleichstehen. In Berlin herrscht in

Digitized by Google

allen Dingen Ordnung, und wie an anderen gebildeten Stätten findet man große Gastlichkeit und Liebenswürdigkeit. Bald lebe ich im Geräusch, bald in der Zurückgezogenheit von Potsdam. Und manche Stunde des Tages ist den Musen gewidmet, mitten unter den Soldaten, welche die Disziplin dem Feinde so furchtbar, aber im Frieden zu den besten Bürgern der Welt macht. Nach Potsdam begleitet mich gewöhnlich ein ganzer Trupp italienischer Bücher aus der königlichen Bibliothek ... In ihrer Gesellschaft spaziere ich oft den Fluß entlang oder durch das Gehölz oder in den Gärten von Sanssouci, die vom König sozusagen mit den Zauberkünsten der Armida geschaffen sind. Und was soll ich nun von der Abendtafel des Königs sagen? Da fällt mir oft das Mahl ein, das Cicero dem Julius Cäsar gab, wo, wie er seinem Freunde Atticus schrieb, eine sehr angenehme Unterhaltung herrschte." Unter den Tischgenossen nennt er vor allem Maupertuis, den Präsidenten der Akademie, „der eine ganz besondere Art hat, geistreiche Einfälle zu schleudern, und ein sehr feines Gefühl in wissenschaftlichen Dingen besitzt", und Voltaire, „diesen hellen Geist, ohne den ein Souper einem Ringe ohne Diamant gleichen würde. Ihn lesen oder hören, ist ganz dasselbe. Die lebendigsten und glänzendsten Einfälle entströmen seinem Munde, wie Funken oder Lichtstrahlen den elektrischen Körpern, wenn man sie reibt. Sein Gedächtnis ist außerordentlich umfassend und versagt nie; seine Geistesschätze bestehen in barer Münze, nicht in Papier. Der König ist tatenreich und zugleich beredt. Kommen Sie doch", ruft er dem Freunde zu, „ihn zu sehen!"

Das gleiche, was Algarotti von Voltaire, hat Friedrich hernach von ihm gerühmt: „Algarotti habe sein ganzes literarisches Vermögen in barer Münze bei sich getragen und hätte es im Gedächtnis zur Stelle gehabt, so oft er es gebraucht; von seiner ausgedehnten flüchtigen Lektüre habe er immer das Beste behalten." Dem gestorbenen Freunde ließ er auf dem Camposanto von Pisa ein Marmordenkmal, das sein Medaillonbild, umgeben vom Genius des Todes mit der umgekehrten Fackel und einer trauernden Psyche, zeigt, zum bleibenden Gedächtnis setzen.

„Wenn man Francesco Algarotti einen sehr feinen und gewandten Hofmann nennen darf, so war Luccheſini ohne die Genialität des ersteren der reine Höfling, der Vertraute und Freund Friedrichs in

Digitized by Google

dessen späteren Jahren." Harte Urteile sind über den Marquis gefällt worden; Goethe hat von seinem „starken moralischen Magen" gesprochen, Hardenberg an ihm etwas von einer „Bedientennatur" entdecken wollen, Haugwitz ihn ein „Chamäleon", Napoleon I. ihn „Pantalon" genannt. Aber die diplomatische Laufbahn, die er nach des Königs Tode einschlug und die ihm diese Urteile, sofern sie zutreffen, eintrug, beschäftigt uns hier nicht.

Als junger Edelmann in Lucca 1751 geboren, zog er bald hinaus in die Welt, um sein Glück zu suchen. Da er in Wien mißfiel, wandte er sich nach Berlin, trat jedoch noch nicht sogleich dem König nahe. Über seinen Aufenthalt geben uns zahlreiche, bisher unbekannte Briefe, die er an seine Mutter und an seinen früheren Lehrer Spallanzani richtete, reichen Aufschluß. So schildert er November 1779 sein Leben: „Morgens ein Ritt; dann langdauerndes deutsches Mittagessen von etwa drei Stunden. Am Nachmittag, der sich der kurzen Tage wegen schon dem Abend nähert, Besuche, manchmal ins Deutsche Theater, die beste Schule zur Erlernung dieser schrecklichen Sprache, in der jetzt so viele schöne Bücher geschrieben werden ... In Berlin sind viele Gelehrte, auch literarisch gebildete Damen, besonders eine schöne und tugendhafte Frau Montbar, in deren Haus ein reger Verkehr literarischen Geistes herrscht." Im Dezember wurde er dem Könige vorgestellt, und er schildert noch an demselben Tage unter dem frischen Eindruck die Persönlichkeit Friedrichs: „Ich bin noch ganz ergriffen von seinem Wesen, von der angenehmen Stimme, von seinen Reden bei Vorstellung der Fremden und der auswärtigen Gesandten. Dieser große Mann steht so hoch über gewöhnlichen Königen, daß es etwas Außerordentliches bedeutet, ihn zu sehen, etwas Wunderbares, ihn sprechen zu hören. Es geht ihm gut, er sieht rüstig aus, mit lebensprühenden Augen, und es scheinen ihm noch viele Lebensjahre beschieden zu sein."

Erst im Mai des folgenden Jahres tritt das Ereignis ein, das über die Zukunft Lucchesinis entscheidet. Nach einer Audienz in Sanssouci, „wo sich Wissenschaften und Künste wohl eine Stunde lang in die Ehre der Unterhaltung mit dem Könige teilten", ließ dieser ihm sagen, daß er ihn zu denselben Bedingungen, wie einst Algarotti, anstellen und sofort zum diensttuenden Kammerherrn ernennen wolle. Ehrlich bekennt der Marquis, daß er sich nie so hoch eingeschätzt

Digitized by Google

habe, „den Weg eines Voltaire, Algarotti, d'Argens, Pöllnitz beschreiten zu können".

Wenige Tage später berichtet er über seine Übersiedlung nach Potsdam: „Ich wurde sofort zur engsten Tafel geladen und bin seitdem der ständige Tischgast des Königs. Dies ist mein einziges Amt. Nach Tische wird die Unterhaltung fortgesetzt, eine Stunde, auch wohl zwei oder drei Stunden lang, und sie berührt Gegenstände der Literatur, der Politik, Finanzgrundsätze und selten auch die Kriegskunst. Auf solche Weise vergehen drei, vier, auch wohl fünf Stunden des Tages mit diesem Herrn, dessen hohen Geist, dessen ausgezeichnetes Gedächtnis man bewundern muß, wie auch die fließende Beredsamkeit, in die er seine Gedanken kleidet und womit er sie schmückt. Der ganze Morgen und ein Teil des Abends soll dem Studium gewidmet sein; denn das Bedürfnis danach steigert sich jetzt, da ein täglicher Wissensaustausch stattfindet. Es läßt sich nicht beschreiben, mit welcher Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit die Tischgenossen des Königs behandelt werden. Jeder Zwang ist verbannt, und es herrscht nur der Unterschied des Geistes und des Wissens." Einen Monat später setzt er seinen Bericht fort: „Der Geist dieses Mannes altert nicht, und er beherrscht seinen Körper dermaßen, daß er tun kann, was ihm gefällt." Zugleich rühmt er „die lebhafte Phantasie, das glückliche Gedächtnis, die ungezwungene beredte Sprache" des Königs. Kurz das Verhältnis zusammenfassend schreibt er dann im März 1781: „Die Güte, Höflichkeit und Freundlichkeit dieses königlichen Philosophen hat nur noch zugenommen. Seit er mich näher kennt, bin ich in das innerste Heiligtum zugelassen, verbringe mit ihm in philosophischen und belletristischen Unterredungen alle Abendstunden und kehre reicher an Kenntnissen heim. Diese Gespräche und die, welche die täglichen Mahlzeiten begleiten, verlangen ein beständiges Studium, um ihrer nicht unwert zu erscheinen, und meine gegenwärtige Stellung erfordert totum hominem. Zu diesen Studien gehört noch ein Anhauch der politischen Geheimnisse, die Europa erregen, und in dieser Hinsicht könnte meiner Meinung nach Friedrich der Meister, vielleicht der Odysseus unserer Zeit sein."

Fragen wir, welche Eigenschaften es gewesen, die ihn dem König so schätzbar machten, so führt der schon genannte Denina an, daß Friedrich Männer in seiner Umgebung liebte, die ihn angenehm zu

Digitized by Google

unterhalten verstanden. Und der junge 29jährige Marquis scheint außer Geist, Wissen und Weltkenntnis nach dem rühmlichen Zeugnis des Fürsten von Ligne diese Gabe vollauf besessen zu haben. „Lucchesini rief", wie er berichtet, „durch den Reiz seiner Unterhaltung die des Königs hervor. Er wußte, was für Gegenstände dem König angenehm waren, und verstand zuzuhören, was nicht so leicht ist, als man glaubt, und was ein Dummkopf nie fertig bringt. Durch seine bezaubernden Manieren, durch die Anmut seines Geistes war er allen ebenso angenehm wie Sr. Majestät." Und kurz charakterisiert ihn d'Ancona „geistig und moralisch, als einen vollkommenen Diplomaten der alten Schule, sowie als heiteren und skeptischen Philosophen des 18. Jahrhunderts".

Hat Lucchesini auch nicht den Auftrag Friedrich Wilhelms II., eine Biographie seines königlichen Oheims in französischer Sprache zu verfassen, ausgeführt, so hat er uns wenigstens über die Tischreden des Königs, die er schon wenige Monate nach seiner Berufung als „des Druckes wert" bezeichnete, kurze Tagebuchaufzeichnungen hinterlassen, die vor Jahren in deutscher Übersetzung der Öffentlichkeit übergeben worden sind.

„Kein gewöhnlicher Mann, wenigstens in betreff seiner Bildung", war endlich der Abbé Bastiani. Über seine Herkunft bestehen verschiedene Angaben; nach der einen war er, Sohn eines venezianischen Schneiders, Mönch gewesen, hatte aber bald die Kutte von sich geworfen. Nach einer anderen war er, ursprünglich Vikar im Trentinischen, von Werbern Friedrich Wilhelms I. nach Berlin geschleppt und unter die „langen Kerls" gesteckt, darauf aber von Friedrich befreit, an seine Tafel gezogen und zum Kanonikus in Breslau ernannt worden. Ein Zeitgenosse schildert ihn blond, gut gewachsen, sechs Fuß hoch, als einen selten schönen Mann. Noch im Alter hatte er dunkle Augenbrauen und ungewöhnlich glänzende Augen. „Außerdem war er geistreich, literarisch gebildet, beredt, mit einschmeichelnder Stimme und sehr heiter." Ein anderer nennt ihn „sehr artig, verbindlich und geistreich; auch habe er sich die Empfänglichkeit des Königs für Schmeichelei zunutze gemacht". Diese Charakteristik wird weiter dahin ergänzt, er sei schweigsam, aber durchaus nicht untätig gewesen. „Ein ausgezeichneter Beobachter, hörte er alles, was man sagte, urteilte mit Scharfsinn über die geringsten Umstände, immer die Lorgnette in der

Digitized by Google

Hand, erfaßte alles, erspähend, erratend und mit ziemlicher Genauigkeit alles erwägend, so daß er sich selten irrte. Er freute sich an den Epigrammen anderer, verfaßte aber selbst keine."

Ebenso wie Lucchesini wurde er von dem König als Berater bei seinen literarischen Arbeiten benutzt. Diente er ihm auch bisweilen als Zielscheibe seines Witzes, so wußte er doch wieder sich seiner Haut zu wehren. Eines Tages neckte ihn Friedrich, daß er noch Papst werden würde, und fragte, wie er sich alsdann gegen ihn, seinen ketzerischen Freund, verhalten würde. „Ich werde sagen", antwortete Bastiani: „O königlicher Adler, schirme mich mit deinen Flügeln, aber verschone mich mit deinem scharfen Schnabel."

Endlich wenden wir uns noch kurz zu den politischen Beziehungen Friedrichs zu Italien. Da Mailand und Toskana als österreichische Sekundogenitur zu Habsburg gehörten, in den beiden Sizilien, in Parma und Piacenza Nebenlinien der Bourbonen herrschten, die beiden Republiken Venedig und Genua sowie der Kirchenstaat damals wenig mehr zu bedeuten hatten, so blieb als einziger Staat, der in Betracht kam, Piemont übrig. Eine Vergrößerung des Königreiches war der geographischen Lage nach einzig durch Erwerbung mailändischen Gebietes möglich, und dieses, so hatte ein savoyischer Fürst gesagt, müsse man wie eine Artischocke essen, Blatt für Blatt.

Als Friedrich in den Krieg mit Österreich trat, versuchte er, König Karl Emanuel III. durch Hinweis auf die derzeitigen günstigen Konjunkturen zur Teilnahme am Kampfe gegen Maria Theresia zu veranlassen. Doch da er nicht gesonnen war, irgendwelche Anerbietungen seinerseits zu machen, blieb die Sendung Algarottis, der sich hier seine diplomatischen Sporen verdienen sollte, ohne Erfolg. Drei Jahre später (1744) bestand Friedrich bei Frankreich darauf, Sardinien als Bundesgenossen gegen Österreich zu gewinnen, wie er denn auch nur in Gemeinschaft mit dem Versailler Hofe Verhandlungen mit Turin anknüpfen wollte. 1746 erschien dann ein Abgesandter Karl Emanuels in Potsdam, jedoch ohne daß es zu weiteren Besprechungen kam und zwar, wie Friedrich glaubte, wegen der damaligen unsicheren politischen Zustände in Europa. Wiederum zwei Jahre später, als neue Anknüpfungen durch den sardinischen Gesandten im Haag versucht wurden, wollte sich der König nur auf einen „ostensibeln" Defensivvertrag und Gewährleistung des gegenseitigen Besitzstandes einlassen;

Digitized by Google

für den Kriegsfall mit dem Wiener Hofe drang er auf eine energische Diversion in die österreichischen Lande. Jedoch der Widerspruch Frankreichs machte sofort allen Verhandlungen ein Ende. War derart ein politisches Einverständnis mit Sardinien, solange die Allianz mit Frankreich bestand, ausgeschlossen, so wollte König Friedrich jetzt (1749) auch nicht einmal einen Handelsvertrag eingehen, da die Schiffahrt durch die Räubereien der Barbaresken im Mittelmeer, ohne ein Abkommen mit diesen, als zu stark gefährdet erschien. Dann hören wir lange Jahre nichts von dem Turiner Hofe. Mochte auch Karl Emanuel, nach einem Zeugnis vom November 1757, eifrig alle Operationen Friedrichs verfolgen und sie in einem Buche, das er beständig bei sich trug, verzeichnen, mochte er unermüdlich von ihm sprechen, bewundernd ihn „seinen Heros", den „größten König und Feldherrn der Welt" nennen, so blieb trotz alledem ein erneuter Versuch und die geheime Sendung des Hauptmanns Cocceji nach Turin 1759, um mit ihm anzuknüpfen, ohne jeden Erfolg. Damit hörten abermals alle Beziehungen auf.

Waren es diese politischen Mißerfolge, die Friedrich verstimmten, so daß Luccheſini über ein Tischgespräch 1783 verzeichnete: „Der König kennt den König von Sardinien recht gut und achtet ihn wenig"? Dann berichtet er von „falschen Vorstellungen über Italien und die Italiener, ihre Gemütsart, Naturanlage und Tapferkeit", die Friedrich entwickelt habe, und die vielleicht den eingangs erwähnten Ausführungen entsprachen. Zum Schluß heißt es: „Es wurde viel von einem selbstständigen Königreich Italien unter einem einheitlichen Herrscher gesprochen." War es aber Friedrich, der diese Ansicht äußerte, so hat er den gleichen prophetischen Scharfblick bewiesen wie 1746, als der Abgesandte Karl Emanuels mit seinem Bündnisantrag zurückhielt und er nun aussprach: „Sie werden darauf zurückkommen." Mehr als ein Jahrhundert später hat sich diese Voraussicht erfüllt.

Digitized by Google

8.

Friedrich der Große und der jüngere Francke.

In den vom Großen Generalstab veröffentlichten Tagebüchern des Leutnants von Scheelen findet sich unter dem August 1755 eine merkwürdige, nicht näher kommentierte Notiz, die für die Charakteristik Friedrichs des Großen von hohem Interesse ist. Dort heißt es zunächst, der Schauspieler Schuch habe ein Generalprivileg bekommen, in den Provinzen aufzutreten; darauf folgt der auffällige Zusatz: er habe ferner den „besonderen Befehl" empfangen, „nach Halle zu gehen, daselbst den Tartuffe zu spielen und sich wie der Professor Francke dabei zu kleiden". Schuch sei dann auch am 26. August von Potsdam, wo er mit seiner Truppe sich aufhielt, nach Halle gereist.

Ist es meines Wissens das erste Beispiel, daß bereits damals, wo die deutsche Schauspielkunst noch sehr daniederlag, ein Schauspieler in der Maske einer bestimmten zeitgenössischen Persönlichkeit auftrat, so erhält dieser Fall noch dadurch seine besondere Signatur, daß König Friedrich selbst die Anordnung gab. Wohl fügt Scheelen, gleichsam erklärend, hinzu, daß der König, „überhaupt mit der bigottschen Aufführung des Professors nicht zufrieden", den Obersten von Manstein von dem in Halle stehenden Infanterieregiment Anhalt angewiesen habe, „die Vorgesetzten über das hallische Pädagogium dahin anzuhalten, daß sie die jungen Edelleute gut tanzen lehren, welches seithero nicht geschehen". Aber trotzdem erscheint die Bloßstellung des Professors Francke, die mit der Ausführung des königlichen Befehls durch Schuch erfolgen mußte, fast unerhört. Wollte Friedrich die „bigotten" hallischen Professoren öffentlich strafen, warum griff er Francke heraus? Man sieht, ein Dunkel liegt noch über der

Digitized by Google

Mitteilung des Scheelenschen Tagebuchs, das wir im folgenden zu lichten versuchen wollen.

Gotthilf August Francke, mit dem wir es hier zu tun haben, war der Sohn des berühmten August Herrmann, des Begründers des Waisenhauses in Halle, der zu den namhaftesten Vertretern der religiösen Richtung zählte, die wir mit dem Namen des Pietismus bezeichnen. Nach dem Ableben seines Vaters übernahm Gotthilf August, zusammen mit seinem Schwager, dem Professor Freylinghausen, die Leitung der „Stiftungen" und wurde dann auch zum Professor der Theologie an der hallischen Universität ernannt.

König Friedrich Wilhelm I., der nach anfänglichem starkem Mißtrauen zum eifrigen Förderer der Franckeschen Unternehmungen wurde, berief sofort jene beiden, zunächst Freylinghausen, dann den jüngeren Francke zu sich, um sie persönlich kennen zu lernen. Im September und Oktober 1727 kamen sie nach Wusterhausen, wo sich damals das königliche Hoflager befand, und dort auch war es, wo Friedrich dem jüngeren Francke zum ersten Male begegnete. Über die Vorgänge daselbst sind wir im einzelnen durch die Tagebuchaufzeichnungen beider Gäste vorzüglich unterrichtet.

Theaterspiel und Tanzunterricht, wovon Scheelen berichtet, ist auch in Wusterhausen damals zur Sprache gekommen. Bekanntlich verwarfen die Pietisten beides als Sünde, wie sie denn alle Freuden dieser Welt, selbst die harmlosesten, ablehnten. Forderte einer der Herren aus dem Kreise Friedrich Wilhelms, daß die Schüler auf dem hallischen Pädagogium durch einen Tanzmeister wenigstens angewiesen würden, „wie sie den Leib gerade halten und eine Reverenz machen sollten", so erklärte demgegenüber, wie Freylinghausen erzählt, der König schlechthin, er wolle seine Kadetten nicht „durch die Tanzmeister dem Teufel zuführen lassen". Keineswegs so unbedingt aber stimmte er dem Verlangen der Pietisten zu, die, wie 1703 schon Spener, der Begründer des Pietismus, um das Verbot aller Theatervorstellungen einkamen, der „Narreteidungen", wie dieser sich ausdrückte, „welche durch reizende Liebesgeschichten und durch die lästerliche Abschwörung Gottes an den bösen Feind in dem beliebten Doktor Faust großes Ärgernis gäben". Immerhin strenger als sein Vater trat Friedrich Wilhelm I. gegen das Komödiantenwesen auf; tatsächlich wußte auch die theologische Fakultät in Halle mehrere Verfügungen gegen die

Digitized by Google

Schauspieler durchzusetzen. Aber freilich den von dem König protegierten „starken Mann“ und Gaukler Eckenberg vermochte auch sie sich nicht fernzuhalten. Unleugbar fand Friedrich Wilhelms derbe Art an derben Späßen Gefallen, und er befahl auch verschiedentlich die Schauspieler nach Potsdam und aufs Schloß. Daneben jedoch regten sich in ihm Gewissensbedenken. Da beauftragte er wohl den Konsistorialrat Roloff, selbst eine Komödie zu besuchen und sein Urteil ihm abzugeben, und schickte, als dieser sich weigerte, einen anderen Geistlichen hin. So wandte er sich auch an Freylinghausen und den jüngeren Francke mit der Frage, „ob es recht sei, in Komödien zu gehen“.

Zweierlei Art waren die Skrupel, die ihn bedrückten. So meinte er: „Wenn man hernach beten, zum Abendmahl gehen und Gottes Wort hören will, so fallen einem die Possen immer wieder ein“; würde er nun als Herrscher die Komödie im Lande dulden, so hieße das, sie „autorisieren“, und damit würde er selbst „schuldig an allem Bösen, was dadurch geschähe“. Dann aber verlangte es ihn nach einem seligen Ende; ihn schreckte der Gedanke an die Hölle. „Wenn er auf Maskeraden gewesen“, so äußerte er sich zu Francke, „habe er eine große Angst gehabt und gedacht, wenn er jetzo sterben sollte und in solcher Positur vor Gott treten, wie Gott zu ihm sagen werde: ‚Weg da!‘“ Und an seine in eben diesem Zusammenhange gestellte Frage, „ob man gar keine Divertissements haben sollte“, gemahnt dann auch seine weitere Erklärung: „Wenn ihm einer garantieren wollte, daß er noch 40, 50 Jahre leben sollte, so wüßte er wohl nicht, was er tue; nun er aber nicht wisse, wie lange er lebe, so sei es nichts, wenn man um das bißchen Plunder hernach in die Hölle sollte.“ In rührender Naivität offenbaren diese Äußerungen, wie der gläubige Christ und das den Freuden dieses Daseins zugewandte Weltkind in der Brust des Königs miteinander streiten.

Einen ganz anderen Standpunkt als ihr Gemahl nahm die Königin Sophie Dorothea ein, indem sie erklärte, man müsse einen Unterschied zwischen den Komödien machen. Sie verwarf alles, was „Obszönes und Skurriles“ in ihnen vorkam, aber im übrigen hatte sie gegen deren Besuch nichts einzuwenden, „weil's doch besser wäre“, wie sie sagte, „wenn junge Leute dahinein gingen, als wenn sie in die Bier- oder andere schlimme Häuser liefen“.

Digitized by Google

Über die Ansichten des damals fünfzehnjährigen Friedrich vernehmen wir nichts. Nur ein einziges Mal berichtet Francke von ihm, daß er in Gegenwart seiner Eltern bei Tische gesprochen. „Der Kronprinz", so schildert er ihn, „ist eines sehr stillen Wesens, bedachtsam und gar merklich Temperamenti melancholici." Noch am dritten Tage seines Aufenthalts schreibt er: „Der Kronprinz hat sich bisher noch immer ganz fremde gegen mich gestellt, daß wir keine Gelegenheit haben können, an ihn zu kommen, und scheint fast, daß er etwas in seinem Gemüt habe." Als er dann endlich zu Friedrich gerufen wurde, kam ihm dieser „sehr ungnädig" vor und antwortete auf seine Bitte, die Gnade, die sein Vater genossen, auch auf ihn zu „derivieren", mit den knappen kühlen Worten: „Ich habe Seinen Vater vor sechs Jahren gesprochen." Sein Gouverneur mußte sogar für Bücher, die Francke dem Prinzen und ihm geschickt hatte, danken, ohne daß jener ein Wort hinzufügte. „Er stand noch einen kleinen Augenblick und ging darauf zur Tür hinaus", so beschließt Francke den Bericht über seine kurze Audienz. Als er von seiner „Ungnade" bei dem Kronprinzen zur Oberhofmeisterin sprach, erwiderte diese allerdings, daß der Prinz seinen eigenen Worten nach ihn „noch besser leiden" könne als Freylinghausen. Ja Francke glaubte sogar am folgenden Tage beim Hinausgehen an ihm eine „moquante Miene" zu bemerken. Und blieb ihm noch ein Zweifel, wie Friedrich über ihn dachte, so benahm ihm diesen der Kastellan des Schlosses, der ihm erzählte, am vergangenen Abend habe der Prinz, als er ein Licht trug, ihn gefragt, wem er es bringe, und auf seine Antwort: „dem Professor Francke", habe jener hinzugefügt: „Da kommt ein Pharisäer zum andern; der ist ebenso ein Pharisäer wie Ihr."

Zum Verständnis dieser verächtlichen Bezeichnung Franckes haben wir uns zu vergegenwärtigen, daß bei dem Besuche Freylinghausens im September der König diesen gefragt hatte, „ob er wohl jemals einen Pharisäer gesehen hätte". Als der Professor antwortete, „es gäbe noch manche unter Christen, die ihrer Art wären", entgegnete Friedrich Wilhelm, auf den anwesenden Kastellan deutend: „Da steht einer hinter Ihm", und der König und die Königin beschuldigten diesen, daß er zwar die ganze Bibel auswendig wüßte und andere theologische Schriften lese, „aber sich mit seiner Frau nicht vertrüge, ja sich öfters voll söffe". Der Kastellan verteidigte sich nunmehr, wie Freyling-

Digitized by Google

hausen erzählt, „mit großer Dreistigkeit", indem er sich einen „bußfertigen Zöllner" nannte, der sich auch nicht voll trinke; „denn die Trunkenbolde würden das Reich Gottes nicht ererben." Aber der König wies ihm durch Zeugen die Unwahrheit dieser Angabe nach. So ist es wahrscheinlich, daß diese Szene dem Kronprinzen wieder vor Augen trat, als er dem Kastellan auf dem Wege zu Francke begegnete.

Liegt auch ein bestimmter, nachweisbarer Anlaß nicht vor, der den jungen Prinzen mit tiefer Abneigung gegen diesen erfüllte, so müssen wir die wahre Ursache in dem allgemeinen Auftreten Franckes suchen, der, dürfen wir aus seinen Aufzeichnungen auf sein persönliches Wesen Rückschlüsse machen, allzu unterwürfig und demutsvoll sich gab. Fast auf jeder Seite seines Tagebuchs heißt es, daß er „zu Gott geseufzt" habe, bald für das königliche Haus, bald für die königlichen Kinder, im besonderen für den Kronprinzen; „unter inniglichem Seufzen zu Gott" bereitete er sich für die Predigt vor, die er auf Wunsch des Königs in Wusterhausen hielt. Und wiederum, als sein Tischnachbar Gundling, der Gelehrte und Hofnarr in einer Person, in Abwesenheit des Königspaares von der Tischgesellschaft, zumal von dem Kronprinzen, gehänselt wurde, „seufzte" Francke, und wie er hinzufügt, „Gott gab, daß es bald stille ward".

So verzerrt und übertrieben in den „Memoiren" der älteren Schwester Friedrichs, der späteren Markgräfin von Baireuth, die Schilderung auch ist, da sie von der „exzessiven Bigotterie" spricht, die, nach ihrem maßlos gehässigen Ausdruck, dank dem „chien de Francke" in Wusterhausen um sich griff und den dortigen Aufenthalt zu einem „Trappistenleben" stempelte, sie zeigt doch, in welchem Grade der Name „Francke", mochte es um den Vater oder den Sohn sich handeln, in der Erinnerung der beiden Königskinder Wurzel geschlagen hatte.

Als Friedrich den Thron bestiegen hatte, sollte es sogar zu einem Renkontre kommen, das sich persönlich zuspitzte. Den Anlaß bot ein Antrag, den die Universität Halle zu Ende des Jahres 1744 auf Ausweisung einer Schauspielertruppe stellte, deren Auftreten zu Ausschreitungen der dortigen studierenden Jugend geführt haben sollte. Das Generaldirektorium befürwortete die Bitte, aber der König, der den Argwohn hegte, daß die Studentenrauferei nur einen Vorwand

Digitized by Google

bilde, um die verhaßten Komödianten aus Halle zu entfernen, schrieb auf den Bericht eigenhändig das folgende fulminante Marginal: „Da ist das geistliche Muckerpack schuld dran. Sie sollen spielen, und Herr Francke, oder wie der Schurke heißet, soll darbei seind, um die Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Réparation zu thun, und mir soll der Atteſt vom Comödianten geschicket werden, daß er dar gewesen ist."

Als die Vollstreckung seines Befehls sich verzögerte, mahnte der König und setzte auf den neuen Bericht des Generaldirektoriums, man werde das Atteſt sofort nach Empfang einreichen, eine zweite eigenhändige Verfügung: „Ins künftige werden die Herren Pfaffen wohl vernünftiger werden und nicht gedenken, das Direktorium und mir Nasen anzudrehen. Die halliſchen Pfaffen müssen kurz gehalten werden; es seind evangeliſche Jeſuiter, und muß man sie bei alle Gelegenheiten nicht die mindeſte Autorität einräumen."

Einige der Miniſter traten für Francke ein; sie erklärten, daß die ganze Univerſität und nicht die Theologen, am wenigſten Francke allein, auf die Entfernung der Schauſpieler angetragen hätte, und zwar sei es geſchehen „wegen der liederlichen Weibsſtücke, die sich bei der Bande befänden und den Studenten zu allerhand Exzeſſen Anleitung gäben". Genug, es kam dahin, daß Friedrich sich ſchließlich begnügte, Francke nur eine Geldſtrafe von 20 Talern an die dortige Armenkaſſe aufzuerlegen; doch nach wie vor hielt er an der Auffaſſung feſt, daß dieſer „die meiſten Motus darin gemacht haben ſolle".

Ging auch ein Jahrzehnt darüber hin, der König vergaß die Affäre nicht; denn es beſteht kein Zweifel, daß, wenn er im Auguſt 1755 Schuch ausdrücklich beauftragte, die Rolle des Tartüff in der Maske von Francke zu ſpielen, er dieſen perſönlich treffen wollte, um ihn für ſeine Treibereien gegen die Schauſpieler und die „Autorität", die er ſich angemaßt hatte, zu ſtrafen.

Wollen wir König Friedrich recht verſtehen, ſo müſſen wir bedenken, daß, gleichwie ſeine Mutter es ſchon bei dem Disput in Wuſterhauſen getan, ſo auch er zwiſchen den Komödien unterſchied. So entwickelte er ſeine Anſicht, um nur ein Beiſpiel herauszugreifen, in einem Briefe, den er zu Anfang des Jahres 1771 an ſeine Schweſter, die Königin Ulrike von Schweden, richtete. Sie hatte ihm geklagt,

Digitized by Google

welche Mühe es koste, die französische Komödie vor den Verfolgungen der schwedischen Geistlichkeit zu retten. „Ich begreife wahrhaftig nicht", so antwortete ihr Friedrich, „Deine Priester, wenn sie ein Ärgernis an der französischen Komödie nehmen, so wie sie jetzt ist, züchtig und sittenstreng. Wahrscheinlich kennen diese Banausen weder Racine noch Corneille noch Voltaire und beurteilen das französische Schauspiel nach den scheußlichen deutschen Farcen, die sie vielleicht in ihrer Jugend gesehen haben. Weit entfernt, anstößig zu sein, ist es eine bessere Sittenschule, als die schalen Predigten der gewöhnlichen Geistlichen. Diese Tragödien sind nicht nur voll von trefflichen moralischen Maximen, sondern sie gewöhnen auch das Herz daran, gefühlvoll und empfänglich zu werden, sie erziehen es zum Mitleid und zeigen ihm die Vorteile, welche die Milde vor harter Unbeugsamkeit und allen Äußerungen einer Barbarennatur voraushat. Das läßt mich glauben, liebe Schwester", so schließt Friedrich, „daß Deine schwedischen Theologen dem zehnten Jahrhundert entstammen, während die anderen Nationen schon im achtzehnten stehen."

Aber nicht nur diese Rückständigkeit des Urteils will der König an Francke geißeln. Der Grund seiner Abneigung liegt noch tiefer. Irrig wäre es, wollte man ihn in dem Gegensatz des Freidenkers zum Theologen strenger Observanz erblicken.

Gleich seinem Vater führte Friedrich gern religiöse Gespräche. Friedrich Wilhelm I. suchte sich in ihnen, wie wir sahen, über persönliche Zweifel und Gewissensskrupel aufzuklären und zu beruhigen; doch nur, soweit seine eigene Person, sein Seelenheil in Frage kam, hatten sie für ihn Zweck und Bedeutung. Anders bei König Friedrich, wenn wir dem Akademiker Thiébault, der lange Jahre mit ihm in persönliche Berührung kam, glauben dürfen. Dieser war der Ansicht, daß Friedrich mit Geistlichen und Philosophen die religiösen und philosophischen, zumal die metaphysischen Probleme so oft und so eingehend, mündlich und schriftlich, erörtert hatte, daß er nicht mehr hoffen konnte, durch derartige Diskussionen der Wahrheit einen Schritt näher zu kommen. Und wenn Friedrich dennoch mit Vorliebe diese Themata zur Sprache brachte, so geschah es einmal, weil er liebte, auch in seinen Mußestunden seinen Geist nicht ruhen zu lassen; das Feld war ihm vertraut, auch war es ein neutrales Gebiet, auf dem es kein Geheimnis zu hüten gab. Vor allem aber waren diese Unter-

Digitized by Google

haltungen in seinen Augen ein Prüfstein für den Partner, für dessen Beschlagenheit, Geschicklichkeit und Geistesgegenwart, ja für dessen moralische Qualitäten. Thiébault fährt weiter fort: Je nach dem, wie der König seinen Partner befand, behandelte er ihn. So habe er trotz seiner Spottsucht niemals im Punkte der Religion diejenigen lächerlich zu machen gesucht, die freimütig erklärten, daß sie sich nicht dazu hielten. Nur selten habe er über die einen Scherz gemacht, die offen und aufrichtig sich vor ihm als gute Christen bekannten, und ruhig habe er eine Zurechtweisung, die ihm etwa zuteil wurde, hingenommen. So habe er nichts erwidert, als ein katholischer General, den er bespöttelte, weil dieser vor der Schlacht mit seinem Degen ein Kreuz zu schlagen pflegte, ihm entgegenhielt, das habe nichts mit dem Dienste zu schaffen; vorausgesetzt, daß er seine Pflicht und Schuldigkeit tue, was gingen den König seine religiösen Gepflogenheiten an? und was könne er davon gewinnen, wenn er seine treuesten Untertanen ins Lächerliche ziehe?

Aber, so schließt Thiébault seine Ausführungen, „dieser selbe Monarch überschüttete unbarmherzig mit Sarkasmen die, welche mit Bewußtsein zu lügen schienen; er wollte sozusagen sehen, bis zu welchem Punkte sie ihre Nachgiebigkeit und Schwäche trieben, und wie weit sie bereit wären, ihre Herzensmeinung aufzugeben. Er verfolgte sie über die Maßen und ließ sie auch nach ihrer Niederlage noch nicht in Ruhe. Und es gibt kein Beispiel dafür, daß er je etwas anderes als tiefe Verachtung denen gezeigt habe, deren Schwäche er also aufgedeckt und festgenagelt hatte."

So sah denn auch Friedrich in dem jüngeren Francke, mochte es tatsächlich auch zu Unrecht geschehen, nichts anderes als einen Pharisäer, wie er es schon in Wusterhausen ausgesprochen hatte, und so beschloß er, wie sein Befehl an Schuch ergibt, ihn öffentlich als Tartüff zu brandmarken.

Digitized by Google

9.

Friedrichs des Großen Ansichten über die Geschichtschreibung.

In dem 31. Bande der „Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen“ ist ein Schreiben des Königs zur Mitteilung gelangt, das seine Stellung zur Geschichtschreibung scharf charakterisiert. Dieses Dokument bietet den Anlaß, Friedrichs historische Anschauungen in größerem Zusammenhange zu betrachten.

Der preußische Vertreter in Paris übersandte dem König im Oktober 1771 das Gesuch eines nicht näher bekannten Abbé Bruno, der um ein Asyl in den preußischen Landen und für die Abfassung einer Biographie Friedrichs um die Mitteilung seiner Memoiren bat. Hören wir, was der Abbé selbst schreibt: „Ein Franzose, den der Lärm der Intrigen anwidert, möchte seine Tage und seine Feder dem Glücke der Menschheit weihen, die Menschen besser machen, indem er ihnen die Liebe zur Tugend einflößt, die Herrscher daran erinnern, was sie ihren Untertanen schuldig sind, indem er ihnen einen Fürsten als Vorbild hinstellt. Das einfachste, ja ich sollte meinen, das einzige Mittel, diesen Zweck zu zu erreichen, wäre die Geschichte Ihrer Regierung, Sire: sie würde gleichzeitig diese doppelte Aufgabe erfüllen. Ich wage, es zu unternehmen, obgleich ich wohl weiß, daß das Bild eines Alexander allein dem Pinsel eines Apelles vorbehalten bleiben muß. Ich wage noch mehr, ich wende mich an Eure Majestät selber und bitte um Ihre Memoiren und ein Asyl, um frei schreiben zu können. Unglücklicherweise gibt es nur wenige Fürsten, die von der Wahrheit nichts zu befürchten haben. Je günstiger dieses für Sie ist, mit desto weniger Sicherheit kann man sie außerhalb Ihrer Lande veröffentlichen. Ich möchte für den Erfolg meiner schwachen Arbeit bürgen, wenn meine Talente so groß wären wie die Bewunderung, die ich Ihren königlichen Eigenschaften zolle.“

Digitized by Google

Wir gehen wohl kaum in der Vermutung fehl, daß es dem Bittsteller vor allem auf eine Freistatt ankam, wie sie der König so manchem der flüchtigen und verfolgten französischen Philosophen und Schriftsteller gewährt hatte. Erinnert sei nur an La Mettrie, den Friedrich zum Mitgliede seiner Tafelrunde machte, dessen Persönlichkeit er jedoch über seine wissenschaftlichen Leistungen stellte. So nahm er den Abbé de Prades bei sich auf und ernannte ihn zu seinem Vorleser, um von ihm schnöden Undank zu ernten. Es ist wahrscheinlich, daß der Abbé Bruno, der Friedrichs philosophische und wissenschaftliche Neigungen kannte, um desto sicherer zum Ziele zu gelangen, sich für einen Philanthropen ausgab und überdies ein literarisches Mäntelchen sich umhängte. Aber wie dem auch sei, sein Gesuch wird für uns durch die Antwort interessant, die der König ihm erteilte. „Machen Sie", so schrieb Friedrich seinem Vertreter in Paris, „dem Abbé Bruno für den Brief, den er Ihnen gegeben hat, ein höfliches Kompliment, und sagen Sie ihm von meiner Seite, daß die Geschichte von der Wahrheit abhängig sei, daß man daher, wolle man die Geschichte von Menschen schreiben, abwarten müsse, daß sie gestorben seien. Er möchte also gütigst sich gedulden und abwarten, daß mein Lebenslauf beendet sei, und vielleicht könnte er schon ziemlich bald diese Genugtuung erlangen." Wie wir sehen, durchschaute der König die Absichten des Abbé und schlug ihm rundweg sein Gesuch ab, nicht ohne ironische Beimischung. Jedoch der Kernpunkt der Antwort bleibt seine Äußerung über das Haupterfordernis der Geschichtschreibung und die Folgerung, die er daraus zieht. So hatte er auch einem italienischen Gelehrten, dem Professor Carlo di Lavione, auf die Bitte, seine Lebensbeschreibung „in italienischer, französischer und teutscher Sprache" herausgeben zu dürfen, im März 1768 geantwortet: „Ich glaube, er würde besser tun zu warten, daß ich tot wäre."

Die Tatsache, daß der Abbé Bruno den König um seine Denkwürdigkeiten bittet, steht indessen nicht allein. Ein durch seine schriftstellerischen Leistungen bekannter Franzose, der früher Diplomat gewesen war, folgte im Jahre 1780 seinem Beispiel. Es war Rulhière, der bereits den Sturz des Zaren Peter III. und die Thronbesteigung seiner Gemahlin, der Kaiserin Katharina II., geschildert und im Auftrage der französischen Regierung die Geschichte der Teilung Polens zu schreiben unternommen hatte. Er wandte sich an den Philosophen

Digitized by Google

d'Alembert, der mit König Friedrich seit 1763 in regelmäßigem, freundschaftlichem Briefwechsel stand, und mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß es jenem „besonders am Herzen liege, die Wahrheit zu sagen", unterbreitete nun d'Alembert dem König die Bitte Rulhières, „ihm über dieses wichtige Ereignis Erinnerungen (mémoires) zu verschaffen"; jeder Bedingung würde er sich unterwerfen. Friedrich antwortete darauf: „Es scheint mir, die Epoche liegt uns noch allzu nah, als daß ein Historiker mit aller gehörigen Freiheit sich über dieses Ereignis aussprechen könnte. Die handelnden Personen leben noch alle, und es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, ohne den einen oder den anderen zu verletzen." So begnügte er sich denn, einige große Gesichtspunkte anzudeuten. „Will man mehr in das Detail gehen", fuhr er fort, „so muß man sich auf persönliche Einzelheiten einlassen, die mit Sicherheit erst vor den Augen der Nachwelt erscheinen können."

Was wir hier an gelegentlichen Äußerungen aus Friedrichs Munde über seine Auffassung von der Geschichtschreibung erfahren, findet eine wesentliche Ergänzung in den „Vorreden" zu seinen historischen Schriften, in denen er sich ausführlicher und zusammenhängender ausspricht, seine Ansichten zugleich tiefer begründend. „Viele Personen", so heißt es in der 1742 verfaßten „Vorrede" zu der „Geschichte meiner Zeit", „haben Geschichte geschrieben, aber nur sehr wenige haben die Wahrheit gesagt; schlecht unterrichtete Schriftsteller haben Anekdoten schreiben wollen und haben sie sich ausgedacht, oder sie haben Gerüchte, die im Volke umgingen, für notorische Wahrheiten genommen und haben sie mit Zuversicht der Nachwelt überliefert." Diesen Gedanken noch weiter ausspinnend, schließt Friedrich den Absatz mit dem Verdikt: „Was für Lügen! was für Irrtümer! was für ein Betrug!" Daher will er nicht „irgendwelchem Pedanten, der im Jahre 1840 zur Welt kommen wird", oder, wie es mit Anspielung auf den Benediktinerpater Mabillon und die von ihm veröffentlichte historische Urkundensammlung heißt, einem Benediktinermönche die Aufgabe überlassen, die Verhandlungen in den Kabinetten der Fürsten, die Szenen auf dem Kriegstheater in Europa darzustellen: „Ich selbst", fährt der König fort, „habe die Revolutionen beschreiben wollen, die ich miterlebt und an denen ich den größten" — oder, wie er in späterer Überarbeitung der „Vorrede" abschwächend sagt: einigen — „Anteil gehabt habe." Ja er lebt der Überzeugung, daß er der Nachwelt „eine genaue und

Digitized by Google

wahrhafte Erzählung" der Ereignisse, die er gesehen habe, schuldig sei, da, so erklärt er in hochgespanntem Selbstgefühle, seit dem Untergange des Römischen Reichs die denkwürdigste Begebenheit der nach dem Tode Karls VI. gegen Österreich entbrannte Krieg bilde, eine Motivierung, die er in den späteren Fassungen der „Vorrede" stillschweigend hat fallen lassen. Die Originale der Briefe und Verträge werden seine Ausführungen „legitimieren". Und so versäumt er denn auch nicht, zur Bekräftigung der Wahrheit seiner Darstellung in fast allen seinen „Vorreden", in denen zu der Geschichte des Hauses Brandenburg, der beiden ersten Schlesischen Kriege und der Teilung Polens, auf die Archive und die in ihnen ruhenden Dokumente zu verweisen, oder er teilt sogar eine Auswahl bedeutsamer Stücke, wie die Korrespondenz, die er mit dem Kurfürsten von Sachsen zu Beginn des Siebenjährigen Krieges, oder den Briefwechsel, den er mit der Kaiserin-Königin Maria Theresia und Kaiser Joseph II. im Bayerischen Erbfolgekriege führte, in einem Anhange ausdrücklich mit.

Seine Darstellungen sind lediglich für die „Nachwelt" bestimmt. Dieser Umstand ist von ausschlaggebender Bedeutung; denn, wie er 1742 sagt: „Da ich zur Nachwelt spreche, bindet mich keine Rücksicht; ich übe keine Schonung gegen die Fürsten, die meine Zeitgenossen sind, und ich verschleiere nichts, was mich selbst betrifft." So verbindet sich die Wahrhaftigkeit mit der Unparteilichkeit. Und in dem stolzen Bewußtsein, diese Forderungen unbedingt erfüllt zu haben, schreibt er in der „Epistel", in der er die „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg" seinem Bruder August Wilhelm, dem präsumtiven Thronfolger, widmet: „Ich habe nichts vertuscht, ich habe nichts verschwiegen, ich habe die Fürsten Deines Hauses so dargestellt, wie sie gewesen. Derselbe Pinsel, der die bürgerlichen und militärischen Tugenden des Großen Kurfürsten malte, hat die Fehler des ersten Königs von Preußen und diese Leidenschaften geschildert, die, nach dem verborgenen Ratschlusse der Vorsehung, im Laufe der Zeit dazu gedient haben, dieses Haus auf den Gipfel des Ruhmes, auf den es gelangt ist, zu tragen. Ich habe mich über alle Vorurteile erhoben. Ich habe Fürsten, Könige, Verwandte als gewöhnliche Menschen angesehen. Weit davon entfernt, mich durch das Herrschertum verführen zu lassen und meine Vorfahren zu vergöttern, habe ich das Laster an ihnen mit Kühnheit getadelt, weil es auf dem Throne keine

Digitized by Google

Freistatt haben darf. Ich habe die Tugend überall, wo ich sie fand, gelobt, mich gegen den Enthusiasmus, den sie einflößt, selbst verschließend, damit allein die Wahrheit, schlicht und rein, in dieser Geschichte herrsche." Und ebenso heißt es in dem „Vorworte" zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges: „Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, mich skrupellos an die Wahrheit zu halten und unparteiisch zu sein, aus dem Grunde, weil die Erbitterung und der Haß eines Autors niemand unterrichtet, und weil es sogar von Schwäche und kleinlicher Gesinnung zeugt, will man nichts Gutes von seinen Feinden sagen und ihnen nicht gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen."

In diesen letztangeführten Worten kommt ein Gedanke zum Ausdruck, der die historische Anschauung des Königs wesentlich bestimmte. Die Geschichtschreibung soll nach ihm belehrend und erziehlich wirken. „Ein Mensch", so schreibt er 1751 im „Discours préliminaire", den er den Denkwürdigkeiten zur Geschichte seines Hauses voranschickt, „ein Mensch, der nicht etwa glaubt, daß er vom Himmel gefallen, und der nicht die Weltgeschichte vom Tage seiner Geburt an datiert, muß begierig sein, zu erfahren, was sich zu allen Zeiten und in allen Landen zugetragen hat. Nimmt seine Gleichgültigkeit auch nicht Anteil am Geschicke so vieler großer Völker, die das Spielzeug des Schicksals gewesen, so wird er wenigstens für die Geschichte des Landes, in dem er wohnt, Interesse besitzen und mit Vergnügen die Ereignisse sehen, an denen seine Vorfahren teilgehabt haben." So gibt sich Friedrich der Hoffnung hin, daß sein Buch „unserer Jugend" nützlich werden könne; wenigstens will er hierin den Lohn für seine Mühe und Arbeit sehen.

Aber noch weitere Aufgaben stellt er in diesem „Discours" der Geschichtschreibung. Er erklärt: „Die Geschichte ist die Kette, welche die Ereignisse aller Jahrhunderte mit unseren Tagen verbindet. Der Gesetzgeber, der Politiker, der Krieger, sie lernen, sobald sie zu ihr die Zuflucht nehmen, den Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit kennen." Und schwungvoll schließt er: „Eindringen in die Zeiten, die uns vorausgegangen sind, die ganze Welt mit dem ganzen Umfange seines Geistes umfassen — das heißt in Wirklichkeit Eroberungen über die Unwissenheit und den Irrtum davontragen, das heißt in allen Zeitaltern gelebt haben und in der Tat ein Bürger aller Zeiten und aller Lande werden."

Digitized by Google

Darüber aber noch hinaus ist die Geschichte „die Schule der Fürsten"; denn sie schildert ihnen, nach Friedrich, die Regierung der Herrscher, die als Väter des Vaterlandes und die als Tyrannen gewaltet haben, sie zeigt die Ursachen der Erhebung und des Verfalls der Reiche an, sie weist ihnen eine solche Fülle der Charaktere, daß die Fürsten unserer Tage unter diesen ihre Spiegelbilder finden. „Indem die Geschichte ihr Urteil über Ansehen und Namen der Toten fällt, richtet sie schweigend die Lebenden. Der Tadel, den sie über die lasterhaften Menschen ausspricht, die nicht mehr sind, wird zur moralischen Lektion für das gegenwärtige Geschlecht: die Geschichte scheint ihnen zu enthüllen, welches der Urteilsspruch der Nachwelt über sie selbst sein wird." So sollen die Fürsten, wie Friedrich 25 Jahre später Nutzen und Bedeutung der Historie formuliert, aus den Fehlern der vergangenen Jahrhunderte lernen.

Diese Aufgabe kann aber die Geschichte nur erfüllen, wenn sie unverbrüchlich der Wahrheit folgt. Diese ist für sie nach seinem Vergleich ebenso wesentlich und notwendig „wie die Seele für den menschlichen Körper". Daher, sagt er im „Discours" wörtlich, soll auch der Historiker „die Menschen, die da vergehen, weniger achten als die Wahrheit, die nimmer stirbt", denn „wahr zu sein, ist die erste Pflicht eines Geschichtschreibers".

Digitized by Google

10.

Friedrich der Große und sein Kabinett.

Seit mehr denn einem Vierteljahrhundert ist die urkundliche Forschung über Friedrich den Großen eifrig am Werk, die schier unerschöpfliche Fülle der Dokumente seiner Regierung ans Licht zu bringen. Alle Gebiete sind dabei gleichmäßig berücksichtigt, die auswärtige und die innere Politik, wie die Kriegsgeschichte und die Verwaltung, nachdem bereits in der vor 50 Jahren erschienenen Akademieausgabe der „Œuvres de Frédéric le Grand“ vornehmlich die historischen, militärischen und literarischen Schriften, der literarische Briefwechsel, wie ein Teil der Korrespondenz mit seinen Verwandten und Freunden mitgeteilt worden waren. In der überwältigenden Masse der von ihm ausgehenden Schreiben persönlichen und amtlichen Charakters, über die der Fernerstehende sich nur schwer zu orientieren vermag, sollen die folgenden Zeilen als Wegweiser dienen. Indem wir die großen Gruppen, in die seine Korrespondenz zerfällt, in den Gesichtskreis unserer Betrachtung ziehen, erweitert sich unsere Aufgabe zu einer Darstellung der Organisation seines gesamten Schriftwechsels: wir haben zu zeigen, wie die Schreiben, die seinen königlichen Willen kundgaben, in seinem Kabinett entstanden sind. Das führt uns endlich zu der Frage, welchen Anteil die Beamten des Königs, seine Kabinettsminister und Kabinettssekretäre an der Leitung der Geschäfte gehabt haben.

Obwohl das 18. Jahrhundert als schreibfreudig bekannt ist, erweckt doch die sehr große Zahl der von Friedrich eigenhändig verfaßten Schriftstücke aufrichtige Bewunderung. Ist es doch von allen gekrönten Häuptern jener Zeit vielleicht nur Katharina II. von Rußland, die ihn noch übertrifft. Wer seine Handschrift gesehen, diese

Digitized by Google

zierlichen und doch festen kleinen Charaktere der lateinischen Lettern in seinen französischen Briefen, die weit mächtigeren und manchmal fast ungefügen deutschen Schriftzüge, die öfters nur mühsam zu entziffern sind, wird sie nicht leicht wieder vergessen. Seine Handschrift hat sich kaum im Laufe seines langen Lebens gewandelt. Was von ihr im allgemeinen gilt, trifft im besonderen auf seine Unterschrift zu, nur daß die Züge der deutschen, zumal im ersten Jahrzehnt seiner Regierung, auffällig groß und gedehnt sind. Diese lautete bekanntlich Friderich, oft abgekürzt in Fch. In den französischen Briefen gebrauchte er seit dem Jahre 1737 ausschließlich die Namensform „Federic", bei der Ursprung und Anlaß bis zum heutigen Tage noch unaufgeklärt sind. Ein anschauliches Bild von seinen Unterschriften bietet eine Übersicht im Hohenzollern-Jahrbuch 1901 aus allen Epochen seines Lebens. Es fehlt nicht die in gichtischer Not vollzogene, die in ihren zitternden Umrissen nur zu deutlich die Pein des hohen Kranken verrät. Vielleicht hätte noch ein Beispiel ihrer Variante hinzugefügt werden können, des in Tagen schwersten Leidens mit der linken Hand geschriebenen Namenszuges, der allerdings fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist und an die Unterschriften in den letzten Wochen seines Lebens erinnert, da die ermattende Hand den Dienst versagte.

Ganz eigenhändig führte Friedrich den persönlichen Briefwechsel mit dem engsten Kreise der Familie, mit den ihm nahestehenden Verwandten und den Freunden. Wenn demnach auch keineswegs alle Mitglieder des königlichen Hauses zu seinen Korrespondenten zählten und alle Schreiben, die nicht persönliche Angelegenheiten betrafen, von den Kabinettssekretären entworfen wurden, bleibt doch der Umfang dieser Korrespondenz staunenswert, angesichts der Arbeitslast, die der König zu bewältigen hatte. Dabei ist hervorzuheben, daß die Beantwortung sämtlicher Schreiben in der Regel umgehend erfolgte. In der zweiten Hälfte der Regierung Friedrichs wandelte sich der freundschaftliche Briefwechsel fast zu einem rein literarischen. Andrerseits ging, ganz abgesehen von den Kriegszeiten, derjenige mit seinen Angehörigen oft auf das politische Gebiet über, so der mit seiner Schwester Ulrike von Schweden, mit seiner Nichte Wilhelmine von Oranien, vor allem aber mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, den er Mitte der siebziger Jahre für den Fall seines baldigen Todes zur Führung der vormundschaftlichen Regierung ausersehen hatte. Auf der Grenze

Digitized by Google

zwischen Freundschaft und Politik bewegten sich die lange Jahre hindurch gepflegten Korrespondenzen mit fremden Fürstlichkeiten, unter denen der Erbstatthalter von Holland Wilhelm IV. und dessen Gemahlin Anna, die Herzogin Luise Dorothea von Sachsen-Gotha, die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen und die Königin-Witwe Juliane Marie von Dänemark an erster Stelle genannt zu werden verdienen. Eine rein politische Signatur dagegen trug der 1762 mit seiner Thronbesteigung einsetzende Briefwechsel mit Peter III. von Rußland, der nach dessen Sturz mit Katharina II., Großfürst Paul und dessen zweiter Gemahlin Maria Feodorowna, seiner Nichte, fortgeführt wurde — das einzige fremdländische Herrscherhaus, mit dessen Mitgliedern der König einen fortlaufenden Briefwechsel unterhalten hat.

Wir gelangen damit zu der zweiten großen Gruppe des Schriftwechsels, der uns den König in seinem Kabinett, in Ausübung seines Herrscheramts zeigt.

In seiner bedeutsamsten Kundgebung, dem Politischen Testamente von 1752, hat Friedrich seine Anschauung von dem innigen Zusammenhange aller Zweige der Staatsleitung, von Finanzen, Politik und Kriegswesen bekannt und die Notwendigkeit ihrer gleichzeitigen guten Verwaltung in einem prächtigen Bilde ausgesprochen: „Sie müssen in gradgestreckter Flucht, Stirn an Stirn gelenkt werden wie die Rosse vor dem Wagen der olympischen Spiele, die mit gleicher Wucht und gleicher Schnelle die vorbezeichnete Bahn durchmaßen, den Wagen zum Ziele trugen und ihrem Führer den Sieg gewannen." Von dieser Überzeugung tief durchdrungen vereinigte er die gesamte Regierung in seiner Hand, alle Geschäfte leitete er von seinem Kabinett aus. Die Zentralbehörden berichteten an ihn und empfingen von ihm die Befehle: damit werden alle Kabinettserlasse zu „Urkunden der Aktion des Königs".

Es war das Amt der Kabinettssekretäre, ihm jeden Morgen die eingelaufenen Berichte und Schreiben zu unterbreiten; er sah sie durch oder ließ sie sich vorlesen. Niemals diktierte Friedrich seine Antworten. Wenn er sie nicht, wie stets in wichtigen Angelegenheiten, eigenhändig niederschrieb oder sich nicht darauf beschränkte, die Anfragen mit wenigen Worten zu bescheiden, die er entweder selbst oder der Sekretär als „allergnädigste Resolution" auf den Bericht setzte, gab er seine mündlichen Weisungen, die dieser in fliegender Hast mit

Digitized by Google

Bleistift auf dem Berichte vermerkte. So liegen uns die Notizen heute noch vor, freilich infolge der Länge der Zeit oft stark verwischt und dann doppelt schwer zu enträtseln. Nach ihnen wurden, mit oftmals wörtlicher Anlehnung an die Berichte, die Antworten aufgesetzt, ausgefertigt und noch an demselben Tage dem Könige zur Unterschrift vorgelegt. Er fügte bisweilen bei dieser Gelegenheit noch einen eigenhändigen Zusatz bei, sei es, um die Weisungen zu ergänzen, oder um irgendwelche sonstige Mitteilung oder eine persönliche Bemerkung zu machen, die sich, häufig mit starkem Tadel, an die Adresse des Empfängers richtete. Nur des Sonntags pflegte er sich einige Ruhe zu gönnen, insofern als die eingegangenen Berichte erst tags darauf abgefertigt wurden.

Zu dem amtlichen Verkehr mit den Behörden kam noch die Erledigung der Schreiben der Privatpersonen, hatte doch jeder preußische Untertan das Recht, sich unmittelbar an den Monarchen zu wenden. Da haben wir es mit Anliegen jeder Art zu tun, vornehmlich mit Bittgesuchen um Gnadengeschenke, Pensionen, Anstellung und Versorgung und mit Beschwerden. Sobald letztere in das Ressort einer Behörde fielen, wurden sie dem Generaldirektorium oder dem in Betracht kommenden Minister, bei Militärsachen dem General, der damit zu tun hatte, zur Berichterstattung überwiesen. Des öfteren begegnen wir in den sogenannten „Minüten“ oder Kopialbüchern, wie sie die Kabinettskanzlei zu führen hatte, auch Danksagungen für kleine Geschenke, die dem König für seine Tafel zugingen; meist waren es Erstlinge des Jahres, Früchte oder Delikatessen, z. B. Schnepfen. Soweit es sich um diesen Teil der Kabinettskorrespondenz handelt, wurde zur Vereinfachung des Geschäftsganges nach dem Siebenjährigen Kriege ein besonderes Buch eingerichtet, in welches die Kanzlei aus den eingehenden Schreiben „Extrakte für die Kabinettsvorträge“, wie der Titel amtlich lautete, eintrug. Täglich wurde das Buch dem König vorgelegt, der meist eigenhändig mit wenigen Worten seine Entscheidung am Rande niederschrieb. Von allen seinen Äußerungen haben vielleicht diese Marginalbescheide die größte Verbreitung gefunden, dank ihrer schlagenden Kürze, ihrer charakteristischen, oft sogar drastischen Ausdrucksform. Nur einige Beispiele, die zugleich ein Bild von seiner abenteuerlichen Orthographie geben. Darlehnsgesuche weist er mit den Worten ab: „ich bin kein Banquier“ oder: „das Kan

Digitized by Google

nicht Sein, ich bin der Große Mogol nicht." Auf die Bitte eines Buchhändlers um Verleihung des Titels als Kommerzienrat erwidert er mit der bekannten Wendung: „Buchhändler, das ist ein honnetter Titel." Gesuche von Geistlichen um Gehaltszulage pflegt er mit dem Hinweis auf die Apostel abzuschlagen: „die Aposteln Seindt nicht gewinnsüchtig gewesen, Sie haben umb Sonst gepredigt." Den Beschwerdeführenden, daß ihre Angelegenheiten zu langsam erledigt würden, hält er das Wort „Paciencia" entgegen. Seine Beamten und selbst die Minister bekommen derbe Denkzettel und Titulaturen. Als das Generaldirektorium für Reparatur der Oderdämme um 968 Taler bittet, antwortet Friedrich: „Wenn nur die Baumeisters nicht solche Esel wären, als unsere alle sind, so wäre das alles mit besserer Menage zu machen, 900 Rthlr ist genug." Und als jenes über einen der Havel zu verschaffenden größeren Abfluß berichtet, heißt es gar: „Das Directorium weis nicht, was überschwemmungen seindt, die laßen Gott einen guten Mann seindt, und wenn sie nur lange Schlafen, viehl essen und wenig Arbeit haben, so ist ihm alles gleich. Dieses solte mit guldenen Buch Staben in der Versammlung d. hochl. Directorii geschrieben werden."

Wir haben uns endlich noch eingehender mit der politischen Korrespondenz zu befassen, in welcher der amtliche Schriftwechsel seine höchste Bedeutung erreicht, war es ja die auswärtige Politik, die im Mittelpunkt der Interessen Friedrichs stand. Schon oben streiften wir den brieflichen Verkehr mit den fremden Fürsten. Bei allen politisch wichtigen Schreiben verfaßte der König eigenhändig die Antwort, von der die Kabinettskanzlei Abschrift zu nehmen hatte. Handelte es sich um Notifikationen von Geburten, Vermählungen und Todesfällen und deren Beantwortung, so wurden die Schriftstücke nach feststehendem Schema im Departement der auswärtigen Affären, das unter Leitung der Kabinettsminister stand, in Form königlicher Handschreiben aufgesetzt, die er nur unterzeichnete. In allen übrigen Fällen wurden nach der Weisung des Königs die Briefe an Fürstlichkeiten entweder von dem Departement oder, kamen persönliche Angelegenheiten in Frage, von der Kabinettskanzlei entworfen.

Den Gesandten an den fremden Höfen lag eine doppelte Berichterstattung ob, an den Monarchen und an das Departement. Im allgemeinen decken sich die Berichte inhaltlich; allerdings ergingen manche

Digitized by Google

Meldungen nur an den König, von Noten, Denkschriften usw. erhielt er nur eine kurze Inhaltsangabe, während die Schriftstücke selbst den Kabinettsministern übersandt wurden. Bemerkenswert ist ferner, daß der König einzig mit den Gesandten, die er an den Höfen der Großmächte, den Zentren der europäischen Politik, unterhielt, in direkter Verbindung stand. Die Vertreter innerhalb des Deutschen Reichs, die Agenten berichteten gewöhnlich nur an das Departement, das in wichtigen Fällen seinerseits dem König Meldung machte.

Der Geschäftsgang in der Beantwortung der Berichte war im wesentlichen der gleiche wie bei den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung: die Kabinettssekretäre legten die Meldungen dem König vor und setzten nach seiner Weisung die Erlasse auf. Das meiste Interesse beanspruchen die eigenhändigen Antworten. Da rektifiziert er die Auffassung eines Gesandten und zeichnet in großen Linien das Ziel seiner Politik; er fällt sein Urteil über einen politischen Vorgang, kritisiert, erteilt neue Aufträge. Sind die von den Kabinettssekretären entworfenen Erlasse einfach und klar, aber nüchtern gehalten, so fesselt an Friedrichs Niederschriften die Kürze der Fassung, die lebendige Diktion, die Prägnanz des Ausdrucks, die Plastik der Sprache: in einem schlagenden Vergleiche, in einem anschaulichen Bilde wird oft mit wenigen Worten die Situation gekennzeichnet. Man denke an jene Julitage des Jahres 1756, da er in tödlicher Ungewißheit, ob die Rüstungen des Wiener Hofes ihm gelten, zu militärischen Demonstrationen greift, um damit den Österreichern, „gehen sie mit Krieg schwanger", wie er sagt, „Hebeammendienste zu leisten; denn haben sie sich übereilt, so werden sie schleunigst das Schwert in die Scheide zurückstoßen". Wie köstlich ist der Unterschied zwischen der Politik eines Choiseul und eines Richelieu charakterisiert durch den Vergleich der „Aufgedunsenheit eines Wassersüchtigen" mit der „Beleibtheit eines gesunden Mannes". Gleich hellen Glanzlichtern auf den Bildern treten leuchtend in dem kühlen Gleichmaß der Ausarbeitungen der Kabinettssekretäre die aus dem Munde Friedrichs stammenden originalen Wendungen hervor, die jene niemals versäumten in ihren Bleinotizen festzuhalten.

Eine besondere Bedeutung erhielten in der politischen Korrespondenz noch die eigenhändigen Zusätze auf den Erlassen, da sie oft geradezu für den Hof, an dem die Gesandten residierten, bestimmt waren;

Digitized by Google

denn der König wußte genau, daß das Briefgeheimnis keineswegs gesichert war, wurden doch die Depeschen auf den fremden Postämtern, damals wie heute, vielfach geöffnet. Als er sich, um ein Beispiel herauszugreifen, im Jahre 1746 über die unfreundliche Haltung des Wiener Hofes glaubte beklagen zu müssen, setzte er eigenhändig unter einen chiffrierten Erlaß an den dortigen Vertreter eine Nachschrift, in der er ihm das geflügelte Wort eines früheren Gouverneurs von Berlin einschärfte: „Unteroffizier, ist der Bürger ein Ochse, so seied Ihr auch ein Ochse; ist der Bürger höflich, so seied Ihr es auch. Quod bene notandum!"

Die Sprache, deren sich der König im Schriftwechsel mit den Gesandten bediente, war, wie fast allgemein in der Diplomatie und in seinen sonstigen persönlichen Schreiben, das Französische; die einzige Ausnahme bildeten die Erlasse an seine Vertreter in Konstantinopel und bei dem Regensburger Reichstag, soweit er mit dem letzteren eine unmittelbare Korrespondenz unterhielt.

Wenn die Gesandten, wie wir hörten, gleichzeitig an die Kabinettsminister berichteten, stand diesen ein Einfluß auf die Leitung der Politik zu? Für die ersten Jahre der Regierung Friedrichs ist diese Frage unbedingt zu verneinen; denn der König hat sie keineswegs immer um Rat gefragt oder sie in alle seine Entschließungen eingeweiht, entsprechend dem in seinem bereits erwähnten Testament aufgestellten Grundsatz: „ich verschließe mein Geheimnis in mir selbst." Dieses Verhältnis änderte sich nach dem Siebenjährigen Kriege, aber auch da beschränkte er sich in der Regel auf einen schriftlichen Meinungsaustausch, und meist nur, wenn wichtige Entscheidungen, wie Abschlüsse von Staatsverträgen, in Frage standen, berief er sie zu mündlicher Abrede zu sich. Läßt sich ihr Einfluß auch in einer Zahl von Fällen nachweisen, mehr als eine beratende Stimme hat ihnen der König jedoch niemals zugebilligt, die Entscheidung stets sich selber vorbehalten.

In der Korrespondenz, die sie mit den Gesandten zu führen hatten, fiel ihnen daher fast nur die untergeordnete Aufgabe zu, diese nach den Gesandtschaftsberichten über die Vorgänge auf dem politischen Theater Europas auf dem laufenden zu erhalten. Allein in dem Falle erhoben sich die Ministerialerlasse zu erhöhter Bedeutung, daß die in den Konferenzen mündlich erteilten Befehle des Königs zu übermitteln waren.

Digitized by Google

Charakteristisch für die Stellung, welche die Kabinettsminister einnahmen, ist endlich auch die Tatsache, daß Friedrich sie keineswegs fortlaufend über den Gang der Politik unterrichtete, daß es vielmehr oft die Kabinettssekretäre waren, die ihnen Abschriften der an die Gesandten ergehenden wichtigsten Kabinettserlasse zur persönlichen Information mitteilten oder erläuternde Aufschlüsse gaben.

Dienten die Kabinettssekretäre als Werkzeug, um den Willen des Herrschers in schriftliche Form zu fassen, so verschaffte ihnen ihre Tätigkeit andrerseits einen tiefen Einblick in den Gang der Geschäfte der Politik. Aber von einer Einwirkung auf den König kann auch bei ihnen nicht die Rede sein, oder wenigstens nur in ganz bescheidenem Maße, spricht doch derjenige unter ihnen, der am meisten Friedrichs Vertrauen genossen, der am längsten, fast dreißig Jahre, in seiner unmittelbaren Nähe geweilt hat, gelegentlich nur von seinen „geringen Insinuations", die überdies erfolglos bleiben.

War so der König die Seele des Staates, liefen in seiner Hand alle Fäden zusammen, mußte da die Staatsmaschine nicht mit dem Augenblicke stocken, wo er sich außerstande sah, das Steuer der Regierung mit eigener Hand zu führen? Schon zeitig äußerte man in diplomatischen Kreisen solche Bedenken, und als das Siechtum Friedrich erfaßte, das Heldenleben sich seinem Ende zuneigte, da meldete der französische Gesandte im Januar 1786, angeblich nach einer Mitteilung des Prinzen Heinrich, der König sei so schwach, daß er bei drei Vierteln aller Sachen nicht wisse, was er unterzeichne; die Regierung des Innern befinde sich großenteils in den Händen der Kabinettssekretäre, die ihm berichteten, was sie für gut befänden. „So gehen", damit schließt der Gesandte, „die Dinge, seit der König nicht mehr selber liest, und so steht es um die geheime Triebfeder einer Regierung, die nach Auffassung der Menge einzig in der Person des Monarchen beruht."

Die Ausführungen des Gesandten waren unzutreffend, und sie werden durch die Angaben des Ministers von Hertzberg, der seit Anfang Juli bei dem kranken Herrscher weilte, bündig widerlegt. Noch am 13. August erzählte ihm der König den ganzen Inhalt der aus Wien eingelaufenen Depeschen, am 14., drei Tage vor seinem Hinscheiden, hat er noch „die Depeschen aus London, Paris, aus dem Haag aufmerksam gelesen und Herrn Laspeyres kurze Antworten dik-

Digitized by Google

tiert". Vom 15. datiert das letzte von ihm unterzeichnete politische Schriftstück; daneben aber hat er an diesem Tage noch eine Fülle von privaten Gesuchen und Meldungen mannigfaltigster Art beschieden.

So weit also, wie der Franzose meinte, war es nicht gekommen; aber freilich hat er die Gefahren, die für jede absolute monarchische Regierung bestehen, richtig erkannt, und sie stiegen auch für Preußen unter den schwachen Nachfolgern des großen Friedrich herauf, da die Kabinettsräte einen bestimmenden Einfluß auf die königlichen Entschließungen gewannen, der sogar denjenigen der Minister weit überragte. Erst nach fast fünfundzwanzigjähriger Dauer sollte dieser verderblichen Kabinettsregierung ein Ende gesetzt werden.

Digitized by Google

11.

Friedrich der Große auf Reisen.

Einen bedeutsamen Teil an der Regententätigkeit Friedrichs des Großen beanspruchen seine Reisen; denn auch sie waren dem Dienste des Vaterlandes gewidmet.

Nur geringe Ausnahmen sind zu verzeichnen; so die Badereisen nach Aachen und Pyrmont in den vierziger Jahren. An ihre Stelle trat dann die Brunnenkur, die Friedrich regelmäßig im Hochsommer in Potsdam durchmachte; und nur noch einmal, 1765, suchte er ein Bad auf, Landeck, als Heilmittel gegen die Gicht. Wie diese Reise im Anschluß an die schlesische Revue erfolgte, so auch die Begegnungen mit Kaiser Joseph II. in Neiße und Mährisch-Neustadt, 1769 und 1770, die einen rein politischen Charakter hatten.

Die Lust am Reisen verleitete ihn nur zweimal zu einem abenteuerlichen Ausflug, 1740, da er inkognito, unter dem Namen eines Grafen Dufour den Abstecher nach Straßburg machte. Doch nur allzubald wurde das Geheimnis, in das er sich gehüllt, entdeckt, und er trat den Rückzug an. In diesem Sommer sah er auch auf Schloß Moyland bei Kleve zum ersten Male den „göttlichen" Voltaire. Das Gegenstück zu dem Straßburger Abenteuer bildete der fünfzehn Jahre später unternommene Ausflug nach Holland. Bekannt ist die Szene, da er während der Fahrt von Utrecht nach Amsterdam sich auf dem Schiffe dem Schweizer Heinrich de Catt, seinem späteren Vorleser, als Kapellmeister des Königs von Polen vorstellte. Auf holländischem Boden, auf dem Schlosse Loo, wo er 1738 den Prinzen Wilhelm IV. von Oranien einst besucht, weilte er 30 Jahre später nochmals, jetzt als Gast von dessen Sohn Wilhelm V., der das Jahr zuvor seine Nichte, die Tochter August Wilhelms, heim-

Digitized by Google

geführt hatte. Doch weiter erstreckte sich seine Reise nicht. Seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, der bald nach ihm dorthin ging, neidete er nicht einen Ausflug auf die See; „ich gestehe", schrieb er ihm, „ich fühle mich ganz als Landtier und ziehe vor, meine Beine oder die Füße meines Pferdes auf festen Grund und Boden zu setzen." Und als sein Bruder zwei Jahre später nach Schweden und Rußland reiste, bezeigte er nicht das geringste Verlangen nach diesen fernen Landen. So erwiderte er denn auch auf eine Beschreibung von Stockholm, die Heinrich ihm sandte: „Wäre diese Stadt selbst so schön wie Rom, das strenge Klima ihrer Lage würde mir stets die Lust verleiden, sie zu bewohnen." Das Land seiner Sehnsucht blieb auch für ihn Italien. In Gedanken folgte er seinen Anverwandten, der Schwester Wilhelmine von Baireuth, seinem Neffen, dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig auf ihrer Fahrt nach dem Süden. „Ich würde gleich von der Partie sein, wenn die Geiß nicht grasen müßte, wo sie angebunden ist."

So haben denn auch mit diesen Touren seine jährlichen Reisen nichts zu tun, die er als oberster Kriegsherr und als Landesvater unternahm. Diese Seite seiner Herrschertätigkeit wollen wir im folgenden, nach der Studie von Pfeiffer über „Die Revuereisen Friedrichs des Großen", in großen Zügen schildern.

König Friedrich Wilhelm I. hatte bereits in seinem Testamente von dem Nutzen der Revuereisen gesprochen und sie seinem Nachfolger warm ans Herz gelegt: Land und Leute werde er kennen lernen, im besonderen das Militär; er werde sehen, daß er ohne stärkere Belastung der Untertanen seine Einnahmen erhöhen könne. Aber erst Friedrich war es, der diese Reisen zu einer jährlich wiederkehrenden Maßnahme und feststehenden Einrichtung erhob.

Im ersten Jahre seiner Regierung verband er freilich mit ihnen die Huldigung seiner Staaten, erst in den östlichen, dann in den westlichen Provinzen. Auf der ersten begleiteten ihn Freunde; „wir philosophieren unterwegs, Algarotti und ich, und wir scherzen mit Keyserlingk", so schrieb er der Schwester Wilhelmine. Auf der zweiten bildete, wie wir sahen, das Straßburger Abenteuer und das Zusammentreffen mit Voltaire ein erfrischendes Intermezzo. Noch vor Ablauf des Jahres begann der Kriegszug gegen Österreich, und als Friedrich dem Gegner Schlesien abgerungen, wurde eine Hauptauf-

Digitized by Google

gabe die Organisierung dieser neuen Provinz. Es handelte sich nicht allein darum, diesen neuen Besitz dem Staate fest anzugliedern, sondern auch zugleich aus ihm ein starkes Bollwerk gegen das Haus Habsburg zu machen. Und als die Kriegsfurie wiederum durch das Land geschritten war, da hieß es vor allem, die geschlagenen Wunden zu heilen. So eilte Friedrich während der Jahre 1742, 1746 und 1763, 1764 nach eben geschlossenem Frieden zweimal nach Schlesien, um alle neuen Anordnungen selbst zu treffen und ihre Ausführung zu überwachen. Und wie er persönlich die Organisierung von Schlesien ins Werk leitete, so auch hernach die von Westpreußen, das ihm bei der Teilung Polens zufiel. Wohl schrieb er damals dem Prinzen Heinrich, daß er aus politischen Gründen, im Hinblick auf seine Neider erkläre, während der Reise „nur Sand, Fichten, Heidekraut und Juden" gesehen zu haben, aber gleichzeitig machte er sich doch auf ein tüchtiges Stück Arbeit gefaßt; denn Pommerellen, so meinte er, stehe auf keiner höheren Kulturstufe als Kanada.

Wenden wir uns jetzt den Revuereisen zu, wie sie unter gewöhnlichen Zeitverhältnissen sich abzuspielen pflegten.

Ihre Hauptaufgabe war zunächst militärischer Art. Mehr als einmal hat der König eine tüchtige Armee als das „nützlichste Gerät für jeden Herrscher", aber noch für „unumgänglich notwendiger" in seinem als in jedem anderen Lande bezeichnet; ein schlagfertiges Heer und ein intelligentes Offizierkorps, dahin faßte er seine Hauptforderungen zusammen. So wurden seine Reisen zu Inspektionsreisen. Sie zerfielen in die sogenannten Spezial- und Generalrevuen. Nachdem jedes Regiment, das soeben seine zweimonatige Exerzierzeit absolviert hatte, einzeln ihm vorgestellt und von ihm besichtigt war, folgten Manöverübungen der verschiedenen Waffen in größerem Verbande. Zweierlei ist hierbei hervorzuheben, daß Friedrich, allen Spielereien und Tüfteleien abhold, einfache Aufgaben stellte und ihre Ausführung völlig kriegsgemäß gestaltete. So bedeuteten die Manöver den Höhepunkt und Abschluß der militärischen Ausbildung.

„Eine Revue zu Friedrichs Zeiten war ein für das ganze Land beinahe wichtiger Augenblick", versichert uns ein Zeitgenosse; denn gleichsam einen großen Gerichtstag hielt der König ab. „Er lobte gern", wie derselbe Gewährsmann berichtet, „höflich zu sein war ihm natürlich"; aber wenn Friedrich zürnte, konnte er bitter und hart

Digitized by Google

werden. So erklärte er 1774 bei den Neißer Manövern mit schneidender Ironie: „Das Manövrieren sei den Herren Infanteriegenerals zu inkommode, sie sähen lieber mit einer Tasse Kaffee in der Hand und einer Pfeife Tabak zum Fenster hinaus und kommandierten in dieser Lage.“ Kaum besser kam die Kavallerie fort. Hielt er ein Regiment für vernachlässigt, dann diktierte er ein mehrwöchiges Nachexerzieren oder schickte einen Subalternoffizier, der es in Ordnung bringen sollte. Wie schwer er aber auch vergessen konnte, zeigt sein Verhalten zu den ostpreußischen Regimentern nach dem Siebenjährigen Kriege, denen er vorwarf, nicht ihre Pflicht getan zu haben. Jahrelang, auch nach fast vollständigem Wechsel ihrer Offizierkorps, trug er ihnen seinen Groll nach und mied die Provinz. Bei jeder Gelegenheit hielt er ihr pflichtvergessenes Tun ihnen vor, und erst 1773, als er auf dem Wege nach Westpreußen sie wieder persönlich besichtigte, erfolgte die Versöhnung. „Messieurs“, so sagte er nach der Schilderung eines Augenzeugen zu den um ihn versammelten Offizieren des Regiments Below, „Sie werden die Ursachen wissen, die ich gehabt, mit dem Regiment unzufrieden zu sein.“ Auf Ehrenwort mußten sie versprechen, „bei der ersten Gelegenheit, die sich zeigen wird“, das Regiment gut anzuführen, und dann erst erklärte er: „Ich will nun gar nicht mehr daran gedenken. Ich will alles vergessen.“ Sie drängten sich um ihn, küßten ihm den Rock. „Der König wollte nun etwas reden; er war aber selbst so gerührt, daß er schwieg und weinte.“ Man ließ ihn nicht fort. „Es ist gut“, sagte der König, „nun ist ja alles gut. Kinder, laßt mich zufrieden!“ Endlich bewilligte er dem Regiment auch den Grenadiermarsch wieder und ritt schnell von dannen. Hart zu strafen wußte er, aber auch glänzend auszuzeichnen. So ehrte er die musterhafte Haltung des ersten Bataillons Garde in der Schlacht bei Mollwitz dadurch, daß er, wie uns erzählt wird, am Jahrestage „das Bataillon ausrücken und weiter nichts machen als zweimal mit Pelotons chargieren ließ, mit der Anrede: So machten es eure Vorfahren bei Mollwitz!“ Und die Veteranen ließ er an diesem Tage an der Offiziertafel speisen.

Außer den Truppen besichtigte Friedrich in Schlesien, das vornehmlich in Betracht kommt, die Festungsbauten. An anderer Stelle habe ich gezeigt, wie er in dem Jahrzehnt von 1746 bis 1756 den Festungskranz daselbst ausbaute; wie er, von seinen Ingenieuren unter-

Digitized by Google

stützt, den gewaltigen Plan entwarf, und wie in großartiger Durchführung, nach seiner Weisung, Jahr für Jahr eine Festung nach der anderen fertiggestellt wurde, so daß bei Ausbruch des neuen Krieges alle Bauten dem Abschluß wenigstens nahe waren. Und wiederum mit Friedensschluß setzte dann die neue Festungsarbeit mit neuen Aufgaben ein. So vollzog sich auch auf diesem Felde unter seiner Leitung und unter seinen Augen eine großartige Tätigkeit.

Im engsten Zusammenhang stand denn auch die Festsetzung der jährlichen Reisen mit der Anordnung der Exerzierübungen in den einzelnen Provinzen. Jedes Frühjahr brach die „militärische Epidemie", wie Friedrich launig einmal sagt, im Lande aus. Und kam die Zeit der Revuen, so begann die Reisezeit für ihn selbst, da er, nach seinem scherzhaften Vergleich, wie ein Schulmeister seinen Schülern die Lektion abhören sollte. Die Märker eröffneten den Reigen, er sah sie bei Berlin. Mit der Besichtigung der Pommern verband er die Reise nach Ost- und später auch nach Westpreußen, mit der der Magdeburger die Reise nach Westfalen. Doch nur in gewissen Zwischenräumen besuchte er die östlichen und westlichen Provinzen. Um die Mitte des Juni ungefähr war dieser Teil des Programms abgewickelt, und nach einer Erholungspause, die bis Mitte oder Ende August währte, ging es dann nach Schlesien.

Je älter der König wurde, desto feststehender wurde die Jahreseinteilung. Fast auf denselben Tag begannen die Exerzierübungen und die Reisen; meist wählte er die gleiche Route, die gleichen Absteigequartiere. Selbst Krankheit hielt ihn nicht zurück. Seinem Leibarzt, der ihm 1781 riet, die Revue nach Preußen aufzuschieben oder zu unterlassen, sagte er: „Doktor, Er treibt sein Geschäft, ich das meinige; ich will bis zu meinem letzten Augenblicke die Pflichten eines Königs erfüllen."

Diese Pflichten erstreckten sich bei seinen Reisen aber auch auf die Sorge um Handel und Industrie, um Stadt und Land. Nicht minder als für die Generale und Offiziere hieß es für die Minister und die übrigen Beamten, dem Monarchen über ihr Tun Rechenschaft ablegen. Besonders für Schlesien liefert das Pfeiffersche Buch interessantes Material.

Kaum eine Woche vor Antritt der Reise erfuhr der dortige dirigierende Minister die Relaisroute. Sofort erhielten die Land- und

Digitized by Google

Steuerräte und Magistrate ihre Weisungen und Verhaltungsmaßregeln. Der Weg war instand zu bringen. Die Landräte hatten sich über alle Verhältnisse ihres Kreises „au fait zu setzen", um, sobald der König anlangte, jeden geforderten Aufschluß zu geben. Auch wurde manche Vorbereitung und Anordnung getroffen, um alles dem König im besten Licht zu zeigen, vorhandene Schäden zu verdecken. Scheint mancherlei dabei an Potemkinsche Dörfer zu erinnern, so war doch Friedrich seinerseits zu scharfsichtig, als daß er blinden Glauben schenkte. Dafür liefert ein Beispiel sein Vorwurf an die „Forstbedienten", daß sie zwar an den Wegen, wo sie wüßten, daß er vorbeikäme, sich etwas Mühe gäben; da „findet man wohl etliche hundert Schritt etwas von Bäumen, dahinter aber ist alles kahl und wird nichts getan".

Frühzeitig brach Friedrich aus Potsdam auf, im Jahre 1765 schon morgens um 2 Uhr. Sein Gefolge war nicht groß; außer mehreren Mitgliedern des königlichen Hauses begleiteten ihn nur einige Generale, Adjutanten, ein Kabinettsrat und wenige Dienerschaft. Immerhin waren meist 120 Vorspannpferde erforderlich, die häufig, im Gebirge alle zwei Meilen gewechselt wurden. So ging die Reise, ohne Rücksicht auf das Gelände, sehr schnell vor sich, erzählt uns doch einer der Adjutanten, der auf dem Wege nach Landeck dem königlichen Wagen voraufritt, er habe da gelernt, „wie dreiste man im Reiten sein muß". Selten ging Friedrich zu Fuß, bisweilen, zumal im Gebirge, legte er einige Strecken zu Pferde zurück. Sein Quartier nahm er gern bei Bürgern, in Freistadt z. B. in einem Bäckerhaus, in Neiße anfangs in der bischöflichen Residenz, später in der Apotheke der Friedrichstadt, um dem Manöverfelde näher zu sein. Wo er zu Mittag speiste, zahlte er 50 Taler, das Doppelte, blieb er zur Nacht. War sein Wirt ein Edelmann, erhielt dieser eine Dose oder einen Ring im Werte von 500 bis 600 Talern.

Die Tageseinteilung war ziemlich feststehend. In der Frühe und vormittags fanden meist die Truppenbesichtigungen statt. Zu der darauf folgenden Mittagstafel waren in Breslau stets die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden geladen; sonst zog Friedrich außer Offizieren nur Adlige, bisweilen auch einige katholische Geistliche zu. Letztere dienten ihm oft als Stichblatt seines Witzes, hieß doch geradezu das Gespräch, das er mit ihnen führte, „die komische Unterhaltung". So empfahl er einem Erzpriester die Vermehrung des Seelenregisters.

Digitized by Google

Ein andermal fragte er einen Prälaten, wo er seinen Ungarwein herbezöge. Dieser antwortete: „Der Impost auf den ungarischen Wein ist zu groß und mein Beutel dazu zu klein.“ Der König lachte und schlug sich auf die Backe mit den Worten: „Meine Herren, da hab' ich's weg, so kriegt man eins, ehe man sich vermutet.“ Zu dem bestürzten Geistlichen sich wendend, fuhr er fort: „Ich habe das Meinige abgekriegt, es hat aber gar nichts zu sagen. Er ist doch mein lieber Prälat.“ Der übrige Teil des Tages wurde wiederum mit Besichtigungen, Konferenzen, Staatsgeschäften allerart, Erledigung von Bittschriften ausgefüllt. Sehr zeitig, gegen 7 bis 8 Uhr, ging Friedrich zur Ruhe. Vorher unterhielt er sich wohl noch mit seinem Wirt, wenn es ein ihm bekannter Edelmann war, oder er spielte Flöte.

Ein besonderes Augenmerk verdient die Behandlung der Geschäfte. An Ort und Stelle suchte sich der König überall zu unterrichten. Fragte er die Landräte meist nach der Bevölkerungszahl, der Zahl der Pferde und Kühe im Kreise, nach Ernteertrag und Kornverbrauch in guten, mittleren und schlechten Jahren, so forderte er von den Magistraten Auskunft über die Bewohnerzahl vor und nach dem Kriege, über die Zahl der Ausländer, der Fabrikanten, der wüsten Stellen, der Schindel- und Ziegeldächer, auch über die Höhe der Schuldenlast aus dem letzten Kriege und über den Stand des Wiederaufbaues, wo eine Stadt abgebrannt war. Er ritt hinaus, um sich von den Aussichten der Ernte, von dem Fortschritt neuer Waldanpflanzungen zu überzeugen. Bei Tische ließ er sich gern Proben der heimischen Industrie vorlegen. Aber auch die Fabrikanten selbst berief er zu sich. Eine ausführliche Niederschrift von einer solchen Unterredung, die er im August 1781 mit Deputierten des Gebirgshandelsstandes zu Schmiedeberg hatte, liegt gedruckt vor. „Nun, meine Herren, wie geht's mit der Handlung?“ so eröffnete Friedrich das Gespräch. Als sie ihn baten, zu der baldigen Wiederherstellung des Friedens zwischen Frankreich und England beizutragen, entgegnete er: „Ja, Kinder, unter einem Jahre wird das noch nicht.“ Die Abweisung eines von ihm darauf gemachten Vorschlages für den Handel nach Italien nahm er ruhig hin mit den Worten: „Nu nu, es sind nur so Ideen, die ich habe; Sie müssen das freilich besser verstehen, ich komme zu Ihnen in die Schule.“ So bemerkte er

Digitized by Google

denn auch lächelnd auf die Bitte der Waldenburger, bessere Wege für den Transport der Steinkohle herzustellen: „Ich werde Ihren Befehl respektieren; ich bin darum da.“ Bezeichnend für die Art seines Verkehrs mit den Kaufleuten ist ferner die kleine Episode, da er einen von ihnen fragt: „Ist Er auf der Schneekoppe gewesen?“ — „Viermal, Ihro Majestät.“ — „Da hat Er sich wohl die Wege des Konterbandehandels bekannt gemacht?“ — „O nein.“ — „Wenn von dem Konterbandehandel die Rede ist, da muß man denen Kaufleuten nur ein Ohr leihen“, entgegnete der König, die Hand vorhaltend; „ich sag's nur zu Ihm.“ Im Laufe dieses Gespräches gedachte er endlich des verstorbenen Stadtdirektors Stengel von Schmiedeberg, mit dem er sich 1769 anderthalb Stunden über den von ihm geplanten französischen und portugiesischen Handelsvertrag unterhalten hatte. „Es war ein exzellenter Mann. Ahm' Er ihm nach!“ so ermahnte er dessen anwesenden Schwiegersohn.

Wie dem Könige nichts entging, wie er auf alles sein Augenmerk richtete, beweisen nicht nur seine Einwürfe, die er den Beamten auf Grund eigener Beobachtungen des öfteren machte, sondern auch einige uns noch erhaltene Blätter mit eigenhändigen französischen Notizen und Bemerkungen über geplante Neuerungen und Verbesserungen. Ein solcher Zettel aus dem Jahre 1780 weist in fortlaufender Numerierung vierzehn derartige Punkte auf. Als Probe greifen wir einige davon heraus: „Die Stadt Striegau beklagt sich, daß sie keine Manufakturen und nichts, was sie bereichert, hat; ich sehe nicht, wie ihr zu helfen ist, wofern man nicht irgendeine neue Manufaktur dort ansetzen kann, irgendeine Zubereitung von Vitriol oder ähnliche Dinge.“ — „Den Städten Schweidnitz und Neiße fehlt es noch vielfach an Ziegeldächern; NB. woran man zu denken haben wird.“ — „Klagen der Schmiedeberger, die behaupten, daß die Kaufleute sie erdrücken; die Sache prüfen und mir einen Bericht erstatten.“ — „Man könnte mehr Schafe im Glatzischen halten, wenn man sie in den Wäldern, die auf den Bergen sind, weiden ließe; aber die Frage, ob ihre Wolle gut ist oder nicht; mindestens wäre das eine Hilfe für den armen Landmann, der von der Schafmilch sich nähren könnte.“

Unter der Fülle der Gestalten, die sich um den König drängten, kaum daß er den Wagen verlassen, fehlte, wie wir auf Menzels Bilde sehen, endlich auch nicht die Kategorie der Bittsteller, der

Digitized by Google

„Supplikanten“. Wie sie sich in Potsdam am Stadtschloß unter der Bittschriftenlinde aufstellten und in Sanssouci ihn aufsuchten, so umgaben sie ihn auch auf seinen Reisen. Mancher, wie der Bittsteller, der über ein zu geringes Verdienst aus seinem Amte klagte, ward freilich mit den Worten abgewiesen: „Ein schlechtes Brot hätte Er nicht nehmen sollen“; und anderen sagte er, ihre Bittschrift zwar entgegennehmend: „Es ist Euch weiter nicht zu helfen.“ Aber als sein Grundsatz dürfen die Worte an den Bürgermeister von Haynau, der einen Supplikanten zurückhielt, gelten: „Tue Er das nicht, ich komme selten in das Land, und kann jedermann seine Notdurft bei mir antragen; hat er recht, so will ich ihm geholfen wissen; hat er aber unrecht, so wird er deshalb beschieden.“ Nur das eine ausdrückliche Verbot erließ er, bei Überreichung der Bittschrift vor ihm auf die Erde niederzufallen; denn, wie er in der Verfügung an das Breslauer Oberkonsistorium sagte, „das können sie wohl vor Gott tun“.

Ein anschauliches Bild aus dem Reiseleben des Königs entwirft uns ein Augenzeuge in einem Briefe aus Hirschberg, wo der greise Herrscher am 18. August 1785 kurzen Aufenthalt genommen: „Sie hätten das frohe Gewühl vieler Tausende, die aus der ganzen Gegend zusammengekommen waren, sehen sollen. Schon etliche Stunden vor seiner Ankunft ging's an, und man las auf allen Gesichtern, daß man etwas Großes mit Freuden erwarte. Die vorn reitenden Kuriere spannten diese Erwartung aufs höchste. Endlich kam Er, der Einzige, und aller Augen waren mit dem sprechendsten Ausdruck von Ehrfurcht und Liebe auf *einen* Punkt gerichtet. Da Er im Wagen saß, so können Sie sich die mannigfaltigen Stellungen und Wendungen denken, die jeder machte, um sich die beste Richtung zu suchen. Jeder vergaß sich und den drängenden Nachbar und dachte jetzt nur an Ihn. Ich kann die Empfindungen nicht beschreiben, die sich meiner und gewiß eines jeden bemächtigten, als ich Ihn sah, den Greis, in der schwachen Hand den Hut, im großen Auge freundlichen Vaterblick auf die unzählige Menge, die seinen Wagen umgab und stromweise begleitete.“ Mit „väterlicher Milde“ sprach Friedrich zu den Kaufleuten, die ihn erwarteten, und als ein Greiffenberger Bürger „für das königliche Gnadengeschenk zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Häuser“ ihm dankte, da antwortete „sichtlich gerührt“ der König: „Sie haben nicht Ursach, sich deswegen bei mir zu bedanken; es ist meine Schuldig-

Digitized by Google

keit, daß ich meinen verunglückten Untertanen wieder aufhelfe; dafür bin ich da."

Es war die letzte Revuereise, die Friedrich unternahm. Von ihr brachte er den Keim zu seiner letzten Krankheit mit, die ihn ein Jahr später, fast auf den Tag, da er nach Hirschberg gekommen war, dahinraffte. Schon im Winter auf das Jahr 1786 erkannte er, wie es um ihn stand. Schwer drückte ihn das Bewußtsein seiner körperlichen Hinfälligkeit. In einem Schreiben an den Prinzen Heinrich aus dieser Zeit gibt er diesem quälenden Gedanken ergreifenden Ausdruck, indem er nach kurzer Schilderung seines körperlichen Zustandes fortfährt: „Wenn diese Umstände sich nicht bald ändern, werde ich außerstande sein, in die Provinzen zu gehen und meine Pflicht wie gewöhnlich zu erfüllen. Ich melde Dir die reine Wahrheit und meinen gegenwärtigen Zustand; im übrigen gebe ich mich dem Schicksal anheim, das nach seinem Willen entscheiden wird."

Die Worte, mit denen Erich Marcks den Fürsten Bismarck charakterisiert hat, sie treffen auch auf Friedrich zu: „Die Rastlosigkeit des Genius war in ihm, der immer handeln muß, dem die Tat alles ist, das Getane und Erreichte nichts, der unersättlich weiter und weiter dringt, immer schaffend und dennoch ‚unbefriedigt jeden Augenblick', der ‚Qual und Glück im Weiterschreiten' allein findet." So hat, noch als junger König, Friedrich sein „stürmisches Leben" mit der Ruhelosigkeit Ahasvers verglichen, sein Tagewerk mit der Qual des Sisyphus: „Ein neuer Sisyphus", so schrieb er an Voltaire, „wälze ich das Rad, wie ich zu tun verdammt bin. Bald bin ich in der einen, bald in der anderen Provinz und gebe den Anstoß zu der Bewegung meines kleinen Staates; ich festige im Schatten des Friedens, was ich den Armen des Krieges verdanke, alte Mißbräuche beseitige ich und gebe zu neuen Anlaß, kurz, ich verbessere Fehler und mache ähnliche."

Digitized by Google

12.

Friedrich der Große in Döberitz.

(Zur Enthüllung des Denkmals am 29. Mai 1903.)

Heute wird das Denkmal Friedrichs des Großen in Döberitz enthüllt, hundertundfünfzig Jahre, nachdem dort jenes große Herbstmanöver stattgefunden hat, das in ganz Europa Aufsehen erregte.

Friedrichs Waffentaten sind weltbekannt; die heutige Feier lenkt den Blick auf seine stille Friedenstätigkeit, in der er sein Heer zu dem ersten Europas heranbildete, mit dem er sich getraute, „Hölle und Teufel zu trotzen". Folgen wir dem König, und sehen wir, wie er als Waffenmeister seine Armee sich schulte.

Die eigentliche Exerzierzeit der Truppen dauerte acht Wochen; so lange waren die Regimenter vollzählig beisammen. Aber auch während der übrigen Zeit des Jahres wurde fleißig gedrillt und exerziert, und so beschränkte sich der Garnisondienst keineswegs, wie bei den meisten europäischen Heeren, fast nur auf den Wachtdienst. Den Abschluß der eigentlichen Exerzierzeit bildeten die Revuen, die der König in den meisten Provinzen persönlich abhielt, so über die Berliner und Märker Ende Mai, über die Magdeburger und Pommern anschließend im Juni. Darauf folgten die Revuen in den westlichen Provinzen und Ostpreußen, zu denen in der Regel Stellvertreter entsandt wurden. Mitte August bis Anfang September ging Friedrich dann nach Schlesien.

Diese Übungen zerfielen in Spezial- und Generalrevuen: bei den ersteren galt es allein, die Ausbildung der Regimenter zu prüfen, während es sich bei den letzteren um Gefechtsexerzieren in größerem Verbande handelte.

Wir haben darüber sehr anschauliche Schilderungen eines früheren

Digitized by Google

preußischen Offiziers. Er erzählt, daß die Revuen, wie heute die Manöver, „ein für das ganze Land beinahe wichtiger Augenblick" waren, da sie über „das Schicksal ganzer Familien" entschieden, je nachdem die Verdienste der Offiziere „leicht oder schwer" befunden wurden. „Die Verfahrungsart", so fährt er fort, „war beinahe bei allen Inspektionen und in allen Provinzen eine und dieselbe. An dem Tage, da der König ankam, mußte das ganze zur Revue versammelte Korps früh, ungefähr zwischen 6 und 8 Uhr, bei dem König en parade vorbeimarschieren." Beständig führte er ein Fernglas bei sich, durch das er alles genau musterte. Nach dem Vorbeimarsch wurde in das Lager gerückt; dort wurden die Rekruten und Junker vorgestellt, die Wachen ausgesetzt und Parole ausgegeben. „Für den Tag war das Schauspiel geschlossen. Den zweiten Tag rückte die Kavallerie mehrenteils um 5 Uhr aus und die Infanterie um 7 Uhr." Es wurden nur die sogenannten „Schulmanöver" ausgeführt. Sofort nach Besichtigung der Kavallerie erfolgte die der schon bereit stehenden Infanterie, und auch diese war „spätestens um 9 Uhr schon" beendet. Dabei geschah es wohl auch, daß der König die einzelnen Kompagnien musterte und die Glieder durchgehend die Soldaten fragte: „Wie lange hast du gedient?" — „Wie alt bist du?" — „Hast du alles richtig erhalten?"

Sofort nach den Besichtigungen wurde die Kritik gehalten. „Man konnte", erzählt unser Gewährsmann, „nicht schöner und lehrreicher sprechen, als es der König bei der Gelegenheit tat, wenn er nicht üble Laune hatte. Da war es Wonne, ihn gleichsam ein solches militärisches Kollegium lesen zu hören. Er wußte genau, wer gefehlt hatte, woran der Fehler gelegen, und wie er hätte können und sollen verbessert werden. Seine Stimme war sanft und hinreißend; er sah freundlich aus und schien eher einen guten Rat als Befehle erteilen zu wollen." So tadelte er einmal bei einer Attacke das „Vorprellen" einer Schwadron, fügte aber hinzu: „Die guten Kerls wollten mir zeigen, wie sie reiten können. Das weiß ich ja so wohl . . ., das wäre also gar nicht nötig gewesen. Sage Er seinen Leuten", so wandte er sich zum Chef, „sie möchten das morgen nicht wieder tun, und Er wird sehen, daß es viel besser geht; denn da wird alles besser geschlossen bleiben und der linke Flügel besser mitkommen." Einem anderen General sagte er: „Sein Regiment ist

Digitized by Google

ganz vortrefflich, aber seine Offiziere sind zu sehr in der Furcht und verlieren darüber die Attention auf das, was sie zu tun haben. Er sollte nur einmal sehen, wie ich so freundlich mit meinen Offiziers in Potsdam bin, aber sie gehen auch zum Manöver wie zum Ball." Unser Berichterstatter fährt fort: „Er lobte gern, höflich zu sein, war ihm natürlich, und gewiß niemand konnte es auf eine liebenswürdigere Art sein als er." Unhöflich zu werden, „kostete ihm Überwindung", aber er wurde es, wenn er unzufrieden war, und die Anrede „Monsieur", sobald er deutsch sprach, oder „Schlingel" bei Leuten niederen Ranges, galt als „sicheres Zeichen seiner Ungnade". So pflegte er derbe Vorwürfe mit den Worten zu schließen: „Hört Er, Monsieur: wenn Er mir über das Jahr sein Regiment nicht besser zeigt, so werden wir uns garstig verzürnen." Dann hagelte es auch Arrest, Strafexerzieren, Kassation.

„An den zwei anderen Revuetagen war groß Manöver, und da war der König fast immer guter Laune. Er schien gleichsam froh zu sein, das Unangenehme, was er zu sagen gehabt hatte, vom Herzen zu haben. Der König manövrierte mit ungemein vieler Leichtigkeit; er quälte die Leute nicht mit bogenlangen Dispositionen, man konnte sie fast jederzeit auf ein Kartenblatt schreiben. Er sah bei solchen Gelegenheiten nie ... auf Kleinigkeiten; er bemerkte kaum, ob ein Bataillon einmal zu früh oder zu spät feuerte oder plackerte, wie man in der Kunstsprache zu sagen pflegt; ob es etwas zu weit vor- oder rückwärts aus der Linie kam: sondern er übersah beständig nur das Ganze. Von dem Augenblick an, wo er seine Truppen manövrieren ließ, behandelte er sie wie in der Stunde der Schlacht und war zufrieden, wenn nur die Hauptsache gut ausgeführt wurde. Sein Hauptaugenmerk war, Ruhe und Stille zu erhalten; er konnte daher nicht leiden, daß viel beim Manövrieren gesprochen wurde: er selbst sagte fast kein Wort. Er hielt an dem Ort, wo die Hauptentwicklung des Manövers erfolgen sollte, flog dahin, wo er eine Verwirrung entstehen sah, half sie mit der größten Ruhe, wenn es noch möglich war, wieder in Ordnung bringen und sprach den Fehlenden selbst Mut ein. Mit der freundlichsten Art sagte er dann mehrenteils zu dem Offizier: Übereile Er sich nicht! Es wird schon gehen, laß Er den Leuten nur Zeit — so! so! Bursche; das ist gut: hierher gesehen; so ist es recht! usw."

Digitized by Google

Zweierlei ist noch, was unser Erzähler an dem König besonders zu rühmen weiß: einmal seine unübertroffene Schnelligkeit, eine Linie Infanterie oder Kavallerie zu richten. „Kaum ließ der König dem Brigadier Zeit, an der Linie der Brigade herunterzureiten, so kam er selbst galoppiert, richtete, und eine Fronte von 10 bis 12 Bataillonen oder 4 bis 5000 Pferden stand in wenig Minuten wie ein Lineal." Seine andere Kunst war: „überall, wo er manövrieren wollte, genug Terrain zu haben; er konnte 70 Eskadrons Kavallerie mit dem besten Erfolg und immer der Sache angemessen brauchen, da mancher andere General, der die ganze unter sich habende Kavallerie in einem mäßigen Reithause manövrieren lassen könnte, immer bei seinen Manövers kein Terrain für sie zu finden weiß."

Das Gefechtsexerzieren in großem Verbande, das die zweite Hälfte der Revuen ausmachte, war der ausschließliche Zweck bei den Herbstmanövern, die der König zum ersten Male 1743 und dann in den letzten drei Jahren vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges veranstaltete, und die das Vorbild der heutigen geworden sind. Bei diesen Manövern wurde, wie der Herzog von Bevern erzählt, „alles, was bei Bataillen, Attaquen, Vorposten und Retranchements, Passagen über Ströme, Retraiten, Convoien, Partien usw. vorfallen kann, von Seiner Königlichen Majestät Selbst angezeiget und unter Dero Ordres exekutieret". Gleichwie Friedrich in den Reglements für das Exerzieren „nur die Grundlagen, das Elementare, was zur Bewegung der Truppen und zu ihrer Gefechtstätigkeit gebraucht wurde", gab und außer diesem „Katechismus für seine Offiziere", wie er die Reglements nannte, noch besondere Vorschriften für die Generale über die Truppenführung erließ, so dienten die Revuen der Prüfung der Ausbildung der Truppen, die Manöver der Belehrung der Truppenführer und Generale.

Rund 44000 Mann, ein Drittel seiner ganzen Armee, versammelte der König in den Tagen vom 1. bis zum 13. September 1753 in dem Übungslager bei Spandau. Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze, das Manöver im einzelnen zu verfolgen oder darzustellen. Die kurze Anführung der Hauptaufgaben mag genügen. So wurden zunächst die verschiedenen Arten des Angriffs in der Schlacht zur Darstellung gebracht, der parallel zur feindlichen Front erfolgende

Digitized by Google

Angriff und der in der sogenannten schiefen Schlachtordnung. Wesen und Anwendung dieser von ihm erfundenen, schon bei Mollwitz angewandten, vor allem aber bei Leuthen berühmt gewordenen schiefen Schlachtordnung beschreibt Friedrich folgendermaßen: „Man verweigert dem Feinde den einen Flügel und verstärkt den, der angreifen soll. Eben mit diesem macht Ihr alle Eure Anstrengungen gegen einen Flügel des Feindes, den Ihr in der Flanke faßt. Ein Heer von 100000, in der Flanke gefaßt, kann von 30000 Mann geschlagen werden." Selbst wenn der Angriff mißlinge, sei der unversehrte Teil des Heeres imstande, den Rückzug zu decken.

Die nächste der Manöverübungen spielte sich direkt auf dem Döberitzer Gelände ab: es handelte sich darum, eine feindliche Verteidigungsstellung im Zentrum zu durchbrechen. Dann folgte das Überschreiten eines Wasserlaufes im feindlichen Feuer, Verteidigung und Angriff einer verschanzten Stellung und am letzten Tage der Rückzug über einen Fluß im Angesicht des Feindes. Außer diesen großen Übungen fanden noch kleinere statt, wie Fouragierungen, Deckung einer Wagenkolonne, Angriff einer Feldwache; dazu kamen zwischendurch Spezialrevuen.

Um jeden Unberufenen fernzuhalten, hatte der König die strengste Absperrung verfügt; nicht nur daß die Bewachung des Lagers eine auffällig sorgfältige war, sondern auch das ganze Manövergelände wurde in weitem Umkreis durch Posten und Patrouillen abgeschlossen. Aber Friedrich ging noch weiter. In den Zeitungen durften die Manöver nicht erwähnt werden; außerdem erfolgte auf seinen Befehl eine köstliche Mystifikation des Publikums. Noch waren die Übungen nicht beendet, da erschien bereits eine gedruckte „Erklärung und genaue Beschreibung der Manoeuvres, welche von dem Königlich Preußischen Korps, das zwischen dem Amte Spandow und dem Dorfe Gatow campiret, vorgenommen worden, so wie sie sämtlich auf einem beigefügten großen Plan marquiret sind" (Berlin und Potsdam, bei Christian Friedrich Voß, 1753, 22 Quartseiten). Sie war nach des Königs Ideen von dem Oberstleutnant von Balbi verfaßt und nichts anderes als eine Parodie auf das berühmte sächsische Lustlager von 1730, das Friedrich in seinen „Denkwürdigkeiten" mehr ein theatralisches Schauspiel als ein wahres Bild des Krieges nennt, gelangten doch daselbst „die Ideen der Römer, ver-

Digitized by Google

mischt mit den Träumereien des Ritters Folard", eines Militärschriftstellers der Zeit, zur Darstellung. In der Beschreibung des sächsischen Lagers war sogar der 22 Ellen lange und 6 Ellen breite Festkuchen abgebildet worden. In der Schilderung des Spandauer Lagers lesen wir, um eine Probe zu geben: „Den 2. September wurde das vor alten Zeiten bei den Römern und Carthaginensern in großer Reputation gestandene Manoeuvre, die sogenannte Tête de Porc, auf Deutsch Schweinskopf, so aus den Phalangen bestanden, formiret und vorgenommen ... Der Effect dieses Manoeuvres ist von allen anwesenden Kriegserfahrenen sehr approbiret und zum fernern nöthigen Gebrauch marquiret worden, zumalen da zu Formirung dieser erwähnten Tête de Porc nur 4¼ Minute Zeit employret worden." Der sächsische Gesandte, dem Friedrich ein Exemplar der „Erklärung" zustellen ließ, durchschaute schnell den Charakter der Schrift; man wisse, sagte er lächelnd dem Minister Grafen Podewils, der ihm die „Erklärung" überreichte, woran man sich wegen des Inhalts zu halten habe, und deutete an, daß es eine Parodie auf jenes sächsische Lager darstelle; aber er wolle gern der Sündenbock sein und die Kosten tragen, den König aufzuheitern. Um so drolliger wirkt es, wenn nun tatsächlich der Verfasser der 1786 erschienenen „Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs II." die Beschreibung ernst nehmend sagt: „Der König habe verschiedene Kriegsübungen nach Art der Römer und Carthaginenser vorstellen lassen", und hinterdrein diese nach der Beschreibung schildert.

Lebendig werden wir dabei an jenen amüsanten, aus der Feder des Königs stammenden Zeitungsbericht von Anfang März 1767 über ein Hagelwetter bei Potsdam erinnert, wo von kürbisgroßen Hagelstücken ein Ochs vor einem Wagen getötet, Menschen auf der Straße verletzt, Dächer zerstört und Fensterscheiben ohne Zahl zerbrochen sein sollten. Mochten auch viele Einwohner Potsdams von den Zeitungsverlegern den Widerruf dieser falschen, einem Aprilscherz gleichenden Meldung fordern, dieses „einzigartige Phänomen", das die Runde fast durch ganz Europa machte, fand einen Gelehrten, Professor Titius in Wittenberg, der in seinen das Jahr darauf erscheinenden „Gemeinnützigen Abhandlungen zur Beförderung der Erkenntnis und des Gebrauchs natürlicher Dinge" sich ernsthaft mit dem Kürbishagel beschäftigte und zuletzt erklärte: „Möglich ist die

Digitized by Google

Größe wohl, aber weil weder das Gewicht angegeben noch bewiesen ist, daß der Ochs eben von dem Hagel erschlagen sei usf., so bleibt die Sache noch bedenklich."

Eine dritte in der Reihe dieser Mystifikationen sind die „Lettres au public": sie haben einen angeblich zwischen Preußen und Venedig geschlossenen rätselhaften Geheimvertrag zum Gegenstande. Bei ihrem Erscheinen Frühjahr 1753 verursachten sie denn auch großes Aufsehen und viel Kopfschütteln, wie Lessing, der sie übersetzte, in einem Briefe an seinen Vater bezeugt.

Bei allen diesen Mystifizierungen handelte es sich aber darum, dem Publikum einen Gesprächsstoff zu geben, der seine Aufmerksamkeit ablenkte. So bei dem Spandauer Lager. So auch 1767 und Frühjahr 1753, wo der politische Horizont sich schwer bewölkt hatte und Kriegsgerüchte und -ahnungen aller Köpfe erfüllten. 1753 waren es Irrungen mit Hannover-England, die einen ernsten Charakter annehmen zu wollen drohten. Schon im Februar schrieb der König seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, auf das für den September abgesteckte Übungslager bei Spandau deutend: „Unser Lager beginnt unsern Nachbarn die Köpfe zu verdrehen. Es gibt nichts so Törichtes, das sie sich nicht einbilden." Und etwas später: „Unser Lager, das Seiner Brittischen und Sächsischen Majestät den Kopf verdreht, wächst immer gewaltiger an, und man läßt es jetzt auf 90 000 Mann steigen. Ich hoffe, daß man es zwischen jetzt und September auf 150 000 veranschlagen wird. Wenn diese Leute bei Sinnen wären, würden sie nicht so töricht sein und mich für so extravagant halten, ex abrupto, ohne Sinn und Verstand einen Krieg zu beginnen." Das seien „politische Visionäre", die ihm dergleichen zutrauten.

So sprach auch der Prinz von Preußen die Erwartung aus: wären die Gegner unterrichtet von all den guten Maßnahmen, die der König träfe, und von der Vollkommenheit, bis zu der er die Kriegsmanöver brächte, „so werden sie aufhören, Projekte zu schmieden, zu der Überzeugung gelangt, daß sie nicht gelingen können". Er setzte hinzu: „Wenn Du sie nicht mit Krieg überziehst, so glaube ich, werden in unseren Tagen Deine guten militärischen Maximen nicht mehr in der Praxis zur Verwendung kommen."

Der König teilte diesen Glauben nicht; er kannte seine Gegner

Digitized by Google

besser: „Es gibt hundert Neider und hundert Anlässe, die uns Händel zuziehen können", erwiderte er ihm und fügte wenig später hinzu: er wolle nicht behaupten, daß der Krieg vor der Tür stehe, „aber die positive Versicherung kann ich geben, daß er kommen wird".

Friedrich täuschte sich nicht, und an der Spitze des Heeres, das er 1753 bei Spandau versammelt hatte, rückte er drei Jahre darauf ins Feld, um den Kampf für die Erhaltung der Großmachtstellung Preußens auszufechten.

Digitized by Google

13.

Zum Gedächtnis des Siebenjährigen Krieges.

(Veröffentlicht am 28. August 1906.)

Hundertundfünfzig Jahre sind heute vergangen, seit König Friedrich am 28. August 1756 zu abermaligem Kampfe gegen Österreich an der Spitze seiner Garnison aus Potsdam ausrückte. Im Rückblick auf diesen Tag soll uns nicht der vor einigen Jahren im historischen Lager ausgefochtene Streit beschäftigen, ob er zu neuer Eroberung ins Feld zog oder zur Verteidigung seiner Lande, um dem gegen ihn beschlossenen, aber nur vertagten Angriff der beiden Kaiserhöfe zuvorzukommen. Wir begleiten vielmehr den König während der kritischen Sommermonate jenes Jahres, von dem Augenblick, da zum erstenmal die Kriegsgefahr dräuend am Horizonte emporstieg, von dem Beginn der Rüstung bis zur Mobilmachung und dem Ausmarsch; denn indem wir den Gang der Ereignisse und die Haltung Friedrichs uns vergegenwärtigen, werden wir auch die Motive erkennen, die ihn bestimmten. Durch jüngst veröffentlichte Tagebuchaufzeichnungen, die der Feder des Kammerherrn der Königin, Grafen Lehndorff, und des Leutnants von Scheelen im ersten Bataillon Garde entstammen, fallen manche neue Lichter auf Ereignisse und Stimmungen, so daß das Bild jener Tage noch anschaulicher uns vor Augen tritt.

Nachdem der Besitz Schlesiens im Dresdener Frieden von 1745 dem Könige abermals zugesichert war, ging er sofort daran, die neue Provinz der Monarchie fest anzugliedern und sie durch einen stattlichen Kranz von Festungen gegen jeden Ansturm zu schützen; war er sich doch nur allzu gut dessen bewußt, daß die Österreicher mitnichten auf deren Wiedereroberung Verzicht geleistet hatten, wenn sie es auch nicht wagen würden, ohne Bundesgenossen ihn anzugreifen. Um 1750 sprach

Digitized by Google

er von einer Gnadenfrist von vier bis fünf Jahren, die ihm bliebe. Er täuschte sich nicht; denn die große Krise des Jahres 1755, die zum Kampfe zwischen Frankreich und England führte, zog auch Deutschland in den Strudel der Unruhen hinein. Friedrich riet im Laufe des Sommers den Franzosen, durch einen Angriff auf das Kurfürstentum Hannover den um sein Stammland besorgten König Georg II. zum schleunigen Friedensschlusse zu bewegen. Aber als der Versailler Hof ihm selbst die Ausführung antrug, lehnte er es kurz ab, da die Ausbreitung des Kriegsfeuers nach Deutschland, die er eben verhindern wollte, die unzweifelhafte Folge seiner Einmischung gewesen wäre.

Die Gefahr wuchs außerordentlich, als gegen Ende des Jahres der Abschluß eines Subsidienvertrages zwischen England und Rußland zustande kam. Der König fürchtete, daß das Erscheinen russischer Truppen auch Österreich ins Feld rufen und den allgemeinen Krieg unvermeidlich machen würde. So entschloß er sich, zunächst durch Vermittlung des ihm verschwägerten Herzogs von Braunschweig, dann direkt mit dem englischen Hofe in Verbindung zu treten. Das Ergebnis bildete der Abschluß der Westminsterkonvention vom 16. Januar 1756, welcher Deutschlands Neutralität für den englisch-französischen Krieg aussprach und damit den gefürchteten Einmarsch russischer Truppen in deutsches Gebiet ausschloß. Friedrich glaubte, damit nicht nur den russischen Hof, der seiner Ansicht nach ganz auf Englands Subsidiengelder angewiesen war, lahmgelegt, sondern auch so viel erreicht zu haben, daß nunmehr Maria Theresia einstweilen auf ihre schlesischen Pläne verzichtete.

Aber die Rechnung des Königs war in doppelter Hinsicht falsch. Denn einmal überschätzte er die Größe des englischen Einflusses in Petersburg, warf sich doch, im Gegenteil, die Kaiserin Elisabeth ganz den Österreichern in die Arme und machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen Preußen. Schon im Mai und Juni 1756 setzte sie ihre Heerhaufen in Bewegung. Hatte Friedrich ferner gemeint, die alten Beziehungen zu Frankreich weiter aufrecht erhalten zu können, so war auch das ein Irrtum, weil die französische Regierung die Erneuerung des im Sommer 1756 ablaufenden Vertrages mit ihm ablehnte. Der Versailler Hof war für ihn verloren. Bereits am 1. Mai schloß Ludwig XV. mit Österreich eine Defensivallianz, der ein Jahr später das Offensivbündnis folgte. Da aber die Verhandlungen über dieses

Digitized by Google

letztere im Frühjahr 1756 noch nicht zur Reife gediehen waren, verschoben die Österreicher den gemeinschaftlichen Angriff gegen Preußen bis zum Frühling 1757 und richteten an Rußland die Aufforderung, alle kriegerischen Schritte bis dahin einzustellen.

Schon im Herbst 1755 verzeichnete Lehndorff in seinem Tagebuche: „Man spricht nur von Krieg." Und ähnlich Ende Dezember: „Alle Welt ist in Erwartung und Unruhe, ob wir Krieg bekommen werden oder nicht." Mitte Januar 1756 bemerkte er, die meisten hofften auf Erhaltung des Friedens. Dann wieder am 26.: „Alles redet von Krieg, indes die Politiker hoffen noch auf Frieden." Als zu Anfang Februar die Nachricht von dem Abschluß des Westminstervertrages sich verbreitete, rief er erleichtert aus: „So ist der Friede in Europa gesichert!" Vier Wochen später, in den ersten Tagen des März schrieb Ewald von Kleist, der Dichter des „Frühlings", der gleich Scheelen in Potsdam bei der Garde stand: „Wenn die Franzosen zur See Schläge bekommen sollten, so prophezeit man uns hier bald einen Marsch"; aber er prophezeie ihn nicht, glaube vielmehr, „daß der König médiateur sein und den Frieden in Europa herstellen" werde. Auch Friedrich selbst hatte bei Abschluß des Westminstervertrages dieser stolzen Hoffnung sich hingegeben. Aber alle diese Erwartungen schlugen fehl, die geheimen Verhandlungen der Gegner gingen vielmehr ihren Gang fort. Das erste sichtbare Resultat war die Versailler Defensivallianz. Ende Mai wurde ihr Abschluß in Berlin bekannt; alle Unterhaltung, so erzählt Lehndorff, drehte sich nur darum. Scheelen berichtet sogar, daß bei der Revue in Berlin, in den letzten Tagen des Mai, der König zum Feldmarschall Schwerin gesagt habe, „ob er wohl wüßte, daß Frankreich mit Österreich Allianz gemacht, um uns Schlesien wieder zu nehmen. Er moquierte sich aber darüber und würde schon seine mesures nehmen; er, der Feldmarschall, sollte immer bald bei der Hand sein, wenn der Krieg losginge, welches noch dieses Jahr im Herbst oder künftig Frühjahr geschehen könnte". Jedoch behielt die Hoffnung in ihm das Übergewicht, daß noch das laufende Jahr in Frieden verstreichen werde. Erst auf die Nachricht von dem neuen „Phänomen", wie er es nannte, von geheimen Unterhandlungen zwischen den Höfen von Versailles und Petersburg, die er bis dahin für unversöhnliche Gegner gehalten hatte, begann die Situation ihm ernster zu erscheinen. Aber auch jetzt noch

Digitized by Google

glaubte er nicht an eine unmittelbar drohende Gefahr. Die allgemeine Unsicherheit und Spannung der Weltlage prägt sich aus in den Worten, die Lehndorff am 14. Juni niederschrieb: „Wir leben in einer gefahrvollen Zeit; ganz Europa ist in Aufruhr; und man weiß noch nicht, welches unsere Freunde und welches unsere Gegner sein werden."

Da, am 17. Juni, im Lager bei Magdeburg, als der König die Revue über die Magdeburger und Altmärker abnahm, erhielt er die ersten bedenklichen Nachrichten von österreichisch-russischen Rüstungen; bei seiner Ankunft in Potsdam am Morgen des 19. erfuhr er, daß die Russen in vollem Anmarsch auf Ostpreußen begriffen waren. „Fortwährend gehen und kommen Kuriere von den verschiedenen Höfen. Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse", so schrieb Lehndorff unter dem Datum des 18. und 19. Juni nieder. Unheimlich zog das Kriegswetter im Osten auf.

Jetzt begann Friedrich zu rüsten. Zunächst handelte es sich um die Aufstellung der „Ordre de bataille" für den Krieg; in drei Korps teilte er die Truppen ein: das Hauptkorps, das in Sachsen einrücken sollte, und für das er sich den Oberbefehl selbst vorbehielt, das schlesische Korps unter dem Feldmarschall Schwerin und das ostpreußische unter dem Feldmarschall Lehwaldt. Schon in früheren Jahren, in kritischen Zeitläuften waren von dem Könige eigenhändige Entwürfe für die Gliederung seines Heeres angefertigt worden, so im Jahre 1749, dann wieder 1753. Für das Hauptkorps, die „Armée du Roi" von 1753, hatte sein Generalstabschef, der General von Winterfeldt, zwischen Herbst 1754 und Sommer 1755 bereits einen vollständigen Mobilmachungs- und Operationsplan ausgearbeitet, und so, wie Winterfeldt ihn damals entwickelt und detailliert hatte, ist dieser Plan den Dispositionen von 1756 zugrunde gelegt worden, wobei nur diejenigen Änderungen stattfanden, welche der Wechsel der politischen Lage und die daraus sich ergebenden neuen Aufgaben erforderlich machten.

Die treuen Gehilfen des Königs in diesen Tagen waren, außer Winterfeldt, noch der Intendant der Armee, General von Retzow, Oberstleutnant von Dieskau, dem die Artillerie unterstand, und endlich der Geheime Kabinettssekretär Eichel. Ein anschauliches Bild der Tätigkeit Friedrichs entrollt Scheelen. Er schreibt: „Vom 23. an arbeitete der König alle Morgen von 7 bis 10 Uhr, von 11 bis 2 Uhr und nachmittags wieder mit die Generals Winterfeldt, Retzow,

Digitized by Google

Geheimrat Eichel. Mit Winterfeldt und Eichel schloß er sich im innersten Zimmer ein, kein Mensch durfte zuhören. Mit Winterfeldt machte er die Details der drei Korps von der Armee, aus was vor Regimenter sie bestehen sollten, nebst die Marschroute eines jeden Regiments. Mit Eichel traktierte er Staatssachen ab, kein Courier ging von hier weg, die Depeschen wurden nach Berlin geschickt und von da mit Couriers weiter geschickt. In Sanssouci nahm er Couriers an und fertigte sie ab, sie mußten über Behlerts Brücke (am Heiligen See) gehen. Mit Retzow besorgte er die Magazins, Pferde und das Proviantwesen." Auch Lehndorff erzählt unter dem 23.: „Ich diniere bei Mitchell (dem englischen Gesandten), wo nur von Krieg gesprochen wird."

Den Angriff der Russen erwartete Friedrich damals in kürzester Frist, jedoch glaubte er, daß bis zum Losbruch des Kampfes mit Österreich noch sechs bis acht Wochen vergehen würden. Daher befahl er sofort den Ankauf der Pferde im Auslande, damit sie bei der Mobilmachung zur Stelle wären. Schwerin, der Führer der schlesischen Armee, wurde zum 1. August nach Potsdam beordert, noch erhielt der General Prinz Ferdinand von Braunschweig für sechs Wochen den erbetenen Urlaub. Den westfälischen Regimentern, die zum Hauptkorps stoßen sollten, wurde für diese Zeit der Marschbefehl angekündigt. „Wir haben den einen Fuß im Steigbügel", schrieb Friedrich, „und ich glaube, der andere wird unverzüglich folgen. Alles muß sich in spätestens zwei Monaten aufklären." Aber schnell verschlimmerte sich seine Auffassung von der Lage. Schon am 22. weist er Ferdinand an, nicht abzureisen. Am 23. werden Schwerin und tags darauf sein Bruder, Prinz Heinrich, bereits zum 10. Juli nach Potsdam berufen; zu gleichem Zeitpunkt müssen die nach Karlsbad beurlaubten Offiziere, unter ihnen die Feldmarschälle Keith und Schmettau, zurück sein. Und die Grenadierbataillone, die erst bei Kriegsausbruch zusammentraten, sollten zum 1. Juli formiert werden.

Zwei umfangreiche, von dem König eigenhändig verfaßte Promemorien, vom 19. und 25. Juni, liegen uns vor. Sie enthalten die Übersicht der Rüstungsbefehle, die sich auf den 21. und 25. zusammendrängen. Die ersten, vom 21., begreifen fast die gesamte ostpreußische, die zweiten, vom 25., fast die gesamte schlesische Rüstung in sich. Hatte Friedrich noch am 17. gestattet, daß in Ostpreußen die Regi-

Digitized by Google

menter nach Beendigung ihrer Exerzierübungen auseinandergingen, so gab er am 21. den Gegenbefehl; am 25. erhielten die Schlesier Order, zu den Exerzitien, deren Beginn ursprünglich auf den 10. Juli angesetzt war, unverzüglich zusammenzukommen. Ebenso ergriff der König sofort Maßregeln, um in beiden Provinzen durch Einstellung von Garnisonregimentern, die, wie schon ihr Name besagt, im Krieg zur Besetzung der Festungen bestimmt waren, und durch beschleunigte Neuerrichtung von solchen die Feldarmeen zu verstärken. Er ließ die Festungen armieren und traf eine Reihe allgemeiner militärischer Anordnungen, die sich auf den Fall des tatsächlichen Kriegsausbruchs bezogen. Alle Maßnahmen, die er in Schlesien und Ostpreußen verfügte, hatten den ausgesprochenen Zweck, beide Grenzlande in erhöhtem Grade sicherzustellen. Noch war von einer Mobilmachung nicht die Rede, jedoch wurden die Truppen konzentriert und traten sozusagen in Alarmzustand. Was hingegen die Hauptarmee betraf, der er in seinem Feldzugsplan die alleinige Offensive vorbehielt, so gingen hier seine Befehle nicht über die ersten Anfänge der Rüstung hinaus. Die bereits angeordnete Verdoppelung eines Garnisonregiments ließ er beschleunigen. Die beurlaubten Offiziere wurden zurückberufen, bei den Regimentern der mittleren und westlichen Provinzen die am weitesten beurlaubten Mannschaften eingezogen, die auswärtige Werbung eingestellt.

In merkwürdigem Kontrast zu allen diesen Rüstungsmaßnahmen stehen einige Anordnungen, die dann auch, wie uns die Berichte von Valory und Puebla, dem französischen und österreichischen Gesandten in Berlin, bezeugen, allgemeines Aufsehen erregten. Zur Verstärkung der Armee in Ostpreußen zog der König ein Reservekorps bei Köslin zusammen, aber er bestimmte dazu nicht, wie es am nächsten gelegen hätte, pommersche Truppen, sondern Regimenter, die in der Neumark, der Ukermark, in und bei Berlin standen, und in deren Quartiere ließ er wiederum pommersche Regimenter rücken. Es war also ein vollständiger Garnisonwechsel, den er damit verband. Alle hierbei in Frage kommenden Truppenteile erhielten am 25. Juni Ordre, sofort mobil zu machen und nach sechs Tagen den Marsch anzutreten. Gleichzeitig gab der König Befehl, bei Hornburg im Halberstädtischen ein Lager für 20000 Mann abzustecken, den Marsch eines Korps nach Schlesien vorzubereiten und die Artillerie in Berlin marschbereit zu

Digitized by Google

halten. Alle diese Weisungen waren indessen, wie auch direkt gesagt wird, ostentativ. Und auch der Garnisonwechsel war nur eine Demonstration, deren Zweck Friedrich selbst in den ersten Julitagen dahin erläuterte: „Ich habe die Truppen Bewegungen ausführen lassen: wenn die Österreicher mit Krieg schwanger gehen, wird man ihnen Geburtshilfe leisten; wenn sie sich mit ihren Demonstrationen übereilt haben, werden sie schnell das Schwert wieder in die Scheide stecken." Seine Absicht war, die Lage zu klären.

Schildern wir noch kurz den Eindruck der Rüstungen auf die Gesandten. Valory meldet am 26. Juni: „Das hiesige Publikum behauptet, daß sich ein Sturm gegen den König von Preußen vorbereitet"; man schließe das aus den an die Regimenter ergangenen Befehlen, ihre Beurlaubten zurückzuberufen. Am 29. berichtet er von dem bevorstehenden Marsch der Truppen nach Pommern; Kriegssold würde den Offizieren gezahlt, Kanonen und Munition aus dem Arsenal abgeschickt. Aber alles deutet, nach ihm, auf Defensive und auf die Furcht vor einem Angriff durch Rußland. Auch spricht er von drei Lagern, die Friedrich in Schlesien, Pommern und im Magdeburgischen errichten wolle. Puebla seinerseits berichtet am 26. von der geplanten Truppenvermehrung, von den Lagern und dem Garnisonwechsel; er erwähnt Winterfeldts Berufung nach Potsdam. „Alle Welt", sagt er, „spricht von Marschieren, aber niemand begreift, wohin und warum." Am 29. setzt er den Bericht über die weiteren preußischen Rüstungen fort. Es sei sicher, so meint er, daß der König „alle erdenklichen Maßnahmen ergreife, um sich unverzüglich in eine sehr gewaltige Position zu setzen"; kurz, „das ganze Militär sei in Bewegung", und man müßte den Bruch für unvermeidlich ansehen, wenn nicht andere Erwägungen es wiederum zweifelhaft erscheinen ließen, wie der Umstand, daß verschiedene Nachbarn Friedrichs sich „in ebenso guter Positur" befänden.

Während nun aber der Garnisonwechsel vorgeschriebenermaßen mit dem 1. Juli begann, trat in den Rüstungen selbst ein Stillstand ein. Winterfeldt schrieb darüber an Eichel: „Hier fängt es nunmehro wieder an, ruhig zu werden"; zugleich berichtete er von Beurlaubungen bei seinem Regimente. Dasselbe bestätigten Puebla und Valory in ihren Depeschen vom 6. und 10. Juli; der letztere bemerkt dazu: „Die kriegerischen Bewegungen scheinen nachzulassen." Und Lehndorff

Digitized by Google

notiert in gleicher Weise: „Der Kriegslärm legt sich etwas.“ Das Ganze, meint er ebendort, sei ein „Rätsel“, das sich bald lösen müsse.

Die Erklärung für diese Unterbrechung der Rüstung liegt in der Nachricht, die dem König am 29. Juni zuging und in den folgenden Tagen ihre Bestätigung fand, daß die Russen — auf Österreichs ausdrückliches Verlangen, wie wir gesehen haben — den Rückmarsch wieder antraten. Es scheine, „als ob dorten alles stille werden wolle“, meinte Friedrich, aber er vermochte doch nicht die Beweggründe für diese plötzliche Umkehr der Russen zu erkennen. Das Problem spitzte sich ihm nunmehr auf die Frage zu, „ob demohnerachtet die Österreicher alles alleine auf ihre Hörner nehmen wollten“. Als Zeichen dafür sollte ihm gelten, wenn sie ihre Kavallerie aus Italien und Ungarn nach Böhmen und Mähren verlegten.

Gegen Mitte Juli erhielt er diese entscheidende Nachricht, und um vollen Einblick in das Verhältnis zwischen Österreich und Rußland zu gewinnen, richtete er am 18. eine Anfrage nach dem Zwecke ihrer Rüstungen an Maria Theresia. Jedoch kaum, daß diese ergangen war, so wurde ihm aus dem Haag erschöpfende Aufklärung über die Vertagung des Angriffs der Gegner auf 1757. „Das ganze Komplott“ sei nun enthüllt, so erklärte der König und faßte daraufhin den Entschluß, ihnen mit seinem Angriff zuvorzukommen, „das Prävenire zu spielen“, wie er dem Kabinettsminister Grafen Podewils, nach dessen Bericht an Eichel, am 21. Juli eröffnete. Mochte ihn dieser auf die Gefahr hinweisen, „ohne anitzo noch dringende Noth“ gleichzeitig dreien so mächtigen Gegnern entgegenzutreten, und mochte er ihm raten, das „beneficium temporis“ wahrzunehmen, indem er die eigene Position verstärkte und die weitere Entwicklung der Dinge bis zum kommenden Frühjahr abwartete, Friedrich ließ sich in seinem Entschlusse nicht wankend machen und verabschiedete ihn kühl mit den Worten: „Adieu, Monsieur de la timide politique.“ War dem Minister der König zu schnell vorgegangen, so andrerseits dem General von Winterfeldt nicht schnell genug. Gleich Podewils schüttete dieser vor Eichel sein Herz aus. Es seien bedenkliche Umstände, so hatte er ihm geschrieben; „uns kann dabei nichts helfen wie prävenieren“. Er fuhr fort: „Wenn wir warten wollen, bis alle kleine Fürsten im Reich uns in ihrem Konseil die Justice tun, daß wir nicht Agresseurs gewesen, so kommen wir zu spät und sind verloren.“ Wenige Tage

Digitized by Google

darauf drängte er, der König müsse sich „in diesen Tagen positive deklarieren, welchen Tag der Aufbruch aus Potsdam und Berlin geschehen solle", da alle übrigen Regimenter sich danach zu richten hätten.

Nun setzen auch die Rüstungen wieder ein, genau an dem Punkte, wo sie Ende Juni abgebrochen waren, und zwar wurde jetzt die Konzentrierung der Truppen, die in Schlesien und Ostpreußen bereits durchgeführt war, bei der Hauptarmee in den Tagen vom 16. bis zum 19. Juli eingeleitet; die am weitesten entfernt stehenden Regimenter bekamen Befehl, sich zu komplettieren.

Die neue Pause, die wiederum darauf eintrat, hing auf das engste mit den Vorgängen auf der politischen Schaubühne zusammen. Von der Antwort aus Wien hatte der König am 18. die Anordnung der Mobilmachung abhängig gemacht. Infolge der Nachrichten aus dem Haag hatte er sich zum Kriege entschlossen. Da eröffnete ihm Valory am 25., daß sein Hof den Österreichern die im Versailler Vertrage ausbedungene Waffenhilfe leisten müsse. Nunmehr entschied sich Friedrich, wie auch immer der Bescheid aus Wien ausfiel, eine zweite Anfrage zu stellen, um womöglich der Teilnahme Frankreichs am Kriege für das laufende Jahr vorzubeugen.

Bezeichnend für die Situation ist ein Gespräch, das Podewils und Valory dieser Tage miteinander hatten. Dieser warf dem Minister vor, daß alles im Lande nach dem Vorbild des Monarchen englisch geworden sei, während Podewils seinerseits erklärte, Valory sei ein Österreicher geworden und hielte sich zu den Gegnern des Königs. Unverhohlen auch äußerte, im Hinblick auf die neue Wendung der Dinge, der Thronfolger, Prinz August Wilhelm, zu dem Gesandten, einen Finger seiner Hand wolle er darum geben, wenn die „vermaledeite" Westminsterkonvention nicht geschlossen worden wäre.

Am 2. August lief Maria Theresias Antwort ein; sie sprach nur von erforderlichen Sicherheitsmaßregeln, die sie infolge der allgemeinen bedenklichen Lage habe ergreifen müssen, die aber niemandem „zum Schaden gereichen" sollten. Noch an demselben Tage wurde die zweite Anfrage nach Wien gesandt. Friedrich ließ der Kaiserin-Königin eröffnen, daß er von ihrer, in einem Offensivvertrag niedergelegten Abmachung mit Rußland zum Angriff auf ihn und von der

Digitized by Google

Vertagung dieses Angriffs unterrichtet sei, und er forderte von ihr die schriftlich oder mündlich in Gegenwart des österreichischen und französischen Gesandten abzugebende Erklärung, ihn weder im laufenden noch im kommenden Jahre angreifen zu wollen. Er mache sie, schrieb er an Klinggräffen, seinen dortigen Vertreter, zum „Schiedsrichter über Krieg und Frieden".

Am 2. begann dann auch die Mobilmachung. Nach dem Maßstab der größeren oder geringeren Entfernung von ihrem Rendezvous wurden die Mobilmachungsbefehle an die Regimenter abgefertigt; die ersten Ordres ergingen am 2. und 6., die letzten, die für die Potsdamer und die Berliner Garnison, am 19. und 20. Auf den 25. war der Aufbruch von den Rendezvous an der Grenze festgesetzt.

Indessen erfuhren alle Dispositionen durch die Vorgänge in Wien abermals eine Änderung. Der Staatskanzler Graf Kaunitz forderte, Klinggräffen solle seine Anfrage schriftlich einreichen. Als dieser deshalb nochmals um Weisung bat, fuhr der König wegen der dadurch entstandenen Verzögerung zornig auf: der Gesandte verdiene, „daß er zur Strafe Packknecht würde". So wurde der Aufbruch von der Grenze um zwei Tage später anberaumt, und als die Ankunft der Antwort aus Wien sich über Erwarten hinauszog, verschob Friedrich am 24. den Weitermarsch der Truppen zum Rendezvous um einen weiteren Tag, da, wie Eichel an Winterfeldt schrieb, „des Königs Majestät nicht eher brechen können und wollen, bis Sie die Antwort aus Wien gesehen und erhalten haben". Sie werde „nichts satisfaisantes" bringen, meinte der Herzog von Bevern, der die eine der Kolonnen führte, und rief Winterfeldt zu: „Frische Fische, gute Fische! und nur bald darauf!" Dieser äußerte sogar, „auch zehn ankommende Couriers" würden an dem Entschluß zum Losbruch nichts mehr ändern. Aber Eichel schrieb am 23., wenn die Kaiserin „positive" die verlangte Erklärung geben wollte, so sei er „persuadiert, daß, ohnerachtet hier die Maschine schon stark in Bewegung gesetzet ist, dennoch alles auf einmal sistieret und der Friede noch konservieret werden und alles ruhig bleiben wird". An demselben Tage noch forderte er auf ausdrücklichen Befehl Friedrichs von Winterfeldt genaue Auskunft über die Quartiere der Regimenter vom 24. bis zum 26. August, um „bei einem gewissen Evénement" den Befehl, „gleich Halt zu machen", ihnen

Digitized by Google

zuschicken zu können. Und tags darauf teilte er dem General sogar mit, daß der König, obwohl völlig gerüstet, dennoch bereit war, das Schwert in der Scheide zu lassen, sobald Maria Theresia die geforderte Sicherheit gab. Eichel schrieb: „Kommet die Antwort heute und ist böse, so kommen morgen Ordres, nach der ersten Zeit auf- und in Sachsen den 27. einzubrechen; ist sie gut, so liegen meine Ordres parat, umzukehren."

Auch am Morgen des 25. blieb der erwartete Kurier aus Wien aus. Der Befehl erging nunmehr an die Regimenter, bis auf weitere Ordre haltzumachen. Am Abend endlich traf die Antwort ein; sie lautete, nach Friedrichs Charakteristik, „impertinent, hochmütig und verächtlich": nur die allerdings dem Buchstaben nach zutreffende Angabe enthielt sie, daß kein Vertrag zwischen Rußland und Österreich geschlossen sei, aber keine Silbe über die von dem König geforderte Sicherheit. „Das Schwert allein", erklärte Friedrich, „kann den gordischen Knoten lösen." Auch Lehndorff verzeichnet unter dem 26.: „Der kritische Kurier ist da; seine Antwort ist nicht befriedigend, und nun ist der Krieg entschieden."

Jedoch brach Friedrich noch nicht alle Brücken ab. Ein Schimmer von Hoffnung leuchtete ihm noch. Er hatte erfahren, daß die Kaiserin geäußert hätte, ihre Antwort werde den König zufriedenstellen. Daraus zog er den Schluß, daß ein Teil der Antwort vielleicht von Kaunitz unterdrückt worden sei, um so mehr, da er in ihr eine Lücke wahrzunehmen glaubte. Dazu kam, daß den neuesten Nachrichten zufolge der englische Einfluß in Petersburg wiederum stieg. So entschloß er sich, eine dritte Anfrage zu erlassen, und beauftragte am 26. Klinggräffen, lediglich nochmals das Friedensversprechen von Maria Theresia zu fordern, ohne auf der Gegenwart der fremden Gesandten zu bestehen.

An demselben 26. erging der Befehl zum Aufbruch an die Regimenter. Von den kriegerischen Vorbereitungen während dieser letzten Woche geben Scheelens Aufzeichnungen ein anschauliches Bild. Am 20. August wurde die Kriegsgarnitur an die Potsdamer Truppen ausgegeben und am 22. angelegt. Am 23. empfingen die Soldaten die einzelnen Ausrüstungsgegenstände, der König besah einen kriegsmäßig gepackten Tornister. Tags darauf kam die scharfe Munition aus Berlin an, die Packpferde wurden an die Bataillone verteilt. Am 27. traf die Artillerie ein, sie fuhr im Lustgarten auf; die Soldaten empfingen

Digitized by Google

das Brot, das sie für drei Tage tragen mußten, während es ihnen für weitere sechs auf Proviantwagen nachgefahren wurde. Ferner wurde Schanzzeug und die scharfe Munition ausgegeben. An diesem Tage wurden auch die Tore der Stadt geschlossen und bis zum Ausmarsch niemand mehr herausgelassen. Nunmehr zieht die Wache „mit voller Feldequipage" auf, und der König gibt selbst die Ordres zum Marsch an die Stabsoffiziere, „ohne zu sagen, zu welchem Tor und wohin wir marschieren sollen". Dreimal, um 4, um 6 und um 9 Uhr abends werden die Mannschaften — sie lagen im Bürgerquartier — visitiert und dabei Tornister und Patronentaschen nachgesehen. Um 9 Uhr wird Zapfenstreich geschlagen. In der Frühe des folgenden Tages, zwischen 4 und 5 Uhr morgens, stand die Garnison zum Ausmarsch im Lustgarten bereit. Der König stieg zu Pferde und, so erzählt Mitchell, der sich dazu eingefunden, nach einigen sehr kurzen Evolutionen, die er sie noch machen ließ, setzte er sich an die Spitze der Truppen und führte sie zur Stadt heraus, geradeswegs nach Beelitz, um am 29. in Sachsen einzurücken.

Aber noch legte er sich den Österreichern gegenüber Schranken auf. Erst nachdem er die gänzlich abschlägige Antwort der Kaiserin auf seine letzte Anfrage erhalten hatte, befahl er die Veröffentlichung der Denkschrift, in der er die „Gründe" auseinandersetzte, „die ihn nötigten, den Absichten des Wiener Hofes zuvorzukommen", und erst jetzt, am 13. September, ließ er seine Avantgarde die österreichische Grenze überschreiten.

Der Krieg mit Österreich war damit entschieden. Einem Kampfe ging Friedrich entgegen, der mehr als einmal den preußischen Staat an den Rand des Verderbens bringen sollte. Bereits nach dem Feldzug von 1757 hatte er den größeren Teil seiner alten und bewährten Armee auf den Schlachtfeldern eingebüßt. Schon in den ersten Jahren verlor er fast alle seine treuerprobten Waffengefährten und Heerführer. Und ging er dennoch aus dem furchtbaren Ringen mit der fast erdrückenden Übermacht siegreich hervor, so ist das Hauptverdienst dem Könige selber zuzuschreiben, gleichwie es Leopold von Ranke mit treffenden, kurzen Worten ausgesprochen hat: „Wenn jemals ein Ereignis auf einer großen Persönlichkeit beruht hat, so ist es das Ereignis des Siebenjährigen Krieges."

Digitized by Google

14.

Soldatenbriefe aus dem Siebenjährigen Kriege.

So reichlich, im Gegensatz zu Altertum und Mittelalter, für die Geschichte der Neuzeit die Quellen strömen, finden wir uns doch häufig in Verlegenheit, sobald wir Fragen lösen wollen, die das tägliche Leben, das Denken und Fühlen der Menschen betreffen. Je mehr wir zu den niederen Schichten heruntersteigen, desto schwieriger ist die Antwort zu geben. Eins der wichtigsten Hilfsmittel bilden die literarischen Erzeugnisse, Volkslieder, Sagen, Epen, Erzählungen. Sehen wir von früheren Zeiten ab. Wie unendlich wertvoll ist für das Verständnis der Zeit des Dreißigjährigen Krieges der „Simplizius Simplizissimus" von Grimmelshausen: wir werden in das Garnison- und Feldleben hineingeführt, sehen das wilde, abenteuerliche Treiben der Soldateska; bald ficht der Held auf schwedischer, bald auf kaiserlicher Seite; dann wieder geht er auf eigene Faust auf Abenteuer aus, marodierend und brandschatzend. Wir hören von dem blinden Aberglauben des Kriegsvolkes, das an Freikugeln glaubt und meint, mit Amuletten sich gegen Verwundung schützen zu können.

Ein ähnliches Werk fehlt für das 18. Jahrhundert ganz. Was wir über die friderizianische Armee besitzen, beschränkt sich vorwiegend auf die Schilderung der militärischen Ausbildung, der Heeresverwaltung, vor allem der Kriegstaten.

Bei der poetischen Literatur jener Tage müssen wir zwischen der kunstmäßigen und der Volkspoesie unterscheiden. Zu der ersteren Gattung gehören Klopstocks und Ramlers „Oden". Auch Gleims Grenadierlieder können nicht eigentlich volkstümlich genannt werden, da sie vielfach der inneren Schlichtheit und der Ursprünglichkeit entbehren; denn fremd berührt es, wenn er ausruft: „Berlin sei Sparta!" und

Digitized by Google

wofern er heil aus dem Krieg zurückkehrt, „dem Apoll leben“ und „aus Friedrichs Grenadier . . . sein Horaz werden“ will. Doch er weiß auch packendere Töne anzuschlagen: als die Grenadiere Beverns bei Lobositz ihre Munition verschossen haben und sich nun an ihn wandten:

Ha, Vater Bevern! riefen wir,
Uns, uns Patronen her!
Denn deinem armen Grenadier
Ist schon die Tasche leer.

Wenn er nicht Pulver wieder hat,
So hat er hier sein Grab!
Die Hunde regnen Kugelsaat
Von ihrem Turm herab!

Stürzt, sprach er, sie von ihrem Turm
Mit Bajonett herab!
Wir taten es, wir liefen Sturm,
Wir stürzten sie herab!

Dieser Kunstpoesie stehen nun jene Lieder unbekannten Ursprungs gegenüber, die als „Fliegendes Blatt“ von Hand zu Hand, als Volks- und Soldatenlieder von Mund zu Mund gingen. Da heißt es in einem Liede, „Husarenbraut“ genannt:

Wir haben ein Bräutlein uns auserwählt,
Das lebet und schwebet ins weite Feld,
Das Bräutlein, das wird die Standarte genannt,
Das ist uns Husaren sehr wohl bekannt.

Nach der Schlacht, da einer den anderen wohl sterben sah und ihm zurief:

Ach! Jammer, Angst und Not!
Mein lieber Kamerad ist geblieben tot!

tröstet sie sich wieder:

Das silberne Bräutlein ist uns doch geblieben,
Es tuet uns winken, was hilft das Betrüben?!

Ausdrucksvoller ist ein anderes, das den Ausmarsch zum Siebenjährigen Krieg uns schildert:

Die Sonne scheint über die Berge
Am blauen Himmelsgezelt;

Digitized by Google

He lustig, ihr Brüder, wir müssen
Jetzt wieder rücken ins Feld!

Friderikus ruft, unser König:
Allons, frisch ins Gewehr!
Es wollen so viele Feinde
Auf unser Preußen daher.

Voll gläubigen Vertrauens erwidern die Soldaten dem König:

Friderikus, seie nicht bange,
Wir werden schon fertig mit sie;
Tu du uns nur kommandieren,
So pfeffern wir ihnen die Brüh'.

Ähnlich beginnt ein Lied auf die Schlacht bei Zorndorf mit der Versicherung:

Friderikus, König, großer Held,
Den Teufel haun wir aus dem Feld,
Tust du uns kommandieren!

So tönt auch frohe Siegeszuversicht aus einem weiteren Lied auf den Feldzug von 1757, das die treugemeinte Warnung an die Gegner enthält:

Maria Theresia, zieh nicht in den Krieg!
Du wirst nicht erkämpfen den glänzenden Sieg.
Was nützen dir all deine Reiter und Husaren und auch die Kroaten dazu?

Denn sie solle wissen, der preußische Staat sei gerüstet und der Soldat „zu jeglicher Zeit für seinen König zu sterben bereit"; vor allem aber:

Wenn unser Friedrich im Feld für uns ficht,
Fürchten den Teufel in der Hölle wir nicht.

Zum Schluß nennen sich die Dichter:

Ei, wer hat so 'nen feinen Verstand,
Daß er dies Lied von den Preußen erfand?
Drei Königsgrenadier' in der Wachtstube, die haben das Liedlein erdacht.

Zu diesen Kriegs- und Soldatenliedern gesellen sich die schriftlichen Aufzeichnungen in Prosaform, wie sie uns vorliegen in militärischen Tagebüchern, Denkwürdigkeiten, in Parolebüchern und Diarien,

Digitized by Google

welche die Offiziere führten. Doch sie berichten im wesentlichen nur über Ereignisse im Felde, über Märsche, Gefechte und Schlachten. Schon eine Ausnahme bildet es, wenn ein Nichtmilitär in den Krieg mitgezogen ist und uns von seinen Eindrücken berichtet, die er aus dem Feldleben gewonnen. Erinnert sei an die Tagebuchaufzeichnungen des englischen Gesandten Mitchell, der König Friedrich begleitete und mancherlei von den Märschen und Kriegsstrapazen zu erzählen weiß.

Noch ergiebiger sind die Tagebücher des Schweizers de Catt, des Vorlesers des Königs. Frühjahr 1758 traf er in Breslau ein, um nunmehr als fast ständiger Begleiter im königlichen Hauptquartier den Krieg mitzumachen. In erster Linie stehen natürlich die Mitteilungen über seine Gespräche mit dem König, den er beinahe täglich sah, und die uns derart eine sehr wichtige Quelle für die Kenntnis der Persönlichkeit Friedrichs sind. Doch daneben hat Catt für alles ein offenes Auge: die Gegend, durch die er kommt, die Orte, wo sie einrücken, die Quartiere, die er erhält, werden kurz geschildert oder mit einer knappen charakteristischen Bemerkung bedacht, und er verfehlt nicht, es anzugeben, wenn er eine schöne Filia hospitalis oder ein freundliches Visavis gehabt hat. Land und Leute interessieren ihn, doch wesentlicher sind seine Mitteilungen über das Kriegsleben. Unendlich litten die Gegenden, durch die die Kriegsfurie einherschritt. Wie oft erzählt Catt, daß die Quartiere, in die er einzog, ganz ausgeplündert waren, daß ihn seine Quartierwirte um Schutz baten. „Man nahm ihnen alles", sagt er einmal, „mehr noch die Trainknechte als die Soldaten selber." Unter einzelnen Zügen, die er über das Verhalten der preußischen und österreichischen Soldaten zueinander mitteilt, ist besonders sympathisch, daß preußische Husaren sich schwerverwundeter Feinde kameradschaftlich annahmen; ein andermal vermerkt er, die Husaren begegneten sich gegenseitig mit viel Hochachtung, und trennten sie sich wieder, so riefen sie: Wenn ich einmal gefangen bin, denk an mich! Aus dem Lagerleben berichtet er die drollige Geschichte einer Komödie, von Soldaten erdacht und gespielt und betitelt „die Verleihung des geweihten Hutes": „Harlekin tritt auf und erklärt Dann in philosophischer Auseinandersetzung, daß er sich schämen solle, diesen Hut anzunehmen, da er doch gegen eine christliche Macht streite. Während er spricht, stiebitzt er ihm heimlich Hut und Degen fort", und selbstverständlich geht das Ganze nicht ohne Prügel aus. Besonders fesselt

Digitized by Google

uns zu hören, wie der König mit seinen Soldaten umgeht, und Catt schildert auch, in welcher Weise Friedrich seinen Reitern drei Tage nach Zorndorf seine Genugtuung ausdrückt: die einen habe er umarmt, den anderen auf die Schulter geschlagen. „Das war ein interessantes Schauspiel", fügt unser aufmerksamer Beobachter hinzu.

Außer den bisher erwähnten Aufzeichnungen haben wir noch solche von einfachen Soldaten, von dem Musketier Dominikus und dem „armen Mann von Toggenburg", einem Schweizer, der, gewaltsam geworben, während der Schlacht bei Lobositz sich wieder auf und davon machte. Da war es ein glücklicher Gedanke des Generalstabes, durch die Veröffentlichung von Soldatenbriefen, die ein günstiges Schicksal vor dem Untergang bewahrt hat, unseren Quellenkreis zu erweitern.

Die Sammlung enthält 17 Briefe von Gemeinen, Unteroffizieren und einem Feldwebel. Sie sind alle nur Bruchstücke einer dauernden, ausführlichen Korrespondenz, die zwischen Feldlager und Heimat gepflogen wurde, und lassen uns einen unerwarteten Umfang der Feldpost ahnen. Manches Schreiben trägt den bezeichnenden Vermerk: „Auf der Erde im Sande geschrieben" oder „Des Nachts um 10 Uhr geschrieben auf der Streu". Der persönliche Anteil des einzelnen und dann seines Regiments an den Ereignissen steht im Vordergrund; daneben finden sich aber auch Bemerkungen allgemeineren Inhalts, die weitergehendes Interesse besitzen. Um die Schlachten von Lobositz und Prag bewegen sich die Briefe. Schlicht und aufrichtig: das ist der Eindruck, den wir aus ihnen empfangen, hält es doch einer unserer Korrespondenten, der über seinen Anteil an der Schlacht bei Prag berichtet, sogar für nötig, in einem Postskript zu bitten, den Brief nur „sein liebes Geschwister lesen zu lassen, sonst keinen; denn man sollte es nur vor Prahlerei auslegen". Jedoch gerade durch ihre Einfachheit wirken die Briefe besonders überzeugend und rufen einen lebendigen Eindruck hervor.

Wir werden über die Zeit dicht vor der Schlacht bei Lobositz genau unterrichtet: bei sehr warmen Tagen, „da es dem Menschen und Vieh blutsauer war", ging es zur Walstatt. Am 30. September dauerte der Marsch von morgens 4 bis abends 11 Uhr „ohne Essen und Trinken". Unter freiem Himmel wurde biwakiert, und „den 1. Oktober mit anbrechendem Morgen verließ unsere Armee ihr kaltes

Digitized by Google

Nachtlager, wo wir Hunger, Durst und Kälte in Überfluß, auch etwas Regen ausgestanden hatten". Man ahnte, daß es zur Schlacht ging, erst in dem Augenblick, als aufmarschiert wurde. „Weil mir nun schon die Sache etwas bekannt", berichtet ein Unteroffizier, „kam es mir verdächtig vor." Über seine Stimmung an diesem Morgen schreibt ein biederer Grenadier an seine Frau: „Nun, liebes Kind, denke einmal nach, wie uns zumute muß gewesen sein: des Morgens nüchtern zur Schlachtbank hingeführt und nicht das geringste davon gewußt." Der König hatte in einer Kutsche, die von vier Grenadieren bewacht wurde, die Nacht mitten unter den Truppen verbracht; des Morgens, als aufgebrochen wurde, so erzählt ein anderer, kam der König zu seinem Regiment geritten „und fragte, wie wir geschlafen hätten, worauf wir zur Antwort gaben: Wie Ihro Majestät auch auf der Erde." Der König gab wieder zur Antwort: „Nach getaner Arbeit ist gut ruhn."

Eine Episode aus der Schlacht, die der Sekretär des Herzogs von Bevern mit ansah, erinnert lebendig an die Schilderung des Gleimschen Liedes: der Herzog kommt und bemerkt, wie seine Leute, auf einer Anhöhe zusammengezogen, ohne wiederzuschießen, die stärksten Salven unerschrocken aushalten. „Kinder", rief ihnen der Herzog zu, „schießet doch um Gottes willen, schießet, avancieret." „Ach, lieber Vater", schrien die Burschen wieder, „was sollen wir nun machen? Wir haben kein Pulver mehr und müssen uns hier ohne Gegenwehr totschießen lassen." „Was", rief der Herzog ihnen zu, „habt ihr denn keine Bajonetts? Stecht die Hunde tot!" „Sogleich den Augenblick fallen die Burschen mit den Bajonetts stürmend und ganz blindlings auf den Feind los, jagten ihnen das Eisen in die Rippen, sogar einige nahmen das Gewehr verkehrt und schlugen die Feinde mit den Kolben auf die Köpfe, culbutieren auch den ganzen dicken Schwarm über 2000 Schritte bis an das steile Ufer der Elbe", so daß viele Österreicher in die Tiefe hinunterstürzen. Von der Pandurenart gibt uns ein Unteroffizier folgende anschauliche Schilderung: „Da nun also unsere Armee im Avancieren sich den Weinbergen (am Loboſch) näherte, gossen die hinter den Steinen versteckten Banduren und Infanterie einen sozusagen abscheulichen Kugelregen auf uns, schmissen darauf das Gewehr sogleich über die Schulter und kletterten wie die Katzen die Berge hinauf."

Digitized by Google

Wie wir von Catt hörten, daß Friedrich nach Zorndorf seinen Reitern seine Genugtuung ausdrückte, so schildert es uns nach Lobositz ein Soldat des Hülsenschen Regiments, das im stärksten Feuer gestanden: „Der König ist sehr vergnügt mit uns gewesen. Am Sonntage, als den 3. Oktober, ist er bei uns gewesen, Kompagnie für Kompagnie, und hat sich vielmals für unsere Tapferkeit bedankt und gesagt, daß er es uns Zeitlebens genießen wollte lassen, und uns versprochen, daß wir nicht wieder so hart dran sollten, weil wir so viele Leute verloren haben."

Alle Berichte stimmen überein, daß der Kampf am 1. Oktober ein sehr erbitterter gewesen, wie denn einer meldet: „Ich bin bei den Hauptbataillen gewesen, aber so scharf ist es noch nicht zugegangen." Und alle gestehen unumwunden zu, daß die Österreicher sich vortrefflich, wie die Preußen, geschlagen hätten: „sie haben gestanden, wie sie mein Tage noch nicht getan haben"; „wie die Mauern", fügt ein anderer hinzu, und ein dritter schreibt: sie haben „heldenmäßig" gefochten. So darf es uns nicht überraschen, das Urteil zu hören, „daß die Österreicher die Zeit über, da sie den Frieden genossen, viel von den Preußen gelernt, und man muß ihnen den Ruhm lassen, daß sie alles, was braven Soldaten gebühret, getan, die weisesten Anstalten verfüget und von dem General bis auf den geringsten Musketier jeder sein Devoir rechtschaffen observieret".

Alle diese Äußerungen finden in einem Schreiben ihre Bestätigung, das der König unmittelbar nach der Schlacht an den Feldmarschall Schwerin richtete; von seinen Soldaten sagt er, daß er, seit er die Ehre habe, sie zu kommandieren, von ihnen, Infanterie wie Kavallerie, niemals gleiche Heldentaten gesehen habe. Und von den Österreichern bekennt er zu gleicher Zeit: sie seien viel gewitzigter als vordem, und Schwerin solle ihm auf sein Wort glauben, daß man nur mit unendlichen Verlusten sie schlagen würde, könne man nicht viele Kanonen gegen sie aufführen.

Läßt man so der Tapferkeit der Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren, so trägt man andrerseits kein Bedenken, alles Üble in gutem Glauben hinzunehmen, wie das von den Offizieren den Mannschaften angeblich gegebene Versprechen, „daß sie bald ins Brandenburgische kommen und alles plündern sollten". Ein anderer versichert: „Nach Aussage der Gefangenen haben die Österreicher vor der Bataille schwören

Digitized by Google

müssen, uns keinen Pardon zu geben." Ein dritter will wissen, daß sie mit den preußischen Verwundeten „erbärmlich" umgingen und „sie welche sogleich in Stücken zerhauen haben".

Zur näheren Charakteristik der Briefe und ihrer Verfasser ist zu betonen, daß fast alle von diesen verheiratet sind; sie senden ihrer „herzallerliebsten Frau" die Nachrichten. Der erste, der die Reihe eröffnet, allein scheint aus den oberen Kreisen zu stammen, vielleicht, daß er ein verunglückter Student aus Halle ist; denn mit einer in lateinischer Sprache abgefaßten historischen Reminiszenz beschließt er seinen Brief, den er mit dem stolzes Selbstgefühl kündenden Verslein begonnen:

Triumph! Viktoria! Die Feinde sind geschlagen,
Ein Preuße muß allzeit drei Kaiserliche jagen!

Nur ein einziger noch außer ihm läßt eine historische Erinnerung aufleben, als er den Abzug der Österreicher in der Nacht vom 1. zum 2. Oktober erwähnt: „Gott aber hat ihnen in derselben Nacht eine Furcht und Schrecken eingejagt, wie dem Kaiser Karl V. bei Innsbruck, daß sie in derselben Nacht noch ihr Lager verlassen und ihr Magazin angesteckt haben." Dieser berichtet auch, daß ihm „unter währender Schlacht . . . die Kriege des Alten Testaments, sonderlich das Exempel Josuas und Gideons eingefallen sind".

Die Sorge um Weib und Kind begleitet die meisten im Felde. Ein biederer Hausvater beantwortet das Schreiben seiner „Herzallerliebsten" mit einer ernsten Ermahnung: „Auch ersehe, daß Du so übel bist zu Falle kommen mit dem Nachbar . . . O danke Gott, wenn Du keine größere Gefahr oder Schaden leiden mußt. Ich dächte wohl, Du hättest einmal die Kinderschuhe vertreten, ich dächte wohl, Du wärest in solchen Umständen, daß Dir das Possenschreiben verging; aber allein so sehe ich, daß Dir wohler ist als mir." Er rät ihr, wenn sie nichts zu tun habe, zu beten, daß sie beide gesund blieben; sie solle nicht denken, daß es am 1. Oktober „Kinderpossenspiel" gewesen sei. Und am Schluß wiederholt er ihr, wenn sie alles befolge, was er ihr sage: „so wirst Du Glück und Segen haben, und mich wird Gott auch zur rechten Zeit wieder bei Dich verhelfen, so werden wir uns Beide über einander freuen und gutes Muts sein." Ein anderer schreibt seiner „herzenslieben Frau" aus Sachsen: „Nimm mir um Gottes willen nicht übel, daß ich Dir nicht wieder geschrieben;

Digitized by Google

es war ohnmöglich, denn wir haben müssen Tag und Nacht marschieren"; er „habe Tag und Nacht keine Ruh", da er sie in gesegneten Umständen wisse. „Mir ist es herzlich leid, daß ich Dir nichts schicken kann; es ist die Unmöglichkeit."

Von den Eindrücken, die auf dem Marsche sich bieten, hören wir auch einmal. „Man sieht hier nichts als hohe Berge mit Schnee bedeckt und die tiefsten Täler und Wald", heißt es beim Marsch nach Böhmen 1757. „Alles ist teuer und rar, und wo man hinkommt, ist nichts als Jammer und sonderlich Brotnot." Über die verschiedenen Ortschaften, die berührt werden, vernehmen wir, wie bei Catt, allerlei Urteile; demselben Beobachter fällt vor Prag ein Regenbogen auf, der am Nachmittag des 3. Mai erschien, schön und prächtig, „als ich in meinem Leben noch nicht gesehen", und er glaubt, es „als ein wahrhaftes Gnadenzeichen" ansehen zu sollen. Er berichtet von der Frühe des Schlachttages weiter: „Da stand an der Straße ein großes, hohes Kruzifix, auf selbigem saß auf dem rechten Arm eine ganz weiße Taube von ziemlicher Größe, machte einen langen Hals und sah so zu, wie wir vorbeimarschierten, ohne sich weiter zu rühren. Den Kopf drehte sie manchmal nach den Österreichern hin, als wolle sie uns selbe zeigen . . . Viele Soldaten sahen es als eine gute Vorbedeutung an und schöpften frischen Mut. Ein Soldat von unserer Kompagnie sagte zum anderen: Nun weiß ich gewiß, daß wir heute gewinnen. Ich antwortete: Ich glaube es auch, aber wenn es der Wille des Herrn ist; aber die Taube wird nichts ausmachen. Ja, sagte er, eine weiße Taube bedeutet allemal Glück, und ich mußte ihn dabei lassen."

Wir sehen, wie sich der Aberglaube des Simplizius Simplizissimus, der auf allerlei Zaubermittel sich gründet, von dem des preußischen Grenadiers unterscheidet, und doch auch diesen will der Korrespondent, der davon berichtet, nicht gelten lassen. Ihn leitet sein Gottvertrauen. Das ist nun ein charakteristischer Zug, der durch alle Briefe ohne Ausnahme geht: der Ausdruck lebendiger religiöser Empfindung, mag er sich bei einem unter ihnen auch bis zur Überschwenglichkeit des Schwärmers steigern. Eine der Frauen übersendet ihrem Mann das Sprüchlein: „Jesu hilf siegen, Jesu hilf kriegen, Jesu hilf schlagen, die Feinde fortjagen", und ihr Mann bezeugt ihr, daß es in der Schlacht ihn „kräftig gestärkt" habe. Und wie dieser, so schreiben sie alle, erschüttert von dem furchtbaren Eindruck der ersten Schlacht

Digitized by Google

des Krieges, den über den hartnäckigen Gegner am Ende doch davongetragenen Sieg der Gnade Gottes zu. Gleim trifft die Empfindung dieser Soldaten, wenn er seinen Grenadier singen läßt:

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lobositz,
Und unser war der Sieg.

Wir begreifen wohl, daß es einem der Krieger, der bei Prag dem Tode ins Auge schaut, wie er die Luft durch Pulverrauch und Staub verfinstert sieht, so scheinen will, „als wenn die Welt an diesem Tage ihr Ende erreichen sollte". Und er freut sich, „daß des Fürst Moritz Armee — die am jenseitigen Moldauufer stand — den Tag, da wir gefochten, für uns gebetet und ihre Hände zu Gott aufgehoben".

„Betet um einen baldigen Frieden!" so schreibt einer von ihnen bereits in den Oktobertagen 1756 den Seinigen. Ein anderer beschließt in gleicher Weise seinen Brief: „Es ist ein betrübter Zustand. Gott wolle sich unser in Gnaden annehmen und wolle den edeln Frieden, welcher auf der irdischen Welt das beste Gut ist, in allen Gnaden wieder schenken. Ihr habt's noch nicht erfahren. Betet für uns." Wir wundern uns nicht, wenn sie den Wunsch äußern, nur aus der Ferne die Schlacht zu sehen, und sich freuen, daß es ihnen so zuteil wird. Sie werden „wie die Löwen" fechten, wenn es sein muß; aber andrerseits ist nicht zu vergessen, daß sie angestammte Landeskinder, daß sie, obgleich Soldaten von Beruf und schlachtenerprobt, doch an Haus und Herd, an Weib und Kind vor allem denken, daß ihnen der Krieg kein „Kinderpossenspiel".

Wir haben in diesen Leuten den Kern, die besten der Armee vor uns. Für sie war die Fuchtel überflüssig, jene schonungslose Disziplin mit der entsetzlichen Strafe des Spießrutenlaufens, die nun einmal die unzuverlässigen, die Ausländer, die gewaltsam geworbenen mit Furcht bei der Fahne fesselte, jene heimatlosen wie den „armen Mann von Toggenburg", der bei erster Gelegenheit denn auch desertierte.

Männer der Art und des Schlages wie die, deren Briefe vor uns liegen, waren es, die aus bewegtem Herzen am Abend der Schlacht bei Leuthen das deutsche Tedeum anstimmten: „Nun danket alle Gott!"

Digitized by Google

15.

Schwerins Tod.

(Veröffentlicht am 6. Mai 1907.)

Mit dem 150. Jahrestag der Schlacht bei Prag erneut sich auch die Erinnerung an den Heldentod, den der Feldmarschall Graf Kurt Christoph Schwerin an diesem Tage erlitten hat. Sein Tod, so schrieb hernach in ehrendem Gedächtnis König Friedrich in seiner „Geschichte des Siebenjährigen Krieges", „ließ den Siegeslorbeer welken, der mit allzu kostbarem Blute erkauft war". Nicht minder dankbar hat die Nachwelt das Andenken des Feldmarschalls gefeiert; ja für sie war nicht sowohl der König als vielmehr Schwerin der Held des Tages von Prag.

Es lockt die Aufgabe, auf dem Hintergrunde der historischen Vorgänge den Eindruck, den die Schlacht auf Mit- und Nachwelt machte, darzustellen und zu zeigen, wie sie sich im Gemüte des Volkes widerspiegelte.

Auf den Schlachtfeldern des spanischen Erbfolgekampfes und des nordischen Krieges hatte Schwerin in fremden Diensten seine militärische Schule durchgemacht, und sein Name hatte bereits einen guten Klang, als er in die preußische Armee eintrat. Nach seiner Thronbesteigung ernannte ihn König Friedrich zum Feldmarschall. Schwerin war es denn auch, der, als bei dem ersten blutigen Zusammenstoß mit den Österreichern, in der Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741, die Krisis eintrat und der König auf seine dringende Vorstellung das Schlachtfeld verließ, den Oberbefehl übernahm und den Kampf siegreich durchführte. Nach dem Zweiten Schlesischen Kriege aber zog er sich, mit dem Könige zerfallen, grollend zurück. Doch 1747 erfolgte die Versöhnung, und der Beginn des Siebenjährigen

Digitized by Google

Krieges rief auch Schwerin wieder ins Feld. Er erhielt das Kommando über das Heer in Schlesien, dem lediglich eine defensive Aufgabe gestellt war. Auch im Feldzugsplan für 1757 hatte der König für die von ihm selbst geführte Hauptarmee wie für das schlesische Korps zunächst eine defensive Haltung ins Auge gefaßt. Da rieten ihm Schwerin und der General von Winterfeldt, einen Vorstoß nach Böhmen zu unternehmen, bevor der Gegner im Felde erschien. Aus den nun folgenden denkwürdigen Beratungen erwuchs der Plan der großartigen Offensive, die dann tatsächlich zur Ausführung gelangte und in der Schlacht bei Prag ihren Höhepunkt erreichte.

Am 5. Mai hatte der König die Moldau überschritten und stand der feindlichen Hauptmacht gegenüber. In der Nacht zog er das Schwerinsche Korps an sich. Auf den Höhen von Prossik hielt er in der Frühe des 6. mit Schwerin und Winterfeldt und rekognoszierte die österreichische Stellung. Der König, so berichtet der letztere, „war gleich determiniret, den Feind anzugreifen, wie auch der Feldmarschall Schwerin nebst meiner Wenigkeit; nur kam es darauf an, erst ein Loch ausfindig zu machen, um demselben anzukommen." Ein Angriff in der Front kam nicht in Frage, nur der rechte Flügel des Gegners bot eine Blöße, und so erhielt die schlesische Armee Befehl, sich dorthin in Marsch zu setzen. Die preußische Reiterei eröffnete den Angriff. Da sie dem Feldmarschall nicht schnell genug vorging, ritt er selbst hin, um sie „in Trab zu bringen". Erst beim dritten Anlauf jagte sie die entgegenstehenden österreichischen Regimenter auseinander. Und wie die Kavallerie, so eilte Schwerin, auch die Infanterie an den Feind zu bringen. Mühselig war der Weg über sumpfigen Wiesengrund. Der König hatte Bedenken gegen die Eile eines solchen schnellen Angriffs, aber Schwerin beschwichtigte ihn mit den zuversichtlichen Worten: „Frische Eier, gute Eier!" Vorwärts ging der Sturm auf das Vorwerk Sterbohol. Ein Kartätschenhagel schlug den Preußen entgegen. Schwer verwundet fiel Winterfeldt an der Spitze des Schwerinschen Regiments, die Truppen fluteten zurück. Umsonst versuchte er, als er aus seiner Betäubung erwachte, sie wieder vorwärts zu treiben. „In diesem embarras", so erzählt er weiter, nahte Schwerin, „riß dem Stabskapitän Rohr, welcher eine Fahne genommen hatte, um die Bursche dadurch zum Stehen zu bringen, selbige aus der Hand und ritt selbst damit vor; ehe er

Digitized by Google

aber noch damit reussieren konnte, ward dieser würdige Mann in derselben Minute mit fünf Kartätschenkugeln sogleich zu Boden geleget." „Er ist", so schildert Prinz August Wilhelm, der Bruder des Königs, das Ende des Feldmarschalls, „als Held gestorben, die Fahne in der Hand, und wie er fiel, hat das Fahnentuch ihm das Antlitz zugedeckt."

Das Heldenopfer war vergeblich gebracht; erst als es dem König gelang, das Zentrum des Feindes zu durchbrechen, war das Schicksal des Tages zugunsten der Preußen entschieden.

Lauten Widerhall fand die Prager Schlacht sofort in der Welt, die mit Leidenschaft den Fortgang des Krieges verfolgte. Gleichwie es Goethe von Frankfurt erzählt, so standen auch in Venedig die Parteien der Prussiani und der Theresiani sich gegenüber. Auf die Kunde von Friedrichs Sieg schlug die Begeisterung seiner Anhänger in heller Flamme empor. In grandiosem Bilde verglichen sie den König mit einem tosenden Wildbach: „Ein von Regen und geschmolzenem Schnee geschwellter Strom steigt über die Ränder seines Bettes, zerreißt die Dämme, überflutet die Gefilde; vergebens sucht man ihn einzudämmen, er schafft sich freie Bahn, Schrecken bringt das Rauschen seiner Wogen; je weiter er dahinstürmt, um so mehr steigt seine Kraft" — so sei auch Friedrich dahergebraust und habe Österreich bezwungen. Vergangenheit und Gegenwart gegenüberstellend, führte ein anderer unter ihnen aus, ihr Zeitalter werde nach diesem Tage nicht mehr Marius und die Fabier um ihren Ruhm beneiden. Ein dritter will voll heiteren Spottes den Österreichern 30 000 Mönche zu Hilfe schicken, als handle es sich um einen Kreuzzug gegen den Ketzerkönig.

Hinter dem Ausland blieben die heimischen Poeten nicht zurück. Ein ganzer Kranz von Liedern, die während der folgenden Wochen entstanden, ist uns überliefert. In übermütigem Tone, die Brust von frohem Siegesbewußtsein geschwellt, hebt ein ungenannter preußischer Sänger an:

„In Böhmerland bei Prag
Da hat der König von Preußen
Getanzet mit der Königin
Von Ungarn und von Böhmerland
Gar lustig wohl auf dem Plan."

Digitized by Google

Vom Tanzen ward „das Gehirn im Kopf dumm", aber ein solcher Tanz kostete auch Mut; denn nicht um gut Bier und um gut Wein ging es — „nein, da kostet es Fleisch und Blut". Ein anderes Lied schildert nun die Schrecken der Schlacht. Es beginnt mit einem Gebet aus bekümmertem Herzen an den „treuen Gott":

„Tu dich erbarmen in der Not,
Steh uns, o Vater, bei!"

Da geht das Blutvergießen schon an, die Kanonen krachen, „hier liegt ein Arm und dort ein Mann", die Erde wurde mit Blut gefärbt, „das Blut lief wie ein Fluß". Und als nun Friedrich den Sieg errungen, da schließt denn auch der Sänger hoch aufatmend: „Triumph, Triumph, Viktoria!" Wenn es in diesem Liede heißt: „Ein General kam auch zu Tod durch den Kanonenschuß", so ist damit kein anderer als Schwerin gemeint. Erwähnen doch auch die Briefe der Soldaten, die aus jenen Tagen uns erhalten sind, wenn überhaupt, nur kurz den Tod des Feldmarschalls. Diese auf den ersten Blick überraschende Tatsache erklärt sich indessen aus dem Umstand, daß diese wackeren Krieger nur den kleinen Ausschnitt der Schlacht schildern, den sie persönlich erlebten.

Im Heere selbst entstand auch das volkstümlichste aller Lieder über die Prager Schlacht; drei Husaren, die unter Seydlitz „selbst mitgewesen", nennen sich als seine Verfasser. Wuchtig setzt der Bericht ein:

„Als die Preußen marschierten vor Prag,
Vor Prag, die schöne Stadt,
Sie haben ein Lager geschlagen,
Mit Pulver und mit Blei ward's betragen,
Kanonen wurden drauf geführt,
Schwerin hat sie da kommandiert."

„Rasch und knapp, eben als wenn es drei Husaren gemacht hätten", — so charakterisiert Goethe in seiner bekannten Rezension dieses Lied, das nach einem „Fliegenden Blatt" in „Des Knaben Wunderhorn" aufgenommen ist. Aber die hier mitgeteilte Form des Liedes ist schwerlich die ursprüngliche, enthält sie doch fragmentarische Bruchstücke, die ohne Zweifel aus anderen umfangreicheren Fassungen entlehnt und zusammenhangslos eingefügt sind. Auch erscheint die Version, daß drei Husaren es „nach Zeitungen" in Luxemburg „auf

Digitized by Google

der Wacht" gedichtet hätten, durchaus glaubhafter; denn mit souveräner Verachtung der historischen Vorgänge sind die Tatsachen auf den Kopf gestellt. Der Gang der Ereignisse im Liede stellt sich kurz folgendermaßen dar: Die Preußen marschieren vor Prag, schlagen dort ein Lager auf, das Schwerin kommandiert; die Aufforderung zur Kapitulation weisen die Österreicher zurück. Nachdem Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, mit einem „Succurs" angekommen war, beginnt die Beschießung. Die Belagerten machen einen Ausfall —

„Darauf ward ein Ausfall gemacht,
Schwerin verlor die Schlacht.
Potz Donner, Hagel, Feuer und Flammen,
So schossen sie die Festung zusammen!
Bei einer so großen Angst und Not
Schwerin der ward geschossen tot."

Der König klagt nun über den Verlust des Feldmarschalls:

„Meine halbe Armee wollt' ich drum geben,
Wenn mein Schwerin noch wär' am Leben", —

war er doch ein „tapferer Kriegesheld" und „allzeit bereit im Feld". So scheint es nach dem Liede fast, als ob die Schlacht nur in einem Ausfallsgefecht bestanden habe. Sein Held ist unbestreitbar Schwerin, der Höhepunkt die Totenklage des Königs. Aber Friedrich selbst spielt gar keine entscheidende Rolle, vielmehr wird diese dem Prinzen Heinrich zugeteilt, der sich allerdings rühmlich in der Schlacht hervorgetan hat, wenn auch keineswegs, wie verschiedentlich hernach behauptet wurde, ihm der Sieg zu danken gewesen ist. Mit den Soldatenbriefen hat auch dieses Lied gemeinsam, daß Schwerins Tod mit völligem Verzicht auf die Darstellung der dramatischen Begleitumstände erzählt wird.

Eine solche findet sich erst in den Dichtungen der berufsmäßigen Poeten, die freilich nur allzuoft von des Gedankens Blässe angekränkelt sind. Hatte nach Archenholtz' Bericht Schwerin die Fahne ergriffen mit dem kurzen kernigen Zuruf: „Heran, meine Kinder!", so läßt ein nicht näher genannter Poet in seinem Gedichte „Schwerins Tod" den Feldmarschall eine pathetische Ansprache halten, die mit den Worten schließt: „Seid eurem König treu, bewähret euch als Preußen." Glücklicher erfaßt Gleim in seinem „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag" den Moment. „Mit jugendlicher Heldenkraft"

Digitized by Google

schwingt der 72jährige bei ihm das Panier, daß alle es sehen, und ruft: „Kinder, Berg hinan! Auf Schanzen und Geschütz!“ Doch völlig werden wir dann wieder aus der Stimmung gerissen, wenn Gleim nach der Schilderung des Sturmes fortfährt:

„Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher!“

Das war ebensowenig volkstümlich und ebenso jeder Poesie bar, als wenn Viktor Krause, der Redakteur der „Spenerschen Zeitung“, anstimmt:

„Schwerin ist tot, der König klagt;
Der Hof erschrickt, die Liebe zagt,
Die Großmut seufzt, die Armen zittern“,

oder wenn ein Anonymus in einer „Ode“ singt:

„Schwerin! Doch ach, die Muse weint,
Es fällt des Königs bester Freund,
Ein Held mit silberfarbnem Haare“,

oder wenn gar ein Poet E. C. G. in seinem Gedichte „Das frohe Deutschland“, laut Überschrift, „allerunterthänigst vorstellt“:

„Die Welt erstaunt, Europa stutzt,
Großmächtigster Monarch der Preußen!“

Endlich ist noch ein Lied von österreichischer Seite zu nennen, dessen schwermütige Weise noch über hundert Jahre im Heere gelebt haben soll, ein Zwiegespräch zwischen dem König und dem Feldmarschall. Jener hebt an:

„Schwerin, bist wirklich tot,
Kommst auch nicht mehr zum Leben?
Ach weh, erbarm' es Gott,
Was muß ich nun anheben?
Zu dir hab' ich stets mein' Zuversicht
Zu jeder Zeit und Stund' gericht't;
Jetzt läßt du mich im Stich,
Dein'n König Friederich.“

Darauf fragt Schwerin, wer seine Ruhe „im Reiche der Toten“ störe, und Friedrich antwortet, er komme, um ihm seine Not zu klagen, weil man ihn mit Spott und Schande aus Böhmen jagen werde, da nun jener dahin sei. Überaus merkwürdig ist die Erwiderung des Feldmarschalls, der ihm die Mahnung gibt:

Digitized by Google

„Willst du, das Glück kehre ein,
So folg' zuvor den Eltern dein;
Und dies hast nicht gethon,
Drum hast jetzt solchen Lohn."

Einen doppelten Hieb führt damit der Dichter gegen Friedrich, indem er zunächst erklärt, mit dem Ruhm der preußischen Waffen sei es nach Schwerins Tod vorbei; er spricht damit dem König die Feldherrngabe ab. Sodann aber erhebt er gegen ihn einen moralischen Vorwurf, der auf den Konflikt des jungen Friedrich mit seinem Vater zielt, einen Vorwurf, der sein Gegenstück in der maßlos gehässigen Beschuldigung eines österreichisch gesinnten Venezianers findet, daß Friedrich „mit wohlbedachtem Plan seinem Vater Leben und Reich zu nehmen" getrachtet habe.

Alle diese Lieder waren längst verklungen, als die Kunst begann, den Tod Schwerins zum Gegenstand ihrer Darstellung zu machen. Denn alle Schlachtenbilder, die aus der Zeit des Krieges selbst stammen, tragen noch ein ganz allgemeines Gepräge. Beschränken sie sich nicht auf einfache Schlachtenpläne, so führen sie dem Beschauer nur ein Kriegsgetümmel vor Augen; genug schon, wenn inmitten desselben Friedrichs Gestalt erkennbar wird. Ein Wandel trat erst ein, als die Fülle der Lebensbeschreibungen, der Erinnerungen, der Anekdotenbücher erschien, die der Tod des großen Königs hervorrief. Jetzt brachte der Maler Frisch, 1787, in einem Ölgemälde, das Berger drei Jahre später in Kupfer stach, den Tod Schwerins zur Darstellung. Auch Chodowiecki schilderte diesen in einem Kalenderblatt desselben Jahres. Ein Offizier hebt von dem am Boden liegenden Feldmarschall das Leichentuch, die Fahne, während im Hintergrunde die preußischen Bataillone, in Reih und Glied, mit geschultertem Gewehr gegen den Feind marschieren. Doch ist in dieser Komposition die historische Bedeutung des Momentes nicht getroffen; denn der Feldherr ergriff ja die Fahne, um der zurückflutenden Masse der Soldaten Halt zu gebieten. Den Augenblick, da dieser, vom tödlichen Blei getroffen, vom Pferde sinkt, noch mit der Rechten den Schaft der Fahne umspannend, hat der Kupferstecher Bolt gewählt. Endlich bildet der König, der „mit Wehmut den Leichnam seines verewigten Schwerin betrachtet", den Vorwurf für ein weiteres Kalenderblatt, das Chodowiecki 1795 schuf.

Digitized by Google

Aber nicht nur Bild und Lied pflanzten das Andenken der Schlacht und ihres Helden fort. Auch der Prozeß der Legendenbildung setzte ein, und es verbreitete sich das Gerücht, Schwerin habe, vom zürnenden König schwer gekränkt, den Tod gesucht.

Wir hörten schon von einem vorübergehenden Zerwürfnis zwischen beiden nach dem Zweiten Schlesischen Kriege. Doch auch weiterhin wird von einem Gegensatz ihrer Anschauungen berichtet, der nicht nur über den Losbruch im Jahre 1756, sondern auch über den Angriff am 6. Mai 1757 geherrscht habe. Aber völlig sagenhaft ist die Erzählung von einer Konferenz, zu welcher der König am 16. Juli 1756 seine vornehmsten Generale berufen und in der Schwerin ihm widersprochen und gegen den Krieg sich erklärt habe. Noch mythenhafter ist der Bericht über die Szene am Morgen des 6. Mai 1757 ausgeschmückt: da soll der Feldmarschall wegen der Ermüdung seines Korps, das einen anstrengenden Nachtmarsch hinter sich hatte, empfohlen haben, den Angriff auf den folgenden Tag zu verschieben, während der König, der seinen Entschluß bereits gefaßt hatte, „für schlechterdings notwendig erklärte, den Feind noch heute anzugreifen, es koste, was es wolle". Der Bericht fährt fort: „Schwerin, der, durch Grundsätze geleitet und durch geprüfte Erfahrung belehrt, nur nach seiner besten Überzeugung geraten zu haben sich bewußt war, geriet in die ihm eigentümliche Hitze, die, indem er seinen Hut in die Augen drückte, ihm den Ausruf entriß: Soll und muß denn gerade heute eine Schlacht geliefert werden, so will ich die Österreicher gleich hier angreifen, wo ich sie sehe." Vor dem authentischen Zeugnis Winterfeldts, das wir oben angeführt haben, fällt indessen diese tendenziöse Darstellung in sich zusammen. Nur so viel ist erwiesen, daß der König vor Prag mehrfache Ursache zur Unzufriedenheit mit Schwerin hatte; denn dieser erhob Einwendungen gegen den Feldzugsplan, die sein Gelingen in Frage stellten, er verzögerte den Aufbruch nach Böhmen, und trotz bestimmter Abrede versäumte er, bereits am 5. Mai zum Könige zu stoßen, so daß Friedrich den ganzen Tag über in der unangenehmen Lage blieb, mit dem Rücken gegen die Moldau im nahen Bereich der feindlichen Hauptmacht zu stehen, und gezwungen war, erst durch einen Nachtmarsch die Schwerinsche Armee heranzuziehen. Da nimmt es freilich nicht wunder, daß an diesem Tage ein „sehr piquanter Brief" an den Feldmarschall erging.

Digitized by Google

So stellt die Legende nichts anderes dar als eine Häufung von Anklagen gegen den König, und sie verrät schon dadurch ihren Ursprung aus dem anti-friderizianischen Kreise, der, Schwerin zum Kronzeugen erhebend, dem Monarchen die Eröffnung des Krieges zum schwersten Fehler anrechnete, und der behauptete, daß die Prager Schlacht, wenn einen Tag später geschlagen, von weit entscheidenderer Wirkung gewesen wäre. So gab man auch ihm an dem Tod des Feldmarschalls die Schuld. Und Prinz Heinrich, das Haupt dieser Partei, machte sich zu ihrem Wortführer, wenn er nach Friedrichs Niederlage bei Kolin hämisch erklärte: „Phaethon ist gestürzt", in sonderbarer Übereinstimmung mit einem Dichter aus dem österreichischen Lager, der in einer „Ode" auf den 18. Juni dem Könige zurief:

„Phaethon, du bist gestürzt,
Dein Wagen ist mit Hohn gebrochen!"

Mochte auch Haß und Neid die Größe des Preußenkönigs zu verkleinern suchen, seine Grenadiere sangen in unerschütterlichem Vertrauen zu ihm:

„Wenn unser Friedrich im Feld für uns ficht,
Scheuen den Teufel in der Hölle wir nicht."

Digitized by Google

16.

Ein literarisches Todesurteil Friedrichs des Großen über Polen.

Über die poetische Tätigkeit Friedrichs des Großen ist bisher nur wenig in weitere Kreise gedrungen. Freilich hat der König niemals Anspruch darauf erhoben, für einen Dichter zu gelten. Man hat wohl gesagt, ihn habe vor allem die formalistische Seite angezogen, die Überwindung der Schwierigkeiten, die in der Meisterung der Sprache, in der Kunst der Formgebung liegen. Doch auch in seinen Prosaschriften, den historischen Darstellungen, den philosophischen Abhandlungen usw. begegnen wir dem gleichen künstlerischen Bestreben, und wir wissen, wie sehr er an seinen Arbeiten gefeilt oder, um einen bildlichen Ausdruck von ihm zu gebrauchen, wie er gleich einer Bärin seine Jungen geleckt hat, ehe er mit ihnen hervortrat. Es ist bekannt, daß er sich literarische Berater erwählte, deren Kritik er seine Werke unterbreitete. Der bedeutendste unter ihnen ist Voltaire gewesen, der mit frechem Witz dieses Amt nannte: Die schmutzige Wäsche des Königs waschen.

Aber es hieße doch, die poetischen Arbeiten Friedrichs zu gering einschätzen, wollte man ihre Entstehung nur auf dieses äußerliche Motiv zurückführen und sie damit gleichsam zu stilistischen Übungen stempeln.

Wie in seiner Tagesordnung die Stunden bestimmt waren, die der Erfüllung der Regentenpflichten dienten, so gab es auch Stunden der Muße und Erholung, die der Musik, der Lektüre, dem mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch mit Freunden und Verwandten gewidmet wurden. Leicht floß dem König das Wort aus der Feder; er war ein Meister der Sprache, der in packendem Bild oder Vergleich, mit einem schlagenden Ausdruck eine Szene festzuhalten, eine

Digitized by Google

Situation scharf zu charakterisieren wußte. Da sich schnell ihm die Worte fügten, hat er in seinem freundschaftlichen Briefwechsel oft seine Gedanken in ein poetisches Gewand gekleidet, und manche seiner Briefe sind zum Teil zu Poesien geworden. Zu der Leichtigkeit der Produktion, die er indessen, wie wir sahen, keineswegs so leicht nahm, gesellte sich die Freude am Schaffen oder, wie er sich selbst verspottend einmal sagt, der „Schreibkitzel". Aber, wie seine Poesien Erzeugnisse der Mußestunden waren, so dienten sie auch wiederum zu seiner Erholung, deren der rastlose Mann für seine Königsarbeit bedurfte.

Das Epos „Der Konföderationskrieg", das uns im folgenden beschäftigen soll, gehört dem Gebiet der politischen Dichtung an, das Friedrich des öfteren betreten hat; wir erinnern vor allem an sein Gedicht, das er in übersprudelnder Laune nach dem Sieg bei Roßbach an die Reichskreise richtete, an sein Spottgedicht über den französischen Minister Choiseul, den einzigen Menschen, den er wirklich gehaßt haben soll, der ein politischer Brausewind und der Störenfried Europas war, den er mit bitterem Hohn überschüttete.

Der „Konföderationskrieg" ist im Stile der großen Heldendichtungen abgefaßt, wie jene Zeit sie liebte. Mit Eifer las man damals Tassos „Befreites Jerusalem", Ariosts „Rasenden Roland". Das berühmteste und berüchtigtste Heldenepos des 18. Jahrhunderts wurde Voltaires „Jungfrau von Orleans", das ihm einen fast noch größeren Ruf einbrachte als seine „Henriade". Vor dem „Konföderationskrieg" hatte Friedrich bereits zu Anfang des Jahres 1749 ein Epos geschrieben, „Das Palladium", das er selbst die Ausgeburt einer Karnevalslaune nannte, in welchem er den Himmel abkonterfeite und die Erde kritisierte. Es behandelt den Kampf zwischen Österreich und Preußen im Herbste 1745; das „Palladium", das Geheimnis der preußischen Waffenerfolge, bildet die Person des französischen Gesandten, des dicken Marquis Valory, der König Friedrich ins Feld begleitet hatte, und dessen die Österreicher sich in nächtlichem Überfall zu bemächtigen suchten. Doch statt seiner fingen sie seinen Sekretär, der nach hitzigem Streit endlich wieder ausgewechselt wird. Bald darauf, im September 1752, empfahl Voltaire dem König als neuen Stoff die Geschichte Gustav Wasas; doch ist Friedrich, obwohl er die Wahl billigte, niemals an die Bearbeitung gegangen. Die Erörterung passender Themata war noch in seinen letzten Lebensjahren, wie sein

Digitized by Google

Vorleſer, der Marquis Luccheſini, es in ſeinen Tagebüchern bezeugt, ein beliebter Gegenſtand der Unterhaltung an der königlichen Tafel. So ſprach man einſt davon, ob die Geſtalt von Moritz von Oranien ſich für ein Epos eigne. Intereſſant iſt die Bemerkung, die Friedrich bei dieſer Gelegenheit machte; als einige Einwürfe aus der Geſchichte erhoben wurden, erwiderte er nach unſerem Gewährsmann: „Man brauche nur die nötigen Änderungen vorzunehmen; und was die Forderung und Notwendigkeit geſchichtlicher Genauigkeit in der Behandlung noch naher Zeiten anlange, ſo mache er ſich kein Gewiſſen daraus.“ Die dichteriſche Freiheit hat Friedrich denn auch bei dem „Konföderationskrieg“ in vollem Maße für ſich beanſprucht, und als der Philoſoph d'Alembert, dem er ſein Epos ſandte, bei einer Stelle Anſtoß nahm und fragte, ob die dort gegebene Darſtellung auf Tatſachen beruhe, antwortete er dieſem: ein Gedicht ſei kein „geometriſcher Beweis“.

Ein neuerer Kritiker hat nun für dieſes Epos den Verſuch einer reinlichen Scheidung zwiſchen Dichtung und Wahrheit unternommen. Dieſe Analyſe iſt verdienſtlich und intereſſant. Dagegen hat er die politiſche Bedeutung dieſer Schrift ganz mißverſtanden; denn nicht als ein „Dokument der engen Verbindung“ zwiſchen dem Berliner und Petersburger Hofe in jenen Tagen, wie er es will, iſt das Epos aufzufaſſen, nicht auf die Ruſſen kommt es darin an, ſondern die Polen ſind die Helden. Dieſe ſtehen im Mittelpunkt der Handlung, alles übrige iſt nur Beiwerk. Und dieſes „Poem“, wie es ausdrücklich genannt wird, erhebt ſich weit über das Niveau eines „burlesken Heldengedichtes“; es iſt vielmehr bittere Satire, welche die Torheiten ſeiner Helden erbarmungslos verſpottet, welche Anklage auf Anklage häuft und mit der Verurteilung der Schuldigen ſchließt.

Man vergegenwärtige ſich den Augenblick, da dieſe Dichtung entſtand. Es war im Herbſt des Jahres 1771, am Vorabend der erſten polniſchen Teilung; die Verhandlungen, von dem Könige bereits im Februar eingeleitet, waren in vollem Fluß; er durfte auf ihr Gelingen mit voller Sicherheit rechnen. Eben hatte ſein altes Leiden, die Gicht, ihn wieder gepackt. Auf dem Wege zur Beſſerung faßte er den Plan zu der Dichtung und führte ihn ſogleich aus. Am 18. November ſandte er die beiden erſten Geſänge als Probe an Voltaire.

Mochte er dem Franzoſen auch die Verſicherung geben, er ſchreibe

Digitized by Google

nur zu seiner eigenen Unterhaltung, so traf doch auch jetzt die Bemerkung auf ihn zu, die anläßlich des Gespräches über epische Themata sein Vorleser machte: daß Friedrich im allgemeinen als König verfahre, auch wenn er als Schriftsteller spreche. Das gilt nicht nur für die dichterische Freiheit, sondern eben auch für die Auffassung. Nicht als Poet behandelte und formte er den Stoff, sondern er betrachtete ihn mit den Augen des Staatsmannes, der überall den politischen Maßstab anlegt. Damit gewinnt die Dichtung einen tieferen Hintergrund und eine gewaltigere Perspektive, die sie weit über die Bedeutung eines in müßiger Stunde geschaffenen Werkes heraushebt, spricht doch der König selbst einmal d'Alembert gegenüber die Hoffnung aus, auf die Anschauung von Leuten, die falsches Mitleid mit diesen angeblichen Freiheitskämpfern und mit Polen hätten, aufklärend zu wirken.

Bei alledem hat Friedrich gewußt, den trockenen Ton des Lehrgedichts zu vermeiden, so daß Lucchesini, dem der hohe Autor sein Werk vorlas, von dem Witz der Dichtung gepackt, seinen Eindruck kurz skizzierte: „Durch das Ganze zieht sich ein gewisses attisches Lachen hindurch, eine gewisse Festtagsstimmung, eine gewisse Anmut, der sich nichts an die Seite stellen läßt." Und in der Tat sind die komischen Partien zu großer, bisweilen drastischer Wirkung herausgearbeitet. Aber nicht nur in Einzelheiten ist das Epos gut gelungen, auch als Ganzes zeichnet es sich durch geschickten Aufbau, große Spannung und eine von Gesang zu Gesang mächtig fortschreitende Steigerung aus.

Wenn wir im folgenden unternehmen, dieses nach verschiedenen Seiten interessante Epos eingehender zu betrachten, so ist es für das allgemeine Verständnis, wie für die Beurteilung der künstlerischen Leistung des Königs erforderlich, die historischen, der Dichtung zugrunde liegenden Begebenheiten zunächst, wenigstens in großen Umrissen, zu schildern.

Den Ausgangspunkt bildet der Thronwechsel in Polen, der Tod König Augusts III. am 5. Oktober 1763 und die am 7. September des Folgejahrs stattfindende Wahl seines Nachfolgers Stanislaus II. August Poniatowski. Heiß war diese umstritten; nicht nur die Söhne Augusts III., der sächsische Kurfürst und seine Brüder, sondern auch zahlreiche Magnaten traten als Bewerber um die polnische Krone in

Digitized by Google

die Schranken. Die Königswahl war für Rußland der erwünschte Anlaß, Polen in seine Machtsphäre zu ziehen, und so erklärte der Petersburger Hof von Anfang an, keinen anderen als einen Piasten zulassen zu wollen. Stanislaus Poniatowski war der von der Kaiserin Katharina II. ausersehene Kandidat, und seine Wahl kam auf die direkte Empfehlung der russischen und preußischen Gesandten zustande. Die Unterstützung des russischen Wünsche war aber der Preis für das Bündnis, das Friedrich der Große am 11. April 1764 mit Rußland schloß, und das ihm gegen Österreich den sicheren Rückhalt gewährte.

Mit dem Schluß des Interregnums ging der Streit in Polen jedoch nicht zu Ende. Vielmehr entbrannte jetzt der Kampf um die Verfassungsreform, besonders um die Abschaffung des liberum veto, der aus leichtbegreiflichen Gründen die mächtigen Nachbarn sich widersetzten. Um so energischer trat Katharina II. für ihre Glaubensgenossen und die übrigen Dissidenten ein, die von der römisch-katholischen Staatskirche in Polen bedrückt und verfolgt wurden. Sie forderte für sie sowohl Glaubensfreiheit, wie auch politische Gleichberechtigung. Damit wurde die sogenannte Dissidentenfrage aufgerollt, die ungeahntes Unheil über Polen bringen sollte.

Ein Sturm der Entrüstung ging durch die Reihen der Katholiken, und als, noch auf dem Krönungsreichstag von 1764, auf Katharinas Verlangen der Paritätsantrag gestellt wurde, brach ein solcher Lärm los, daß die Vorlage nicht einmal zur Verlesung gelangen konnte. Ebenso scheiterte auf dem nächsten Reichstag, der zwei Jahre später stattfand, die Dissidentenfrage. Da entschloß sich die Kaiserin, mit Gewalt durchzusetzen, was auf dem Wege der Verhandlung nicht hatte erreicht werden können. Das Mittel, dessen sie sich bediente, war die Konföderation, d. h. jenes Recht der polnischen Edelleute, sich für bestimmte Forderungen zu einem Bunde zusammenzuschließen, sobald die Staatsmaschine versagte, und diese zu gesetzmäßigen Beschlüssen zu erheben.

So traten nunmehr auf Rußlands Betreiben die Dissidenten zusammen und vereinigten sich, Juni 1767, in Radom in Klein-Polen zu einer General-Konföderation. Nachdem der russische Gesandte Fürst Repnin auf dem im Herbst zu Warschau neu versammelten Reichstag die Wortführer der Katholiken entfernt hatte — sie wurden nach Rußland in Haft geschleppt —, konnten die Forderungen zugunsten der

Digitized by Google

Dissidenten zur Annahme gebracht werden. Nach getanem Werk lösten sich die Dissidenten-Konföderationen am 5. März 1768 wieder auf, und die in Polen versammelten russischen Truppen begannen das Land zu räumen.

Indessen alle bisherigen Vorgänge waren nur das Vorspiel für das Kommende gewesen. Eben in den Tagen, da das Ziel erreicht zu sein schien, brach in Podolien die große Bewegung aus, die alles wieder rückgängig machen wollte. Katholische Edelleute, an ihrer Spitze der Kämmerer von Rozan Krasinski und mit ihm Pulawski, der Advokat, pflanzten im Städtchen Bar das Banner der Erhebung für Glauben und Freiheit auf. Ein fanatischer Mönch durchzog das Land, das Kreuz in den Händen, und predigte die Bildung einer Gegenkonföderation. Der kleine Adel, Bauern, Leibeigene, Soldaten und Gesindel scharten sich zusammen unter der Fahne, die auf der einen Seite das Bild der heiligen Jungfrau, auf der anderen einen in Stücke gerissenen weißen Adler mit der Umschrift: vincere aut mori (siegen oder sterben) trug. Der Aufruhr brach los, der Konföderationskrieg begann.

Mord und Verwüstung zeichneten die Straße der Konföderierten. Ein Zeitgenosse verglich die Zustände, die in Polen eintraten, mit denen in Deutschland zur Zeit des Faustrechts vor Einführung des Landfriedens: die Haufen der Konföderierten zerstreuten sich über das Land, raubten die Gelder der Krone und plünderten Freund und Feind, Katholiken und Dissidenten, Weltliche und Geistliche ohne Unterschied aus. Wer etwas zusammengerafft hatte, ließ seine Genossen im Stich und brachte die Beute über die Grenze nach Ungarn oder Schlesien in Sicherheit. Alle sittlichen Bande lösten sich auf, der Bruder traute nicht mehr dem Bruder, jeder dachte nur an seine eigenen Interessen und Intrigen, und konnte er seine persönlichen Leidenschaften befriedigen, kümmerte ihn das Gemeinwohl nicht. Schrieb der eine Bruder, auf der Seite der Konföderierten, flammende Manifeste gegen die Russen, so schloß der andere Bruder mit diesen Lieferungsverträge.

Schon wenige Wochen nach der Beendigung des Reichstages war, am 27. März 1768, ein Senatsbeschluß zustande gekommen, in dem Katharina gebeten wurde, ihre Truppen zur Niederwerfung des Aufstandes in Polen zu lassen. Ein aufreibender Kleinkrieg entspann sich; denn die Russen waren an Zahl zu gering, als daß sie überall den

Digitized by Google

Konföderierten hätten entgegentreten können, und so fielen sie bald über den einen, bald über den anderen ihrer Haufen her, die zwar stets zersprengt wurden, aber nach Friedrichs treffendem Vergleich, wie ein Wespenschwarm, von einer Stelle verscheucht, alsbald an einer anderen wieder auftauchten. So blieb Oberst Drewitz, der hauptsächlich diesen Streit ausfocht, wohl stets der Sieger, jedoch glückte es ihm nie, einen wirklich entscheidenden Streich zu führen.

Bereits bei Ausbruch des Kampfes war eine Zahl der Magnaten und Woiwoden auf österreichischen Boden geflüchtet und hatte das Hauptquartier erst in Teschen, dann in Eperies in Ungarn aufgeschlagen. Von dort zogen ihre Sendboten aus, um die fremden Mächte um Hilfe gegen Rußland anzurufen. Wir begegnen ihnen in Wien, Versailles, Dresden und Konstantinopel. Eifrig schürte der französische Minister Choiseul, der uns bekannte politische Hitzkopf, das Feuer. Er sandte Geld und Waffen und Offiziere, wie den in den Revolutionskriegen bekannt gewordenen Obersten Dumouriez, den Baron Vioménil. Sie sollten den Aufstand organisieren, doch unverrichteter Sache, indem sie sofort den Kampf als aussichtslos aufgaben, oder mit blutigen Köpfen, wie Dumouriez, der im Juni 1771 bei Landskron geschlagen wurde, kehrten sie zurück.

Ungleich erfolgreicher war das Intrigenspiel Choiseuls an der Hohen Pforte. Schon längst hatten die Türken Rußlands Vorgehen in Polen eifersüchtig verfolgt. Nur den vereinten Bemühungen des russischen und preußischen Gesandten war es gelungen, sie von einem Eingreifen bei der Wahl Poniatowskis zurückzuhalten. Immer heftiger drang seitdem die Pforte auf die Räumung Polens. Das Maß Rußlands war voll, als in den Kämpfen mit den Konföderierten bei dem Orte Balta die türkische Grenze verletzt wurde. Die von Choiseul gesäte Saat ging auf. Anfang Oktober 1768 ließ die Pforte den russischen Gesandten gefangensetzen und erklärte den Russen den Krieg.

Mit diesem Augenblick rückten die polnischen Angelegenheiten in den Hintergrund; der Ausgang des Kampfes zwischen Rußland und der Türkei mußte über Polens Schicksal entscheiden. Zunächst war das Kriegsglück schwankend. Friedrich spottete über die Unfähigkeit der beiderseitigen Heerführer; die Lahmen schlügen die Blinden, so meinte er, bis es endlich dem russischen Oberkommandierenden, dem Fürsten Golizyn, gelang, den Feldzug von 1769 bei Chozim mit der

Digitized by Google

völligen Niederlage des Gegners zu enden. Noch glücklicher war sein Nachfolger Rumänzow, der zweimal im Sommer 1770 die Türken besiegte, und als diese gleichzeitig in der Bucht von Tschesme ihre ganze Flotte einbüßten, entschlossen sie sich, Friedensverhandlungen einzuleiten. Eben die Forderungen, die Rußland jetzt stellte, und die der Wiener Hof um keinen Preis zugestehen wollte, waren für König Friedrich, der den unmittelbar drohenden Weltkrieg zu vermeiden suchte, im Frühjahr 1771 der Anlaß, die Teilung Polens in Petersburg anzuregen.

Währenddessen tobte in Polen der Bürgerkrieg unverändert fort. Uneinigkeit herrschte zwischen den Konföderierten wie zwischen den Dissidenten. Nur eine starke Hand hätte vermocht, den anarchischen Zuständen ein Ende zu machen. Aber dazu war Stanislaus nicht der Mann. Alle Polen haßten ihn, nicht nur da er ihnen von Rußland aufgezwungen worden, sondern vor allem, da sie einen reichen Fürsten des Auslands, der mit vollen Händen kam, begehrt hatten. Selber schwach und haltlos, führte er so nur ein Schein- und Schattenkönigtum; bald trotzte er den russischen Wünschen, bald zeigte er sich gefügig, der willenlose Spielball seiner Umgebung. Als die Russen ihn aufforderten, ihnen als Freiwilliger ins Feld zu folgen, lehnte er ab und verharrte, wie König Friedrich es nannte, bei dem „weibischen Entschluß, in Warschau als ruhiger Zuschauer den Gang der Ereignisse abzuwarten". Doch auch sein Thron wankte. Schon hatten die Konföderierten ihn im Herbste 1770 der Krone für verlustig erklärt, und in der Nacht vom 3. zum 4. November 1771 versuchten sie es sogar, ihn zu entführen, um ihn gegen ihre Gegner auszuspielen; nur einem glücklichen Zufall hatte er es zu danken, daß er ihren Händen entkam.

Stand Polen am Rande des Abgrundes, so trug die unmittelbare Schuld der religiöse Fanatismus, mit dem die römischen Katholiken sich weigerten, die Gleichberechtigung der Dissidenten anzuerkennen, der sie die Waffen ergreifen ließ, um die Wiederaufhebung der einmal ausgesprochenen Parität mit offener Gewalt zu erzwingen, der den Vernichtungskampf über Polen heraufbeschwor.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus werden wir die leitende Idee, die das ganze Gedicht König Friedrichs durchzieht, verstehen können. In der Verspottung der Konföderierten liegt die Kritik des religiösen

Digitized by Google

Fanatismus, und so muß der Papst, als Oberhaupt und damit als Repräsentant der katholischen Kirche, es sich gefallen lassen, daß in der Vorrede das Epos ihm gewidmet wird. So macht Friedrich zur Seele der Bewegung, die ganz Polen ergreift, die Torheit, sie in der Gestalt der Göttin „La Sottise“ personifizierend. Ihr Reich ist die katholische Kirche, ihr Sitz in Rom. Die Konföderation selbst aber wird als Werk des Teufels, der zuletzt seine Opfer prellt, geschildert.

Im feierlichen Stile Homers beginnt das sechs Gesänge umfassende Epos. Um einen anschaulichen Begriff von Sprache und Wesen der Dichtung zu geben, lassen wir die Eingangsverse und weiterhin noch eine Reihe charakteristischer Stellen in freier Übertragung nach dem französischen Urtext folgen. Und so beginnt Friedrich:

Die Taten von den Kriegern will ich melden,
Die Polen in dem Lärm und Streit entzückten.
Besingen will ich diese großen Helden,
Die statt des Lorbeers oft die Distel pflückten.
Nicht Hektor noch Achilles glichen diesen,
Der bürgerlichen Zwietracht Bastardkindern,
Die nur im Wortkampf zeigten sich als Riesen,
Sonst aber liebten mehr das Plündern.

Er ruft die „fruchtbare Narrheit“, La Folie, als Muse an, ihn zu begeistern zur Darstellung des Bürgerkrieges, aus der die aufgeklärten Völker lernen sollen, „die polnischen Narrenstreiche“ und die Zwietracht, aus der diese geboren sind, zu verabscheuen.

Die Handlung setzt nunmehr ein mit dem Tode Augusts III. Der Stamm der Jagellonen ist erloschen; die Polen wünschen einen Nachfolger mit einem unerschöpflichen Geldbeutel, der nie versiegend seine Schätze ergießt, wie das Faß der Danaiden. Da liest man eines Morgens im „Niederrheinischen Courier“, der die Posaune der Fama führt: Die Göttin der Torheit habe sich wieder einmal auf die Reise nach den Ländern gemacht, die der Großtürke knechtet, und die der Pole, ihr Lieblingskind, bewohnt. Auf Windesflügeln kommt sie in Polen an und findet es zu ihrer Freude in demselben Urzustand wie bei der Schöpfung: roh und unwissend und alles, ob Herr oder Knecht, ob Christ oder Jude, betrunken. „Ich erkenne mein Volk“, ruft sie und segnet es. Und wie sie ihr Kleid schüttelt, senkt sich ein

Digitized by Google

dichter Nebel hernieder, so daß eine allgemeine Verwirrung in den Köpfen entsteht wie bei dem Turmbau zu Babel.

Im Reichstag seht die Polen so beraten
Die Königswahl mit Lärm und mit Gezeter,
Jedweder wollt' 'nen andren Kandidaten,
Der wollte Hans, der Paul und dieser Peter.

Um Polens drohendem Untergang vorzubeugen, entsendet Katharina II. „in ihrer Herzensgüte" ihren Gesandten, der die Reichsboten ermahnt, von der Erhebung eines Fremden abzusehen. Doch erst, als er die Geschütze, „die Advokaten der Könige", ihre eherne Sprache reden läßt, hören die Polen, und jetzt sofort, auf ihn und erwählen einstimmig Poniatowski.

Der Streit war hiermit zu Ende, und das Reich des ewigen Friedens, glaubte man, sei gekommen, da erscheint Satanas auf dem Reichstage, um den Klerus gegen den neugewählten König aufzuwiegeln. In der Gestalt seines Beichtigers, eines Jesuitenpaters, die Arme fromm über die Brust gekreuzt und mit unschuldsvoller Miene tritt er auf den Bischof von Kiew, Zaluski, zu, und er ruft, als dieser, ob des Wiedersehens froh, ihn umarmt, emphatisch: Welch ein Jammer, daß ein „schismatischer" Russe ihnen einen König gegeben! Damit ist das verhängnisvolle Wort gefallen; denn bei dem Worte „Schisma" wallt der Bischof zornig auf, schilt die Polen als verblendet und will Poniatowski nicht mehr als König gelten lassen. Satan hält ihm bissig entgegen, daß es mit Schreien allein nicht getan sei; es bedürfe einer zahlreichen Gefolgschaft. Alsbald versammelt Zaluski den Klerus um sich und fordert in feuriger Rede, den Schimpf zu rächen, daß ein Schismatiker, ein unseliger Russe, es gewagt habe, einen „Habenichts von Starosten", der im Herzen selber ein halber Grieche sei, zu ihrem König zu machen. Er ruft die Kleriker zum Kampf gegen den Russen und den „Schmarotzerkönig" auf. Sein Weihwedel soll das „Palladium", die „Oriflamme" sein, der sie folgen, und er entläßt sie mit dem Befehl, ihre Macht über das Volk zu gebrauchen und den Sturm zu predigen.

Ungesäumt geht der Klerus ans Werk, und schneller als eine Seuche greift der Geist des Aufruhrs um sich. Befriedigt kehrt Satan heim, während der Dichter mit dem ironischen Hinweis auf Stanislaus und seinen Hof schließt:

Digitized by Google

Und unser Hof, er tafelte vergnügt,
War ganz und gar in Sicherheit gewiegt,
Ahnt' nichts von dem, was Satanas begonnen,
Er schwamm in lauter Lust und eiteln Wonnen.

Dem Fanatismus, der, wie wir im ersten Gesang sahen, geschäftig und unheimlich das Feuer der Erhebung schürt, wird nun im Beginn des zweiten wirkungsvoll die Toleranz gegenübergestellt, die sich in Katharina II. verkörpert. Auf ihre „in edlem Wohlwollen" ausgesprochene Mahnung, die dissidentischen Brüder zu dulden, schreien die Priester entsetzt auf: um das Vaterland sei es geschehen! Adel und Volk rotten sich zusammen, und der Beschluß wird gefaßt, um des eigenen Seelenheiles willen das Schisma auszutilgen und sich zu „konföderieren". Sofort treten die Woiwoden in Verhandlungen über die Begründung der Konföderation ein. Auf die Frage, woher man Geld und Nahrung nehmen solle, finden sie die prompte Antwort: „Plündert und lebt auf Kredit!" Der Bischof von Kiew erklärt sich bereit, kraft seines Amtes schon im voraus volle Absolution zu erteilen. Ein Freudentaumel ergriff den kleinen Adel und das Volk; sie wollten alle, „ohne recht zu wissen, warum", den Russen und ihren König verjagen. Da indes bei diesem Lärm und Toben den Woiwoden nicht ganz geheuer zumute war, begaben sie sich fort, um gesondert über die Wahl des Anführers für die „plebejische Masse" zu beraten. Aber keiner von ihnen wollte seine Haut zu Markte tragen. Hören wir, wie es motiviert wird:

Und Radziwill sprach: „Ein Woiwode lenkt!
„Er nimmt nicht selbst teil an der Kriegesfahrt,
„Wie Gott, wenn eine Strafe er verhängt,
„Entsendet einen Engel niedrer Art;
„Der fällt den Schuld'gen, hebt er nur die Rechte.
„Und da der Krieg nun einmal unvermeidlich,
„So sendet die Vasallen aus und Knechte
„Und hütet selbst euch vor dem Übel weidlich."

Seinem Vorschlag, die „Helden" Zaremba und Pulawski, „wiewohl noch unbekannten Namens", zu Führern zu machen, wird allseitig zugestimmt; Zaluski erteilt der Konföderation den Segen und heftet seinen Weihwedel als Panier an eine Kreuzesstange.

Jetzt zerstreuen sich die Woiwoden in alle Winde, eilen nach

Digitized by Google

Sachsen, Frankreich und überallhin; die Häupter jedoch schlagen in Eperies ihr Lager auf, um „aus der Ferne", wie es launig heißt, „den Bund zu lenken, den Russen zu besiegen, das Vaterland zu plündern und den guten Stanislaus zu entthronen".

Mittlerweile hat sich die Konföderation versammelt. Und sogleich wird uns das „Debüt" Pulawskis und Zarembas erzählt.

Pulawski, der die Oriflamme trägt,
Zaremba, dem das Herz nach Beute schlägt,
Zusammen streifen durch den Wald die Recken,
Die Schützer ihres Königs zu entdecken.
Sie fragen alle, die vorübergehn:
„Wo sind sie denn? Hat man sie nicht gesehn?"
„Wen denn, Ihr Herren, mit Verlaub zu fragen?"
„Die Feinde, die wir baldigst werden schlagen."
Und als sie kommen auf das freie Feld,
Da sehen sie die Feinde aufgestellt.
Just wie ein Heil'ger, der den Teufel sieht,
Mit Weihwasser sich netzt und schnell entflieht,
Ein Paternoster murmelnd mit Erbleichen,
So dachten unsre Helden ganz desgleichen.
Zaremba sprach, erschreckt, blaß und verstört:
„Was sind doch unsre Krieger schlecht bewehrt,
Die Stöcke nur und alte Waffen tragen!
Wie könnten sie dem Kampf zu trotzen wagen?!"
Pulawski drauf: „Gewiß, es geht nicht gut!
Das Schicksal will nicht unsern Heldenmut
Durch Mord und Totschlag heute dämpfen, —
Damit wir morgen um so tapfrer kämpfen!"

So geben denn die Polen schreiend und fluchend Fersengeld, als sie den Kanonendonner vernehmen, und denken in ihrem Schrecken, daß dieser ihnen wieder einen neuen König verkünde. Vergleicht der Dichter Drewitz mit Cortez, der durch sein bloßes Erscheinen die Gegner in die Flucht trieb, so die Polen mit den vor Crassus weichenden Parthern, allerdings mit dem bedeutsamen Unterschied, daß die Flucht der Polen keine verstellte ist.

Endlich sind die Konföderierten in Sicherheit, die sie, wie uns nochmals versichert wird, nur aus Liebe zum Vaterland gesucht haben. Da stoßen sie auf ein Schloß, das trotz des Protestes des katholischen

Digitized by Google

Le gâteau des Rois.

Satirisches Flugblatt auf die Teilung Polens von N. Lemire.

(Friedrich der Große, Katharina II. und Joseph II. teilen den „Dreikönigs-Kuchen", König Stanislaus greift nach der von seinem Haupte stürzenden Krone.)

Digitized by Google

Schloßherrn geplündert wird. Doch nicht genug damit! Pulawski, noch erbittert von der Schmach, die Drewitz ihm angetan, fordert des Schloßherrn Frau auf, ihn in seinem Kummer zu trösten. Es kommt darüber zum Handgemenge, hageldicht fallen die Schläge, Pulawski bleibt diesmal Sieger, und er schleppt mit Gewalt die Schöne von hinnen.

Und wie der erste, so schließt auch der zweite Sang mit einem ironischen Ausblick auf die sorglose Idylle in Warschau, indem der Dichter fragt:

Mein König, für den jeder streitet, du,
Was treibst du, Stanislaus, du guter Mann?
Du betest, allen Kämpfen fern, in Ruh
Am Hofe eine junge Schönheit an?
Im Tanze und im Spiele gehst du auf
Und läßt auf unserm fernen Schauplatz still
Das Schicksal gehen seinen dunkeln Lauf,
So wie es Drewitz und wie Gott es will.

Der Ruhm des siegreichen Drewitz, von der Fama maßlos vergrößert, in Prosa und in Versen laut gefeiert, dringt, so erfahren wir jetzt im dritten Gesang, bis zu der Göttin der Torheit, die, umgeben von der Inkonsequenz, der Unvernunft, dem Aberglauben und der Leichtgläubigkeit, in Rom thront. Als sie hört, daß „ihre lieben Kinder", die Konföderierten, „ohne Hoffnung, ohne Hilfe und ohne Asyl" sind, erbleicht sie und schweigt, um endlich in wilde Wut gegen die Russen auszubrechen. Und sie beschließt, vom Nil, von dem Pontus und den Ufern des Euphrat Rettung herbeizuholen. Zunächst stürmt sie auf dichter Wolke nach Eperies zu den Woiwoden, „die den polnischen Staat repräsentieren", und den Prälaten, die den Untergang der Religion und damit den Verlust ihres Brotes bitter bejammern. Von ihren pathetischen Klagen gerührt, schlägt ihnen die Göttin vor, sich an die Türken zu wenden: schon Mohammed habe das Christentum geliebt, und der des Korans Kundige wisse, daß dem Sultan der Russe und das Schisma ein Greuel sei. Dankerfüllt fallen die Prälaten ihr zu Füßen, um sie als den Hort ihrer Kirche zu preisen. Die Göttin eilt dann vorauf zu Sultan Mustapha, „der sie sehr gut kennt und stets nach ihrem Rat sich richtet". Der Deputierte der Polen, Krasinski, folgt ihr auf dem Fuße und fleht den

Digitized by Google

„türkischen Mufti“ im Namen des Papstes um Hilfe gegen die Russen an, die nicht nur die heilige Jungfrau aus Polen, sondern auch Mohammed aus Mekka vertreiben wollten; die päpstlichen Schlüssel und der Halbmond vereint, so kündet er, würden überall Schrecken erregen, und mit türkischer Hilfe würde die Kirche triumphieren. Der Sultan, sofort bereit, versammelt alsobald das Heer, das, von dem Großwesir geführt, mühelos den Dnjestr erreicht.

Auf diese Nachricht werden alle Konföderierten vor Freuden närrisch. Pulawski hält sich schon für einen Sieger und prophezeit Drewitz Unheil. Nur König Stanislaus in Warschau weiß nicht, was beginnen, weiß nicht, ob er noch König ist, und wie er den gordischen Knoten lösen soll. In seiner Not wendet er sich an Katharina, und Rußlands Helden machen sich auf, ihm beizustehen. Da erst, so erklärt der Dichter, brach der wirkliche Krieg aus, den Fanatismus und Intoleranz entzündet haben; da erst kam es zu wirklichen Kämpfen, die nichts von frivolen Prahlereien und von den tollen Maskeraden eines Pulawski an sich hatten, und Helden erschienen an der Spitze wirklicher Soldaten.

Allein unsere Polen dachten nicht daran, sich den Türken anzuschließen; zu ihrem eigenen Zeitvertreib, wie Friedrich vermutet, ergossen sie sich über das Land, um in völliger Sicherheit zu stehlen, was sie fanden, Freund und Feind auszuplündern, „so daß es binnen kurzem nichts mehr zu plündern gab“. Die Göttin der Torheit aber, in des Himmels Höhen, wünschte ihnen Glück für alle Zeiten und segnete sie.

Sahen wir den Ursprung der Konföderation, ihre Begründung und ihr unglückliches Debüt, und sahen wir verheißungsvoll die Türken zu ihrer Rettung sich nahen, so werden wir mit dem vierten Gesange nach Czenstochow geführt, wohin Pulawski mit seiner Schönen, seiner Beute und seiner Schar aufbrach, nachdem er alles Land ringsum kahl ausgeraubt hatte. Im dortigen Marienkloster nisten sie sich ein. Sie opfern Bacchus; sobald der Wein anfängt, die Geister zu umnebeln, entspinnt sich ein Streit um Pulawskis Liebchen. Und schon hat dieser seine „furchtbare Plempe“ gezogen, da stürzt schreckensblaß ein Diener herein mit dem Alarmruf: Auf, zu den Waffen! Der Russe naht! Es war Drewitz, der, stets auf der Lauer, die trunkenen Feinde zu überraschen hoffte. Doch keiner der tapferen Polen wagte

Digitized by Google

auch nur die Nase über den Wall zu stecken, „aus Furcht, sie könnte ihm abgeschnitten werden". Ohne ein Wunder waren sie verloren. Während in Wirklichkeit bei dem Angriff — er geschah in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1771 — sich die Sturmleitern als zu kurz erwiesen, führt der Dichter diese Tatsache, an der auch bei ihm der Überfall scheitert, durch göttliches Eingreifen herbei.

Derweil die Polen ihre durch ein Wunder bewirkte Rettung, die Pulawski allerdings seinem eigenen Verdienst zuschreiben möchte, freudig preisen, tritt am Dnjestr die Katastrophe ein. An keine Chronologie sich bindend, berichtet der König von der Niederlage der Türken bei Chozim, aber nur kurz; denn feierlich verwahrt er sich gegen die Anmaßung, als wolle er „auf seiner schrillen Pfeife" das schöne Solo dieser herrlichen Waffentat vortragen. „Nur das Lächerliche", so setzt er hinzu, „gehört vor mein Tribunal."

Schildert er nun auch das Ereignis selbst nicht, so doch dessen Wirkung auf Russenfreund und Russenfeind. Der Papst läßt Prozessionen veranstalten, um auf seine Bundesgenossen, die Türken, den Sieg herabzuflehen. Und wie vorher vor Freude, so werden die Polen jetzt vor Schmerz närrisch. Bestürzt ratschlagen die Woiwoden in Eperies, was werden soll.

Nur ein einziger, und damit schließt dieser vierte Sang, läßt sich in seiner Gemütsruhe nicht stören:

In Warschau saß in Ruhe Stanislaus.
„Am Dnjestr, in der Moldau", sprach er aus,
Nachdem er alles wohl bedacht im stillen,
„Da schlagen sie sich tot um meinetwillen;
„Die Russen lassen sich für mich entleiben;
„So bin ich König, und so werd' ich's bleiben."

Mit einer allgemeinen Betrachtung über das vermeintliche Glück des Herrschers eröffnet der Dichter den fünften Gesang:

Spricht man von einem König, Fürsten, Herrn,
Ein jeder sagt sich: ach, das wär' ich gern!
Wärst du es, armer Tropf, du lerntest ganz,
Wie Irrtum blendet dich und Glanz.
Trügst du die Krone, die das Haupt beschwert,
Wärst dicker du und reichlicher genährt?
Würd'st du den stärkern Zecher, Gatten spielen

Digitized by Google

Und körperlich dich auch gesunder fühlen?
Glaub' mir, gleich ist das menschliche Geschlecht:
Den Wechsel spürest du von bös und recht
Richtig gemischt in jedem Stand hienieden.
Was macht es, wenn die Maske auch verschieden,
Da doch das Schicksal treulos hundertfach
Die Guttat wandelt schlimm in Ungemach?

Sind Freude und Tränen immer die gleichen, so, fährt Friedrich fort, sei doch derjenige zu preisen, dem ein nur bescheidenes Los zuteil geworden. Neid und Spott verschonen ihn; er genießt das Glück wahrhaftiger und uneigennütziger Freundschaft. Er ist vor den Stürmen geborgen, von denen die in der Höhe getroffen werden. Und leidet er Schmerzen, und ereilt ihn Krankheit und Tod, so hat auch darin der Mächtige nichts vor ihm voraus.

Wir würden sehr irren, wollten wir diese melancholischen Reflexionen für Friedrichs wahre Herzensmeinung nehmen. Auch hier, gleichwie in dem ganzen Epos, mischt sich Ernst und Spott. Um so deutlicher wird das, da die vorgetragenen Anschauungen im folgenden durch das Martyrium von Stanislaus illustriert werden.

Auf Polens armen König wend' den Blick:
Ihn plagen Langeweil' und Mißgeschick —
Kannst Stanislaus du wirklich glücklich heißen?
Den Mörderhände nachts vom Herde reißen,
Der nur durch einen Glücksfall sondergleichen
Vermag noch einmal ihnen zu entweichen.

Doch das ist zu viel! Mitleid und Reue ergreifen den Dichter:

Mein guter König, selbst klag' ich mich an,
Ich trieb zu bunt es mit dir dann und wann —

und er verspricht, zur Sühne Buße zu tun. Allein der gute König „auf seinem wenig festen Thron" hat das Ende seiner Leiden noch nicht erreicht. Denn in Eperies, wohin wir versetzt werden, tagen die Woiwoden und Prälaten noch immer. In ihrer Ratlosigkeit, da der Türke so ganz versagt hat, beschwören sie ihre Patronin, die Göttin der Torheit. Sie ist im Fluge bei ihnen, und auf ihren Vorschlag beschließen sie, sich nunmehr an Frankreich zu wenden, wo sie in Soubise und hundert anderen Helden, deren Ruhm die Namen

Digitized by Google

Roßbach, Krefeld, Minden und Vellinghausen verkünden *), fromme Anhänger besitzt. Trotz des Widerstrebens der Pulawski, Zaremba und des Großfeldherrn von Litauen Oginski dringt ihr Rat durch.

Die Szene wechselt. Vor Choiseul, dem Ränkeschmied, erscheint der polnische Abgesandte Wielhorski. Wild braust jener auf:

„Welch eine Frechheit! ohne mich zu fragen,
Ein Golizyn die Türken wagt zu schlagen!"

Und er verspricht, den Baron Vioménil zu senden. Doch damit noch nicht zufrieden, bittet Wielhorski ferner:

„Macht eure Gnade voll; gebt reichlich Gold,
Wenn ihr den Helden Polens helfen wollt."

Um den Ruhm Frankreichs und den seines eigenen Namens zu erhöhen, gesteht Choiseul auch dieses zu.

Ehe noch die Franzosen haben anlangen können, machen sich Pulawski, Zaremba und Oginski, die ihnen den Sieg nicht gönnen, auf den Weg, „jeder ein irrender Don Quixote". Pulawski will Krakau erobern; aber als der Russe ihn mit Flintenschüssen begrüßt, spricht er, sich schleunigst in Sicherheit bringend:

„Schießt nicht der Feind, wie tapfer sind die Polen!
Doch wenn er schießt, dann soll's der Teufel holen!
Der Kugeln Pfeifen, scheußlich anzuhören,
Und deren Masse mußt' das Spiel uns stören."

Auf der Flucht hat er noch das Unglück, das Palladium, Zaluskis Weihwedel, zu verlieren, der nun als Trophäe nach Petersburg gebracht wird.

Mehr begünstigte das Glück zunächst Oginski; es gelingt ihm — ein historisches Faktum, das der König nicht verschweigt, — ein russisches Bataillon zu überraschen und zum Teil gefangenzunehmen. Schon glaubt er, daraufhin dem „ersten der Cäsaren" sich vergleichen zu dürfen, da erreicht ihn die Rache der Russen; in einem Dorfe, wo die Polen alles ausgeplündert und zum Schluß sich betrunken haben, fällt Suworow über sie her und macht sie widerstandslos zu Gefangenen. Nur ein einziger entwischt — „der erste der Cäsaren".

Nicht besser war es inzwischen den Türken ergangen; zweimal

*) Bekanntlich wurden die Franzosen an allen genannten Orten im Siebenjährigen Kriege geschlagen.

Digitized by Google

geschlagen — es sind die Niederlagen des Jahres 1770 gemeint —, kehren sie über die Donau zurück. Und der Dichter schließt:

„Das laß, Oginski, einen Trost dir sein:
Ein Unglück, selten kommt es nur allein!"

Die letzte Hoffnung der Polen ruhte auf den Franzosen. Der Schlußgesang, zu dem wir nunmehr gelangen, ist ihnen gewidmet. Mit großem Lärm kamen sie des Weges dahergezogen.

Laut rühmten sie sich ihrer Heldentaten,
Wer's glaubt', hielt sie für tapfere Soldaten.
Niemand verstand sie, das war augenscheinlich;
Doch Schweigen ist dem Franzmann äußerst peinlich.
Die Zunge steht nicht stille, und sie plappert,
Der Mühle gleich, die in dem Winde klappert,
Der ungestüm die großen Flügel dreht.
Der Pole, der ihr Schwatzen nicht versteht,
Er schüttelt nur sein Haupt, und was er spricht,
Verstehen wiederum die andern nicht.
Zunächst belustigten sich die Franzosen,
Dann aber wollten sie sich sehr erbosen.

Und so dachten sie bereits an die Rückkehr. Einer unter ihnen rief: „In diesem verwünschten Lande gibt's weder Mädchen noch Kredit", und er schlug seinen Kameraden vor, lieber nach der Türkei zu pilgern, wo jeder seinen Harem haben werde. Schon wollten sie sich, „nur leicht beschwert von ihrem Bettelsack", auf den Weg dorthin machen, da gelang es Vioménil, sie davon zurückzubringen. Während er noch auf sie einsprach, hörte man vor Landskron das Getöse einer Schlacht. Wie der Hase vor dem Windhund, entfloh der Pole mit langen Sätzen. Den siegreichen Russen warfen sich nun die Franzosen entgegen. Aber nur widerwillig folgten ihnen die Konföderierten. Als Drewitz einen Kanonenschuß lösen ließ, erschraken die tapferen Kämpen.

Der Knall vom explodierenden Geschoß
War etwas, das den Polen sehr verdroß;
Doch noch viel stärker ihm zu Herzen ging's,
Wenn laut das Echo in den Bergen rings
Mit Schall und Widerhall den Schuß, der krachte,
Zu einem höllischen Konzerte machte.
Wie sehr Vioménil auch lobte, schalt,
Dem Weichenden gebot er nicht mehr Halt.

Digitized by Google

„Marsch, auf die Russen!“ laut er kommandierte,
Indes der Pol' sich rückwärts konzentrierte.
Just diesen Augenblick nützt der Kosake
Und reitet auf die Flüchtigen Attacke.

Da gibt es viele Tote und Gefangene. Mit Mühe nur entkommt Viomenil und rettet sich, Russen wie Polen zum Teufel wünschend, in die Karpathen. Den Schmerz über die neue Niederlage ertränken Pulawski und Zaremba im Wein.

Jetzt kehrt auch Oginski aus Litauen zurück. Sein Kummer wird uns in drastischem Bilde vor Augen geführt.

So wie er schwer bedrückt des Weges zieht,
Gleicht er in seinem Gram dem Köter ganz,
Der vor Verfolgern aus der Küche flieht,
Laut heulend und mit eingezog'nem Schwanz.

Das Mißgeschick der Franzosen richtet ihn jedoch wieder auf, da er nun weiß, daß er mit seinem Leid nicht mehr allein dasteht; alsobald kehren auch Mut und Selbstvertrauen ihm zurück, und er schart um sich die Konföderierten, die nur seufzend ihm folgen. Die phantasievolle Schilderung Friedrichs, wie Oginski sich in neuer Heldentat bewährt, entbehrt nicht völlig des historischen Hintergrundes. Sein Gesandter in Warschau hatte ihm am 5. Februar 1772 von dem Führer der polnischen Krontruppen gemeldet, daß er auf der Straße nach Krakau keine Konföderierten gefunden habe, die er hätte vertreiben können, und so sei er „zur Vergeltung über die Bären und armen Rehe hergefallen, denen er in den Wäldern begegnete“. Mit dichterischer Freiheit verwandte der König diesen Bericht und machte aus Oginski einen neuen Don Quixote:

Vor Landskron zeigte sich ein dicht Gewimmel,
Der Staub erhob sich wirbelnd bis zum Himmel.
Ihm schien's, als säh' er einen Heereshauf' —
Er rief: „Der Sieg sei unser! Marsch, darauf!“
Die Feinde waren — ach, wer das wohl dachte?! —
Nur Hammel, die man just zum Markte brachte.
Doch unsre Polen, ohne viel Beschwerde,
Sie stürmen wacker auf die Hammelherde,
Um sie in alle Winde zu zersprengen.
Oginski aber ließ die Ohren hängen,

Digitized by Google

Dieweil ihn heimlich das Gefühl beſchlich,
Daß ſeine Tat nicht einem Wunder glich.

Wehklagend vernimmt der Heilige Vater das Unglück der Polen, und hätte er erfahren, daß Satan, unter der Geſtalt des heiligen Ignatius, die Konföderation angeſtiftet hatte, wäre es ſchon damals, ſo meint der Dichter, ahnungsvoll in die Zukunft blickend, um die Jeſuiten geſchehen geweſen.

Wir kommen zum Schluß. Nachdem die Hilfe der Türken, wie die der Franzoſen erfolglos geblieben war, ſchien Polen dem Untergange geweiht. In dieſem Augenblicke der höchſten Not tritt als Deus ex machina Katharina II. auf; ſie ruft, von Mitleid ergriffen, die Göttin des Friedens an, und um ihretwillen entſchließt dieſe ſich denn auch, vom Himmel herabzuſteigen. Zunächſt macht die Göttin dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege ein Ende; dann eilt ſie nach Polen, ſtraft die Schuldigen und verkündet den Woiwoden den Lohn ihrer Taten: von Satanas verblendet, hätten ſie, „ohne daran zu denken", den mächtigen Nachbarn „den Tiſch gedeckt"; ſo ſei es nicht mehr als recht und billig, daß dieſe ſich die Beute oder, wie der Dichter wörtlich ſie ſagen läßt, „den Kuchen" teilen.

Nach dieſer Rede ſchwieg ein jeder da.
Das Publikum, auf Neues ſtets verſeſſen,
Erpicht auf das, was weiter nun geſchah,
Hat dieſe großen Taten ſchnell vergeſſen.

Digitized by Google

17.

Ein neuer Bericht über den Bayerischen Erbfolgekrieg.

Nach den drei gewaltigen Kriegen um die Erwerbung und Behauptung Schlesiens griff Friedrich der Große 1778 noch einmal zum Schwerte, als der Wiener Hof, nach dem Tode des kinderlosen Kurfürsten Maximilian Joseph, sich anschickte, Bayern in Besitz zu nehmen.

Jedoch der Bayerische Erbfolgekrieg hatte das Schicksal, dem Spott der Zeitgenossen und der Nachwelt zu verfallen; „Zwetschkenrummel" wurde er von den Österreichern genannt, die Preußen tauften ihn „Kartoffelkrieg", während er bei den Offizieren der „bayerische Prozeß" hieß. Ein weiteres Beispiel der Zeitstimmung, die an diesem Krieg ihrem Spott und Witz freien Lauf ließ, bietet ein bisher noch unbekanntes Schreiben des Prinzen Friedrich August von Braunschweig, eines Neffen König Friedrichs. In humoristischer Form schildert er dem preußischen Kammerherrn Grafen Lehndorff aus dem Winterquartier den Verlauf des Feldzuges als einen Waffentanz in des Wortes eigentlichster Bedeutung, als ein Ballett mit mannigfaltigen Figuren. Wie launig immer der Ton ist, der das Schreiben durchzieht, so klingt es doch, im Grunde, wie Persiflage, auch auf den König, dessen Heldentum er erbleichen sieht.

Aber Friedrich selbst hat sich nicht geschont; mit Selbstironie spricht er von den „Heldentaten der Siebenzigjährigen" und nennt, Februar 1779, Krieg wie Friedensschluß „Miseren", das „Werk eines erschöpften, saft- und kraftlosen Greises". In diesen Worten des Königs scheint eine ausdrückliche und direkte Bestätigung des Urteils zu liegen, das sein Neffe Friedrich August fällt und das mit diesem weite Kreise teilten. So berichtet der französische Gesandte

Digitized by Google

in Berlin gerade vor Kriegesausbruch: „Seit den fünf Jahren, da ich hier bin, sehe ich den Fortschritt seines Alters und Verfalls von Jahr zu Jahr merkbarer werden; dieser ist riesig, zumal seitdem die Krankheitsanfälle zunehmen.“ Er glaubt sogar mit der Behauptung nicht zu übertreiben, „daß Se. Preußische Majestät gewiß nicht imstande sein würde, in eigener Person die Operationen eines Krieges zu leiten“.

Nach diesen Urteilen der Zeitgenossen und der Kritiker des Königs hat sich die allgemeine Anschauung herausgebildet, daß auch Friedrich dem Alter seinen Tribut gezollt, daß er mit zunehmenden Jahren „die alte Schwungkraft im Handeln“ eingebüßt habe. Aus Altersschwäche, nach den einen, aus Furcht, den alten Kriegsruhm zu gefährden, wie andere hämisch behaupten, habe er seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, die Aufgabe gestellt, den entscheidenden Schlag zu führen, und sich selbst nur eine bescheidene Rolle vorbehalten.

Erst neuerdings ist von dem Historiographen des Königs, Reinhold Koser, die Unrichtigkeit dieser Behauptung dargelegt und nachgewiesen worden, daß an dem Scheitern des Feldzugsplanes Prinz Heinrich die Hauptschuld trägt.

Der Grundgedanke des von Friedrich entworfenen Operationsplans ging dahin, die Entscheidung in Mähren zu suchen. Er selbst wollte das eine Heer dorthin führen, während das andere, gleich stark, unter dem Befehl des Prinzen Heinrich von Sachsen aus in Böhmen vordringen sollte. Nach der Entscheidungsschlacht, die er in Mähren schlagen wollte, war die Belagerung von Brünn und Prag und der weitere Vormarsch nach der Donau beabsichtigt. Da nun aber die Masse der österreichischen Streitkräfte sich nicht bei Olmütz, wie Friedrich vorausgesetzt hatte, sondern im nordöstlichen Böhmen sammelte, war er genötigt, von Schlesien nach Böhmen zu gehen, um das österreichische Hauptheer festzuhalten, und den Vormarsch des Prinzen Heinrich abzuwarten. Dort blieb Friedrich von Anfang Juli bis Mitte August, wo Krankheiten im Heer und Proviant- und Futtermangel ihn zur Rückkehr nach der schlesischen Grenze zwangen. Er sah sich während dieser Zeit zu gänzlicher Untätigkeit verurteilt; denn einmal machte die riesenstarke Verteidigungsstellung der Österreicher in Böhmen jeden Angriff unmöglich, sodann aber verharrte Prinz Heinrich, nach dem in den ersten Augusttagen ausgeführten

Digitized by Google

glänzenden Übergang über die Lausitzer Berge, regungslos dem Feinde gegenüber und war nicht weiter vorwärts zu bringen. Ein Versuch des Königs, nun seinerseits, allen bisherigen Plänen entgegen, die Offensive zu ergreifen und über Hohenelbe sich dem Prinzen zu nähern, scheiterte; es gelang ihm nicht, die Verbindung mit Heinrich herzustellen oder sonst etwas auszurichten, da die Österreicher ihm den Weg versperrten und „wie versteinert" hinter ihren unangreifbaren Verschanzungen blieben. So mußten denn die Preußen Böhmen wieder räumen, Heinrich Ende September, der König Mitte Oktober.

Doch sofort ging Friedrich daran, die mährische Unternehmung, die nur auf das folgende Jahr verschoben war, durch die Besetzung von Jägerndorf und Troppau vorzubereiten. Der Erbprinz von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, der Unterlegene von Auerstädt, erhielt dieses Kommando, nachdem er Anfang Juli den König nach Böhmen und darauf zurück nach Schlesien begleitet hatte.

Dann wurde ihm auch sein jüngerer Bruder, Prinz Friedrich August, zugeteilt, der bisher bei dem König gewesen war. Bezeichnend für dessen Stellung zu seinem königlichen Oheim ist das Schreiben, das dieser bald nach Anfang des Jahres 1778 an ihn richtete, und das beginnt: „Da Du mich versichert hast, daß der Krieg ausbrechen würde und daß es in Berlin beschlossene Sache sei, habe ich sofort an mein Testament gedacht." Er teilt dem Prinzen mit, daß er ihm 20000 Taler vermache, schickt sie ihm und schließt scherzend mit der Erklärung: „Also, mein Testament ist gemacht und ausgeführt; ich werde mich dafür mit desto leichterem Herzen schlagen, da ich nichts mehr habe, das mich beunruhigen kann."

Die beiden in dem Schreiben des Prinzen an Lehndorff noch erwähnten Generale, Tauentzien, der berühmte Verteidiger von Breslau im Siebenjährigen Kriege und spätere Kommandant der Stadt, sowie Ramin, der Gouverneur von Berlin, gehörten zu den Unterführern der Armee Friedrichs. Launig bezeichnete er wohl die beiden und Alt-Stutterheim, den Gouverneur von Königsberg, im Hinblick auf ihre Stellungen, als „König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg und Großherzog von Schlesien". Sie gehörten zu den ältesten Generalen der Armee, den Veteranen des Siebenjährigen Krieges.

So viel zur Erläuterung des Schreibens von Friedrich August, Troppau 18. Januar 1779, das in deutscher Übersetzung lautet:

Digitized by Google

„Herr Graf! Mit lebhaftestem Dank habe ich den liebenswürdigen und freundschaftlichen Brief erhalten, den Sie gütig an mich richteten. Ich glaubte, daß, zurückgezogen auf Ihren Gütern und im Genuß aller Land- und sonstigen Freuden, die Ihr an reizvollen und unterhaltenden Erfindungen fruchtbarer Geist Ihnen liefert, Sie nicht mehr an ein Wesen denken würden, das sich angewurzelt findet, wie ein Stock, um zum Schutz von Troppau beizutragen. Dauert der Krieg nicht mehr lange, so werden Sie mich wiedersehen mit Arm und Bein, mit meinen Haaren, die ich sorgsam konserviere, um nicht eine Perücke zu tragen, mit meinen Zähnen, von denen noch keiner wackelt, kurz unversehrt, und obgleich bisweilen graue Wolken vor meinen Augen vorüberziehen, dringt die rosenrote Farbe doch stets noch hindurch.

Sie wollen Einzelheiten wissen über das, was wir getan haben und was wir tun. Nun gut, so will ich Ihnen sagen, daß wir unter Plänkeleien in Böhmen eingerückt sind, um es unter Plänkeleien zu verlassen; daß wir dann glaubten, in Ruhe zu leben. Aber fehlgeschossen! Man schickte uns in den äußersten Winkel Schlesiens nach Troppau, um hier, Sie werden meinen, in Kantonierungs- oder Winterquartier zu bleiben, nein, sondern als niemals abgelöste Schildwache.

Doch jetzt sollen Sie ein anschauliches Bild von unseren Streifzügen bekommen. Zwar haben Sie und ich den Tanz schon längst aufgegeben, aber Sie werden sich noch des Namens der einzelnen Touren entsinnen, die man der größeren Abwechslung halber tanzt. Also mit wilden Sprüngen (saut de furie) drangen wir in Böhmen ein, um dort eine Polka (passe-pied) gichtisch und hinkend zu tanzen. Man machte den Sprung in die Höhe (grand saut), und dabei stieß man zuweilen sehr unangenehm mit der Stirn gegen die Tänzer der anderen Partei. Man war so versessen auf den Tanz, daß man Essen und Trinken vergaß. Das verursachte Krankheiten und verstimmte viele Tänzer, die sich entschlossen, sich auf Wegen und Stegen davonzumachen, ohne daß wir sie hätten festhalten können. Da wir sahen, daß es uns nicht gelang, der weißen Quadrille (d. h. den Österreichern, die weiße Waffenröcke trugen) ihre Beute abzujagen, so gingen wir langsam und nur Schritt für Schritt zurück. Wer nicht aufpaßte, fiel auf die Nase, und die feindliche Quadrille versetzte ihm noch

Digitized by Google

Schläge mit der Faust. Schritt für Schritt kamen wir nach der Grenze von Schlesien zurück. Dort glaubten wir Erholung zu finden. Keine Idee! Es gab jedoch was zu essen, und man konnte den Durst ein wenig löschen. Jeder hoffte jetzt, er könne mit Tanzen aufhören. Fehlgeschossen! Man brachte den Tänzer Ramin gut zur Ruhe. Aber ich wurde genötigt, mit dem Tänzer Tauentzien seitwärts zu chassieren — eine wilde Hetze, die dem Totensprung (saut périlleux) sich näherte —, um uns der Quadrille meines Bruders, der noch tanzt, anzuschließen.

Ach! sagten wir, hier werden wir schlafen, hier werden wir essen können! Fehlgeschossen! Der alte Tänzer Tauentzien ging mit dem Ballettmeister nach Breslau, und sie ließen uns hier noch tanzend zurück. Wir machen ein dauerndes Balancez. Mein Bruder, der hier der Vortänzer ist und sich stets in einer Stellung befindet, um den Totensprung zu machen, verläßt sie einen Augenblick, um Ihnen seine Reverenz zu erweisen.

Wir machen zuweilen einige Pas vorwärts, die gewöhnlich Butzköpfe setzen, und bei denen man selten ohne Faustschläge heimkehrt; denn die feindliche Quadrille ist so plump, daß sie keine Annäherung an ihren Tanzplatz erlauben will. Manchmal machen wir Pas zur Seite. Diese ziehen nur Nasenstüber und Fußtritte von beiden Seiten nach sich. Wenn wir glauben, der Tanz geht zu Ende, so weckt man uns bisweilen nachts, um uns von neuem, wohl oder übel aufzufordern, wie wir dergleichen auf einzelnen Bällen in Berlin erleben, wo es heißt, daß man bis 9 Uhr morgens tanzen müsse.

Jeder behauptet zurzeit, daß alle diese Bälle, Tänze und Sarabanden durch einen guten Frieden ihr Ende finden werden. Jeder schreit: Da nobis pacem in diebus nostris — schenk uns den Frieden noch zu unseren Lebzeiten! Denn die Tänzer sind ermüdet.

Man sagt, daß der Ballettmeister nicht mehr gut auf den Beinen sei, daß er keine Figuren und Tänze mehr kenne, daß das Gedächtnis ihm schwinde, daß er nicht mehr verstehe, sich zu bewegen. Kein Mensch würde wagen, den Ballettmeister über die Schwächen, die man an ihm bemerkt, aufzuklären, so wie Gil Blas seinem Suffragan sagte, daß seine Predigten schlechter würden. Aber nichtsdestoweniger fühlen es Figuranten und Statisten und sprechen es laut aus. Vox populi, vox Dei — des Volkes Stimme Gottes Stimme."

Digitized by Google

Noch einige Monate vergingen, bis im Mai 1779 der Friede von Teschen dem an Lorbeeren armen Kriege ein Ende setzte. Jedoch König Friedrich erreichte vollständig das Ziel, um dessentwillen er das Schwert gezogen hatte; denn die Österreicher wurden gezwungen, auf die Einverleibung der bayerischen Lande und damit auf den für Preußen so gefährlichen Zuwachs ihrer Macht damals Verzicht zu leisten. Ebenso vereitelte Friedrich den erneuten Versuch, den der Wiener Hof sechs Jahre später machte, mittelst Tausch in den Besitz Bayerns zu gelangen, durch die Gründung des Fürstenbundes; sie war die letzte große politische Tat seiner ruhmreichen Regierung.

Digitized by Google

18.

Prinz Heinrich in Frankreich.

Neben der ragenden Persönlichkeit Friedrichs des Großen ist es vielfach das Schicksal seiner Umgebung gewesen, nur so weit Beachtung zu finden, als sie mit dem König in unmittelbare Berührung kam. Selbst über das Geschick seiner nächsten Verwandten ist unsere Kenntnis in vielem unzureichend. Von seinen Geschwistern sind gleichwohl mehrere bedeutsam hervorgetreten, und erst heute schreitet man an ihre Biographien. Erinnert sei an die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, an die Königin Ulrike von Schweden. Noch fehlt auch eine Biographie des Prinzen Heinrich. Was wir bis heute an Darstellungen besitzen, sind Bruchstücke und Vorarbeiten. Das gilt auch von der Studie Krauels über die Reisen des Prinzen Heinrich nach Frankreich in den Jahren 1784 und 1788/89, die sich großenteils auf unbekanntem Materiale, auf Briefen an den König und an den jüngsten Bruder, Prinz Ferdinand, aufbaut.

Sie bringt uns wertvolle Mitteilungen für die Beziehungen Heinrichs zu Friedrich und zu seinem Neffen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. Das Verhältnis zwischen dem König und Prinz Heinrich war gespannt, zuzeiten fast feindlich gewesen. In den historischen Gegensatz zwischen Herrscher und Thronfolger, zwischen Friedrich und dem zweitältesten, dem 1758 gestorbenen Prinzen August Wilhelm, war auch er verwickelt, und zwar stand er auf seiten des letzteren. König Friedrich war nicht gewillt, ihnen Einfluß auf seine Entschließungen zu gewähren und sie in seine Pläne einzuweihen, wie es nur den Vertrautesten gegenüber geschah. Die politischen Anschauungen und Überzeugungen Heinrichs waren ferner nicht die seinigen, und vollends, seit August Wilhelm nach seinem unrühmlichen

Digitized by Google

Rückzug aus Böhmen nach der Schlacht bei Kolin das Kommando niedergelegt hatte, war tiefe persönliche Mißstimmung dazugekommen. Freilich hatten sich der König und Heinrich dann wieder genähert, um so mehr, als nach dem Verlust der alten vertrauten Heerführer, die schon in den ersten Feldzügen dahinsanken, dieser fast einzig überblieb. Inmitten des jungen Nachwuchses, der dem König viel bittere Enttäuschung bereitete, in seiner Vereinsamung nach dem Hubertusburger Frieden zog er Heinrich bald in eine größere Vertrauensstellung; ein regerer Briefwechsel entspann sich im Laufe der nächsten Jahre. Friedrich begann, ihn regelmäßig von dem Gang der Ereignisse zu unterrichten, ihm diese zu kommentieren.

Wohl sprach der König davon, daß der Prinz bei der Thronbesteigung des Neffen gleichsam als Vormund an der Regierung teilnehmen solle. Wohl weilte Heinrich als Träger einer politischen Mission in den 70er Jahren zweimal in Petersburg, und sicher ist ihm ein wesentliches Verdienst an den Erwerbungen in Polen bei der Teilung beizumessen, allein die Befriedigung seines höchsten Wunsches blieb ihm versagt. Noch Ende der 60er Jahre hatte er berechtigte Aussicht gehabt, vielleicht einmal selbst den Thron zu besteigen, doch mit der Geburt des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1770 schwand sie wieder. So ist begreiflich, daß der Prinz sich am liebsten in seine Rheinsberger Einsamkeit zurückzog, die er nur zur Karnevalszeit, zu Hoffestlichkeiten oder zur Teilnahme an den Revuen und Manövern verließ — es sei denn, daß Reisen ihn fortführten, wie jene nach Rußland oder 1768 die nach Holland zum Besuch der jungvermählten Prinzessin Wilhelmine von Oranien.

Als ihm der König die Erlaubnis für diese erteilte, sprach er gleichzeitig den Wunsch aus, daß Heinrich wegen der gespannten politischen Verhältnisse vermeiden solle, französisches Gebiet zu betreten. Die Befolgung dieses Gebots mag dem Prinzen herzlich schwer gefallen sein, ist ja doch seine unbegrenzte Vorliebe für Frankreich, französische Bildung und Art zur Genüge bekannt. Erst sechzehn Jahre später, 1784, erhielt er den langersehnten Urlaub zu einem Besuch Südfrankreichs und der Schweiz. Von einem Aufenthalt in Paris war noch nicht sofort die Rede; erst in Lausanne fand er die „unerwartete“ Mitteilung König Friedrichs vor, daß der französische Hof ihn einladen würde, seine Reise bis Paris auszudehnen.

Digitized by Google

Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen.

(Stich von C. E. Gaucher 1785, nach einer Zeichnung von C. N. Cochin nach der von J. A. Houdon 1784 in Paris gefertigten Büste des Prinzen.)

Digitized by Google

Für sein Verhältnis zum König ist charakteristisch, daß er, wie wir Krauels Darstellung zu ergänzen in der Lage sind, insgeheim durch Vermittlung des französischen Gesandten in Berlin diese „Einladung" von seiten des Versailler Hofes sich ausgewirkt hatte. Auf eigene Hand auch versuchte er in Paris eine politische Rolle zu spielen und ein Bündnis zwischen beiden Staaten vorzubereiten, um Preußen einen festen Rückhalt dem Petersburger und Wiener Hofe gegenüber zu geben. Nachdem der König bereits Oktober 1783 den Franzosen eine Defensivallianz angeboten und eine runde Ablehnung erfahren hatte, war das Beginnen des Prinzen von Anfang an hoffnungslos. Von seiner abweisenden Haltung brachte er den König auch dann nicht zurück, als er kurz vor der Heimkehr ihm meldete, ein französischer Minister habe heimlich ihn aufgesucht und im Namen Ludwigs XVI., anläßlich der Streitigkeiten, die der Kaiser mit Holland über die freie Schiffahrt auf der Schelde damals hatte und die Frankreich mißbilligte, eine künftige Vereinbarung mit Preußen in Aussicht gestellt.

Obwohl sich Friedrich von der Reise Heinrichs auch im besten Fall nicht mehr als eine Stärkung der französischen Sympathien für Preußen versprach, so verursachte der Pariser Aufenthalt des Prinzen dennoch in den politischen Kreisen großes Aufsehen. Mochte der Hof, vor allem die Königin Marie Antoinette, von dem österreichischen Gesandten Mercy, „dem Vizekönig Frankreichs", wie Friedrich ihn nannte, beraten, sich auch noch so kühl zeigen, mochte auch Ludwig XVI. selber, nicht unabsichtlich, auf Jagd abwesend sein und Vergennes, der Premierminister, fast geflissentlich dem preußischen Prinzen ausweichen und lediglich „un petit dîner" ihm zu Ehren veranstalten — nicht nur die Österreicher, Joseph II. und Mercy an der Spitze, sondern sogar der eigene preußische Gesandte, Goltz, der ohne Aufklärung über die von dem Prinzen mit seinem Besuch verbundenen Absichten geblieben war, fühlten sich beunruhigt. So atmeten denn die Politiker auf, als er abreiste. „Dies ist mir um so lieber", schrieb Marie Antoinette ihrem Bruder, „als er sich seit einiger Zeit damit beschäftigte, zu intrigieren und die Gemüter zu erhitzen." Ja der Eindruck, den der Prinz gemacht hatte, war so groß, daß der Agent eines deutschen Staates nach Hause berichtete: „Prinz Heinrich hat hier sehr großen Erfolg gehabt, idoneus pacis ac belli rebus gerendis (geschickt für Kriegs- und Friedenstaten), er wird überall Erfolg haben."

Digitized by Google

Noch höheres Interesse als dieses politische Intermezzo des Prinzen beanspruchen die persönlichen Eindrücke, die er auf seiner Reise gesammelt, und die persönlichen Erlebnisse, die er gehabt hat.

„Dem Himmel dankend, daß er wenigstens drei Monate dem Schreckensabgrund, an dessen Rande er in Preußen zu leben glaubte, entrinnen und aus den Fluten des Stroms der Vergessenheit trinken werde", verließ Prinz Heinrich, unter dem Namen eines Grafen Oels, Ende Juni 1784 Rheinsberg. In Eisenach traf er an der Tafel des Herzogs Karl August mit Goethe zusammen, der sich hernach über ihn äußerte: „Der Prinz Heinrich war sehr gnädig hier." Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dem in Wilhelm Meisters Lehrjahren auftretenden Prinzen, der „mit dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligsten Hofmann vereinigt" und den französischen großen Dichtern seine Vorliebe zuwendet, einige Züge Heinrichs verliehen sind. Nach kurzem Aufenthalt in Karlsruhe, der zu politischen Unterredungen ausgenutzt wurde, langte er am 11. Juli in Basel an. „Mein Wirtshaus liegt am Rhein, und von seinen Fenstern sehe ich den majestätischen Strom zu meinen Füßen vorüberfluten", schrieb er an diesem Tage dem Prinzen Ferdinand. Es ging weiter nach Bern und Lausanne, wo er den Brief König Friedrichs mit der angekündigten Einladung nach Paris erhielt, und erst in Genf wurde längere Rast gemacht. Von Begeisterung hallen die Briefe wider, die er von hier aus an Ferdinand richtet. „Die Schweiz ist ein herrliches Land, aber Genf vereinigt in sich alles, was ein aufgeklärter Mensch wünschen kann; ... hier muß man sich Geist aneignen, wenn man ihn nicht schon hat." Doch es war, als sollten auch die gepriesenen Vorzüge von Genf durch Frankreich selbst noch überboten werden. Mit Ehrenbezeugungen allerart, die ihm die Regierung und alle Klassen der Bevölkerung erwiesen, ward er in Lyon empfangen, und der Eindruck klingt aus den überschwenglichen Worten wieder, die er an Ferdinand sandte: „Alles ist hier angenehm und schön. ... Du kannst Dir keinen Begriff von der französischen Nation machen. Du weißt, wie ich sie immer geliebt habe, aber jetzt wäre ich imstande, mich für sie töten zu lassen." Am 11. August verließ er hochbefriedigt Lyon und eilte durch das „Land der Götter", wie er die von ihm durchquerte Gegend nannte, nach dem Ziele seiner Sehnsucht, um endlich am 17. August in Paris einzutreffen.

Digitized by Google

Der Empfang bei Ludwig XVI. fand unter den höchsten militärischen Ehrenbezeugungen statt, aber im übrigen verhielt sich der Hof reserviert, wenn auch allmählich Heinrich mit den königlichen Prinzen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen wußte und der Herzogin von Chartres, die unter den Prinzessinnen des königlichen Hauses die beliebteste war, und die er nach seinen eigenen Worten als „wahren Engel anbetete", sowie der strahlend schönen Prinzessin Lamballe öfters begegnete. Von aller Politik sich anfangs fernhaltend, stürzte sich der Prinz mit größtem Feuereifer sofort in den geselligen Verkehr, machte mit den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Berühmtheiten des damaligen Frankreichs Bekanntschaft und besuchte die Salons, welche den Ton der großen Welt angaben, so daß er bald eine bekannte Erscheinung war. „Der ewige Jude", meinte er hernach, „ist weniger auf den Beinen gewesen als ich", und er verglich das unruhige Leben, das er führte, mit den „wechselnden Bildern der Laterna magica". Der Morgen gehörte den Besichtigungen von Sehenswürdigkeiten allerart. Dem Diner, das er meist auswärts einnahm, folgte der Besuch des Theaters. Den Abend beschloß ein Souper mit lebendiger Konversation oder auch eine musikalische Unterhaltung, bei der er sich mehrfach selbst als Geigenspieler beteiligte.

Ein besonders lebhafter Verkehr entspann sich mit dem Herzog von Nivernais, den der Prinz schon von 1756 her kannte, wo jener in politischer Mission in Berlin geweilt hatte. Nicht nur ihre Übereinstimmung in den politischen Anschauungen, die sich in starker Antipathie gegen Österreich äußerte, sondern vor allem gleiche künstlerische und literarische Neigungen führten sie zueinander. Schon mit 27 Jahren war der Herzog in die Académie Française aufgenommen worden, und unter den Erzeugnissen seiner Muse hob Prinz Heinrich besonders die Fabeln hervor, in denen Lafontainesche Naivität sich mit Anmut verbinde und eine Moral sich ausspreche, die den Verfasser als Menschenkenner und Mitglied der großen Welt zeige.

Neben der Bekanntschaft mit dem Philosophen Condorcet war besonders diejenige interessant, die er mit dem damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Beaumarchais schloß. Auch Heinrich sah sich seine „Hochzeit des Figaro", die vor kurzem zum ersten Male aufgeführt worden war und, wie er berichtet, fünfzig Wiederholungen

Digitized by Google

erlebte, mit großem Vergnügen zweimal an, ohne die revolutionäre Tendenz des Stückes zu erkennen.

Aus dem Künstlerkeis, in den er trat, sind vornehmlich zwei Persönlichkeiten zu nennen. Madame Vigée Lebrun malte ihn zu verschiedenen Malen, doch keines der Bilder ist mehr erhalten. Sie entwirft uns auch eine Schilderung seiner äußeren Erscheinung, die sie beim ersten Anblick als abstoßend häßlich bezeichnet; die Gestalt sei klein und, trotz gerader Haltung, nicht vornehm und imponierend. Aber, fügt sie hinzu, bald habe man diese Mängel über dem sanften Glanz der großen blauen Augen und dem Wohllaut der Stimme vergessen. Auch wußte sie seine Herzensgüte zu loben. Wie die Lebrun sein Bild, so fertigte Houdon, der größte Bildhauer der Zeit, dessen Voltairestatue noch heute einen Hauptschmuck des Théâtre Français bildet, die Büste Heinrichs an, für die ein Schöngeist sofort ein Epigramm improvisierte, das in der Übersetzung etwa lautet:

In dieses Bildes hohem Zeichen
Der Heros den Rivalen schaut,
Ein jeder Weise seinesgleichen
Und jeder Mensch den Bruder traut.

Hatte König Friedrich dem Prinzen im Hinblick auf die politische Bedeutung des Staates geschrieben: er werde „nur die Spuren einer vergangenen Größe erblicken, deren Frankreich sich einst unter der Regierung Ludwigs XIV. erfreute", so ruft er ihm ein andermal zu: „Welch Vergnügen, an so berühmten Stätten zu weilen! Man wird dadurch ein Zeitgenosse der Alten und fühlt sich gewissermaßen in ihrer Gesellschaft. Der Anblick der Örtlichkeit macht mehr Eindruck als alle Schilderungen, die man liest." Es würde zu weit führen, den Prinzen auf seinen Wanderungen zu begleiten, in die Umgebung von Paris, zu den Königsgräbern in St. Denis, oder zu erzählen, wie die Redner der Académie Française ihn feierten. Der Augenblick kam, da er daran denken mußte, zu „den lieblichen Bewohnern der Spree" und zu dem „Sand der Mark Brandenburg" heimzukehren. Auf Befehl Ludwigs gab ihm ein hoher Beamter des Hofes das Ehrengeleit bis zur Grenze. Eine poetische Huldigung aus der Feder Beaumarchais', die ihm in Straßburg dargebracht wurde, war „der letzte harmonische Abschiedsgruß aus dem schönen Frankreich".

Digitized by Google

Die Zeitspanne, die bis zu der zweiten Reise verstrich, brachte dem Prinzen herbe Enttäuschungen. Zweifellos war nach dem Besuche von Paris seine Vorliebe für Frankreich noch gestiegen, wie denn Herzog Karl August von ihm berichtet: „Prinz Heinrich ist so frankosiert, daß es wirklich ein Spektakel ist; er muß auch hier und da bittere Komplimente darüber einstecken.“ Nur desto tiefer fühlte er sich jetzt über den Gang der heimischen Politik verstimmt, als seine Bemühungen um das Bündnis mit Frankreich völlig gescheitert waren. Mit dem Gedanken des Fürstenbundes vermochte er sich nicht zu befreunden. Ein persönlicher Einfluß blieb ihm zu Friedrichs Lebzeiten versagt, und wenn er auch nach seinen Briefen an den Prinzen Ferdinand keine besonderen Erwartungen an den Regierungswechsel knüpfte, scheint er immerhin daran gedacht zu haben, die Stellung einer Art Vormundes oder wenigstens eines Beraters, von der Friedrich einmal zu ihm gesprochen hatte, bei dem Neffen einst einzunehmen. Aber als dieser nun am 17. August 1786 den Thron bestieg, fanden seine Vorschläge, die er mündlich und schriftlich für die Herstellung eines guten Einvernehmens mit Frankreich ihm machte, kein Gehör. Als Friedrich Wilhelm II. dann auch sein Gesuch, ein militärisches Oberkommando ihm zu übergeben, ablehnend beschied und trotz erneuter Vorstellung dabei beharrte, war der Bruch vollzogen.

Das Prognostikon, das der französische Agent Mirabeau 1786 dem Prinzen gestellt hatte: er wird das Land verlassen oder den Verstand verlieren oder sterben — schien sich im ersten Teil bald zu erfüllen. Heinrich dachte ernsthaft an dauernde Übersiedlung nach Frankreich, dann sprach er im Herbst 1787 von neuen Reisen. Im Juni des Folgejahres bat er um die Erlaubnis für einen zweiten Besuch Frankreichs, und als der König eine Mitteilung über die Dauer desselben forderte, antwortete der Prinz, die Rückkehr werde spätestens im April 1789 erfolgen, sie hänge von seinen Geldmitteln ab; gereizt fügte er hinzu: es scheine ihm übrigens gegenwärtig sehr gleichgültig zu sein, ob er sich „in Rheinsberg, Paris, Madrid, London oder in Peking“ befinde. „Mit schwerem Herzen“, in trüber Vorausahnung der „Ungereimtheiten“, die von der Regierung noch zu erwarten ständen, verließ er im Oktober 1788 von neuem die Heimat.

Das Frankreich, das er jetzt wiedersah, war nicht mehr dasselbe, das er vor vier Jahren verlassen hatte. Man stand am Anfang der

Digitized by Google

Revolution. Wohl schwelgten noch die aristokratischen Kreise in unerhörtem Luxus, trotz Armut und Hungersnot im Lande. Prinz Heinrich berichtet auch jetzt noch, daß eine Festlichkeit der anderen folgte, daß der Karneval in gewohnter Weise mit Maskenbällen im Opernhause gefeiert wurde; er staunte über die Fülle der Diamanten, mit der die reiche Welt sich schmückte. Es war der letzte Schimmer der Glanzzeit, den die französische Gesellschaft noch unmittelbar vor der Revolution erlebte. Aber am politischen Horizont stand schon das Unwetter in dicken Wolken zusammengeballt und zog drohend herauf. Die leichtfertige Finanzwirtschaft hatte den Staat dicht an den Ruin gebracht. In dieser äußersten Not war Necker abermals an die Spitze der Verwaltung gestellt, und er hatte zur Beratung über die Finanzreform von neuem eine Notabelnversammlung berufen, deren Eröffnung am 6. November 1788 stattfand. Prinz Heinrich eilte zu ihr zurechtzukommen. Er schildert sie als ein „rührendes Schauspiel“: Ludwig XVI. habe durch Neckers Mund „wie ein Vater zu seinen Kindern“ gesprochen. Auch der Zusammentritt der Reichsstände, den das Volk ungestüm forderte, war angekündigt. Bereits bei seinem ersten Besuche in Paris hatte Prinz Heinrich, als er König Friedrich zum Anschluß an Frankreich zu bestimmen sich bemühte, auf die öffentliche Meinung daselbst hingewiesen, die für die Allianz mit Preußen sich äußerte. Auch Necker hatte bereits 1784 von ihrer „Autorität“ gesprochen als einer „unsichtbaren Macht, die bis hinein in den Palast des Königs herrsche“, und ebenso hatte sein Nachfolger Calonne erklärt, daß die Regierung dem „Cri national“ ihr Ohr nicht verschließen könne. Jetzt maßte das französische Publikum sich das Recht an, wie Mercy 1787 nach Wien berichtete, „Staatsangelegenheiten zu beurteilen und zu entscheiden“. Jedoch noch ahnte der Prinz den aufziehenden Sturm nicht, der in der Folge den französischen Thron umstürzte, und schwelgte in optimistischen Hoffnungen: „Es ist ein großes Schauspiel“, so schrieb er dem Bruder, „wenn eine Nation sich versammelt, um mit dem König die beste Form der Regierung zu erörtern.“ Für ihn war „der beschränkte Geist der kleinen Völker noch weit entfernt, die philosophischen Ansichten zu erfassen, die in Frankreich Verbreitung gefunden haben“. In einem seiner letzten Briefe aus Paris gibt er noch der Hoffnung auf gute Erfolge Ausdruck: „Es ist eine furchtbare Krisis, aber ich glaube, daß sie vorübergehen und daß man in der

Digitized by Google

ersten Versammlung die Grundlagen für eine glückliche Regierung legen wird." Bevor die Reichsstände am 5. Mai 1789 zusammentraten, hatte Heinrich bereits wieder Frankreich verlassen.

Auch dieses Mal war er froh nach Paris geeilt: „Man fühlt sich hier wie neugeboren, man atmet eine andere Luft, der Geist wird heiterer." Und er gebrauchte den Vergleich mit einem Seefisch, der in Berlin in Süßwasser leben mußte und nun seinem natürlichen Element zurückgegeben wurde. Von politischen Verhandlungen war jetzt nicht die Rede. Wieviel Auszeichnungen und Ehrungen jeder Art er öffentlich und bei allen Gelegenheiten erfahren hat, wollen wir nicht verfolgen; es sei genug, zu bemerken, daß der Empfang noch herzlicher und glänzender als bei dem ersten Besuche ihm erschien. Desto trüber war der Gedanke an die Rückkehr, und bitter rang sich das Wort aus seiner Seele: „Ich möchte lieber in Sibirien als in Berlin leben." Doch fügte er hinzu: „Ich fürchte mich nicht vor Rheinsberg."

Dort führte er heimgekehrt sein eingezogenes Dasein wieder. Von dort erhob er, belehrt durch persönliche Erfahrung, als Frühjahr 1792 der König und Österreich sich zum Kriege mit Frankreich anschickten, um das französische Königtum gegen den Willen der Nation in alter Form herzustellen, seine warnende Stimme: „Der Krieg kann nicht die öffentliche Meinung überwältigen." Auf seine Einwirkung ist es zum Teil zurückzuführen, daß Preußen sich drei Jahre später zum Sonderfrieden von Basel entschloß. Den bitteren Schmerz jedoch, den friderizianischen Staat, an dessen Errichtung auch er seinen bedeutsamen Anteil hatte, zertrümmert zu sehen und den Sieg der französischen Waffen über Preußen zu erleben, hat ihm ein gütiges Geschick erspart.

Digitized by Google

19.

Das französische Theater in Berlin unter Friedrich dem Großen.

Nach einem kurzen Vorfrühling unter König Friedrich I. erlebte das französische Theater in Berlin seine freilich schnell vorübergehende Blüte unter dessen Enkel, dem großen Friedrich. Bei seiner Thronbesteigung hatte Friedrich Wilhelm I. mit seinem sparsamen, haushälterischen Sinn den von dem Vater überkommenen glänzenden Hofstaat, hatte er Künstler und Komödianten nach dem drastischen Ausdruck eines der von diesem Schicksal Betroffenen sämtlich „zum Teufel gejagt". Von der gleichen Tendenz war die Erziehung des Kronprinzen getragen, dessen Lehrern er, allerdings vergeblich, einschärfte, ihn „von denen Opern, Komedien und anderen weltlichen Eitelkeiten abzuhalten und ihm soviel möglich einen Dégoût davor zu machen". Das strenge spartanische Aussehen der Potsdamer Residenz trat in lebendigen Gegensatz zu dem Rheinsberger Hof, den Jung-Friedrich, allen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen aufrichtig zugetan, zu einem frohen Musensitz weihte. Die aufgehende Sonne verhieß ein neues Augusteisches Zeitalter.

Schon die ersten Wochen der neuen Regierung belehrten die Welt eines anderen. Wie schmetternder Fanfarenklang ertönte die feste Sprache des jungen Königs in seinem Zwist mit dem Bischof von Lüttich, der sich anmaßte, ihm die Hoheitsrechte in der vor Jahren bereits an Preußen gefallenen Herrschaft Herstal streitig zu machen. Bald darauf zog Friedrich gegen Österreich ins Feld. Ein Lustrum, von zweijähriger Friedenszeit unterbrochen, währte der Kampf; die Eroberung Schlesiens war der glänzende Gewinn, mit dem der siegesgekrönte Held heimkehrte. Die glücklichste Zeit seines Lebens, ein Jahrzehnt, reich an ernster Arbeit, reich aber auch an köstlichem Genuß,

Digitized by Google

brach nunmehr an: in vollendeterer und bedeutenderer Form bildet der Hof von Sanssouci, der neue Königssitz, den Friedrich sich jetzt erbaute, die Fortsetzung der glücklichen Rheinsberger Tage.

In dem Rahmen der festlichen Veranstaltungen am Hofe nahmen einen besonderen Platz Oper und Schauspiel ein. Behauptete Italien auf dem Gebiete der Musik und des Gesanges den unbestrittenen Vorrang, so galt Frankreich als das klassische Land des Schauspiels. So hielt denn nicht nur die französische Literatur, sondern auch die französische Schauspielkunst mit ihren Vertretern triumphierenden Einzug in Preußen. Es ist das Verdienst von Jean-Jacques Olivier, zum ersten Male die Geschichte des französischen Schauspiels am preußischen Königshofe ausführlich behandelt zu haben. Sein Werk (Les Comédiens français dans les cours d'Allemagne au XVIII ième siècle: Série II: La cour royale de Prusse) legen wir der folgenden Schilderung des französischen Theaters unter Friedrich dem Großen zugrunde, indem wir uns vorbehalten, seine Darstellung nach mehreren Seiten zu ergänzen.

Kaum hatte Friedrich die Zügel der Regierung ergriffen, so ging schon das Gerücht, er wolle ein französisches Schauspiel in Berlin einrichten. Und tatsächlich plante er, gleich seinem Großvater, der in den Jahren 1706—1711 ein regelmäßiges französisches Theater unterhalten, die Bildung einer ständigen Truppe. Voltaire, der ihn ermahnt hatte, „die französische Tragödie und Komödie unter die Zahl der schönen Künste aufzunehmen, die an den Ufern der Spree blühten", wurde sein Mittelsmann. Der König bat ihn, zu Anfang Oktober, den auch als Dichter bekannten Schauspieler La Noue mit der Bildung einer Truppe für den 1. Juni 1741 zu betrauen: „Die Truppe muß gut und vollständig für Trauerspiel und Lustspiel sein, die ersten Rollen in doppelter Besetzung." Umgehend teilte ihm Voltaire die Erfüllung seines Wunsches in einigen Versen mit, in denen er voll zynischen Spottes das Komödiantenvolk schildert, „diese bettelarme, stolze und feile Rasse", die dreimal in der Woche das Weltall beherrscht, um ihr Brot zu erwerben. Doch kaum, daß diese Antwort eingetroffen, so mußte Friedrich eine Absage senden; denn soeben hatte er die folgenschwere Nachricht von dem Tode Kaiser Karls VI. erhalten. Das alte politische System Europas werde sich völlig verändern, so schreibt er, den Blick auf die Zukunft gerichtet. „Im Monat Juni,

Digitized by Google

glaube ich, wird es sich viel mehr um Kanonenpulver, um Soldaten und Laufgräben handeln, als um Schauspielerinnen und Ballette und Theater; so sehe ich mich gezwungen, den Handel rückgängig zu machen."

Der Erste Schlesische Krieg nahte seinem Ende. Auf die Nachricht, daß sich Friedrich „ein Dutzend Kapriolenmacher und Kapriolenmacherinnen" aus Frankreich habe kommen lassen, bot ihm Voltaire im Mai 1742 einige Tragöden „nicht ohne Talent" an: „Der Held wird stets das Theater lieben, das Helden darstellt." Der König lehnte ab, die Ereignisse im Felde beschäftigten ihn noch zu sehr. Gleichwohl haben wir Nachrichten, daß einzelne Schauspieler sich seit dem Sommer in Berlin befanden und in dem von Knobelsdorff erbauten Komödiensaal im Schlosse vor dem König und dem Hofe auftraten. Hauptsächlich aber waren es Tänzer von der Oper, die gleichzeitig als Schauspieler agierten. So konnte denn Voltaire mit Recht schreiben: diese Komödiantentruppe gliche wahrscheinlich nicht seinen „kriegerischen Truppen"; „sie ist nicht, glaube ich, die erste Europas." Ein Urteil, das Friedrich völlig bestätigte: „Sie spielen leidlich einige italienische Sachen und Molière; aber ich habe ihnen verboten, sich an Trauerspiele zu wagen, da ich sie dessen nicht würdig finde." Mit der Aufgabe, das künstlerische Niveau der Truppe zu heben, betraute der König nunmehr seinen Freund, den Marquis d'Argens, den er zum Direktor des Schauspiels ernannte, da der bestallte Intendant, Baron de Sweerts, durch die Leitung der Oper vollauf in Anspruch genommen war.

Die d'Argens gestellte Aufgabe war nicht allein durch den Umstand erschwert, daß er das Schauspiel so gut wie neu begründen mußte, sondern auch durch die untergeordnete Stellung, die es neben der Oper einnahm. Dieser widmete Friedrich sein höchstes Interesse. Mit fast leidenschaftlichem Eifer nahm er sofort nach dem Regierungsantritt die Errichtung eines eigenen Hauses in Angriff und verfolgte selbst im Felde mit Spannung den Fortgang. Das Charlottenburger Schloß, das er ausbauen ließ, das Opernhaus und seine Gärten bezeichnete er im Mai 1742 als „die Puppen", mit denen er spiele; „ich bin in diesen Stücken wie ein Kind", schrieb er freimütig. Gleichzeitig trug er Sorge, erste Kräfte für die Oper wie für das Ballett zu gewinnen. Für dieses engagierte er auch französische Künstler,

Digitized by Google

wie die Ballettmeister Le Poitiers, Lani, Denis und Desplaces, und Tänzerinnen, wie die La Rolande, Marianne Cochois, Madeleine Lani, die durch die Barberina ersetzt wurde. Mit dauernder persönlicher Teilnahme begleitete der König die Oper. Es ist bekannt, daß er eigenhändig den Artikel für die „Berlinische Privilegierte Zeitung" aufsetzte, in welchem die Entlassung des tyrannischen Ballettmeisters Le Poitiers, „dieses brutalsten und brüskesten Narren, den Terpsichore jemals unter ihrer Herrschaft gehabt hat", dem Publikum mitgeteilt wurde. Friedrich bestimmte die Engagements, entwarf den Text für mehrere Opern und komponierte eine Reihe von Nummern für diese.

Allerdings hat der König auch einige Lustspiele verfaßt, die von seiner Truppe aufgeführt wurden. Aber gleichwie sie nur für den Freundeskreis bestimmt waren, lag ihnen auch jede moralisierende Tendenz fern, obwohl Lächerlichkeiten und Auswüchse der Gesellschaft in ihnen gegeißelt werden; denn Friedrich sagt, im Gegensatz zum Drama, vom Lustspiel ausdrücklich: „Der Zuschauer will keine Predigt hören, er will lachen und ein Witzwort, eine Satire aufhaschen." So gibt er in dem „Modeaffen" (Le singe à la mode), den er zur Hochzeit seines Freundes Keyserlingk 1742 schrieb, einen „Extrakt aller Narrheiten": er persifliert einen Pariser Gecken mit seinen schöngeistigen Allüren, dessen Tun und Lassen ganz von der alleinseligmachenden Mode diktiert wird, der eine, obgleich ihm selber unsympathische Theaterprinzessin zu seiner Mätresse erhebt, der heiratet, nur weil es die Mode so gebietet, und indem er der künftigen Gattin die Bedingung stellt, daß auch sie stets und überall der Mode folge, Gefahr läuft, sich in eigener Schlinge zu fangen, da — mit dieser lustigen Pointe schließt das Stück — „die Pariser Moden für die Ehemänner nicht günstig sind". Größere Bedeutung kommt zweifellos der sechs Jahre später niedergeschriebenen Satire „Die Weltschule" (L'école du monde) zu. Sie war nach Friedrichs eigenem Worte eine „preußische Komödie, in der heimische Sitten geschildert werden". Die Hauptrolle spielt ein verbummelter Student; er bildet, worauf mit Recht hingewiesen worden ist, „das Hallische Gegenstück zu dem wüsten Jenenser Studenten, dessen Typus F. W. Zachariä ungefähr gleichzeitig in dem Helden seines komischen Epos ‚Der Renommist' verewigt hat".

Digitized by Google

Abgesehen von seinen literarischen und künstlerischen Interessen findet die weitgehende Teilnahme des Königs an Oper und Schauspiel auch darin ihre Erklärung, daß beides Werke seiner Schöpfung waren, daß beide Truppen ganz in seinen Diensten standen; denn, zum Unterschied von der Gegenwart, wurden die Kosten für diese Unternehmungen allein von der Krone getragen. Soweit die Vorstellungen öffentlich waren, blieb der Zutritt unentgeltlich. Allerdings spielte die Oper, außer bei besonderen Anlässen, nur während des Karnevals, der von Mitte Dezember bis zum Februar des Folgejahrs dauerte. Später kam zu ihr noch eine italienische Buffooper, die regelmäßig im Juli, wo der König seinen Brunnen zu trinken pflegte, mit dem französischen Theater nach Potsdam entboten wurde.

Bei alledem war Friedrich nicht gesonnen, mehr als Zerstreuung und Erholung von der Last der Arbeit in der Beschäftigung mit dem Theater zu suchen. Den Genuß, den es bietet, nannte er zwar „eitel", doch rechnete er es zu den unschuldigen Vergnügungen, die erst sträflich werden, „wenn man sie zur Hauptsache macht". Und so war er entschlossen, wie er einmal sagt, eher Dido und Sulla hinauszuwerfen, bevor er nach sächsischem Beispiel einen Feldwebel abdanken würde.

Immerhin waren die Ausgaben für das Theater beträchtlich. Die Summe von 6000 Talern, die Friedrich I. einst für seine französische Truppe angewiesen hatte, betrug allein das Jahrgehalt der Sängerin Johanna Astrua, während das der Barberina sogar noch um tausend Taler höher war. Klein sind demgegenüber die Zahlen, die in den noch vorliegenden Etatsrechnungen von 1750/51 und 1755/56*) für die französische Komödie uns begegnen. Nicht mehr als 800 Taler erhalten nach der Etatsrechnung von 1750/51 die bestgestellten Solokräfte, 1755 steigt das höchste Gehalt auf 1000, und die Gesamtsumme beläuft sich, ohne Figuranten und technisches Personal, auf rund 4500 bzw. 7500 Taler. Die letztgenannte Zahl übersteigt bereits den von Friedrich I. ausgeworfenen Betrag. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß Mitglieder des Balletts im Schauspiel, wie umgekehrt Mitglieder des Schauspiels im Ballett mitwirkten.

*) Das Etatsjahr begann unter König Friedrich mit dem Juni.

Digitized by Google

Bei den beschränkten Mitteln, die ihm derart zu Gebote standen, mußte d'Argens tüchtig markten und feilschen. Seine Sorge und Not spricht sich in mehreren, von Olivier mitgeteilten Briefen aus dem Jahre 1743 beweglich aus.

Aber noch eine weitere Tatsache, die damals am Hofe und in der Gesellschaft mit größtem Eifer gepflegte Sitte dilettantischer Aufführungen, war es, die das Interesse des Königs und der vornehmlich in Betracht kommenden oberen Kreise am französischen Theater abschwächte und daher auch seine Entfaltung zu höchster Blüte beeinträchtigte. Als Kronprinz hatte Friedrich in Rheinsberg sich selbst als Schauspieler in Stücken von Racine und Voltaire versucht, und zwar mit bedeutendem Erfolge; denn wie ein Augenzeuge berichtet, besaß er „die seltene Gabe, in Feuer zu geraten: das gibt allem, was er sagt, Leben und Bewegung, und das teilt sich den übrigen mit." Betrat er nach seiner Thronbesteigung auch nicht mehr die Bretter, so hat er sich doch seine Vorliebe für die dramatische Literatur bewahrt; ganze Szenen und Monologe, vor allem seines Lieblingsdichters Racine, wußte er auswendig, auf Reisen pflegte er sich die langen Wagenfahrten durch Memorieren zu verkürzen, und sein Vorleser de Catt erzählt uns, wie der König im Siebenjährigen Kriege ihm oftmals ganze Partien und Akte mündlich rezitierte oder auch, mit kritischen Bemerkungen sie begleitend, vorlas. Sein ältester Bruder, Prinz August Wilhelm, hatte ein ausgesprochenes Talent für komische Rollen, die er „mit Kunst und einer natürlichen Art spielte, die allseitigen Beifall erntete". Steckte er sich bei einer ausgelassenen Maskerade in Frauenkleider, wirkte es nach dem Zeugnis des Kammerherrn Grafen Lehndorff so überwältigend, „daß man vor Lachen bersten möchte". Ähnlich hervorragende schauspielerische Begabung besaß nach demselben Zeugnis endlich auch Prinz Heinrich, der bei einer improvisierten Aufführung von Racines „Phädra", in der aus Mangel an Damen auch die weiblichen Rollen von Herren dargestellt wurden, die Titelrolle mit solchem Feuer zu spielen wußte, „daß man ganz das Komische vergaß und Phädra alle Zuhörer hinriß". Ja ein späterer Augenzeuge steht nicht an, in einem Briefe an den großen französischen Tragöden Lekain, ihn „den besten deutschen Schauspieler" zu nennen, „der sich in Wirklichkeit rühmen darf, der französischen Bühne keine Schande zu machen". Es würde zu weit führen, wollten

Digitized by Google

wir alle Mitglieder des königlichen Hauses, die die Bühne betraten, im einzelnen aufzählen. Von den Schwestern Friedrichs sei nur die Prinzessin Amalie erwähnt; in den ersten Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege taten sich seine Nichte Wilhelmine, die spätere Prinzessin von Oranien, die Prinzessin Elisabeth, die erste Gemahlin des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II., und deren Brüder, die Prinzen Wilhelm und Friedrich August von Braunschweig, besonders hervor; die drei letztgenannten führten sogar kleine italienische Buffoopern auf, und zwar, nach der Versicherung des bereits erwähnten Lobredners des Prinzen Heinrich, „mit erstaunlichem Erfolge". Zu den fürstlichen Schauspielern kamen ferner zahlreiche Mitglieder des Hofstaates und der Berliner Gesellschaft und, vor 1756, auch einzelne bevorzugte Diplomaten, wie der französische und der schwedische Gesandte. Bei der Wahl der Stücke wurde das Drama bevorzugt, wahrscheinlich auf Anregung des Königs, wollte er doch den berufsmäßigen Schauspielern geradezu die Befähigung für die Darstellung großer Gestalten, die „Würde und eine gewisse Erhabenheit" erfordern, absprechen; weil der Seelenadel, der angeboren sein müsse, ihnen fehle, behauptet er, daß sie entweder schwächlich wären oder übertrieben. Und er schließt: „Die einzigen Dramen, die ich erträglich habe aufführen sehen, sind durch Standespersonen aufgeführt worden." So hatte er denn auch, wie erwähnt, den Schauspielern, über die er 1742 verfügte, die Darstellung von Dramen untersagt.

Unter der von d'Argens mit vielen Mühen endlich zusammengebrachten Truppe bildeten das leuchtende Doppelgestirn die Geschwister Cochois, die mit ihrer Schwester Marianne, der bereits genannten Tänzerin, einer alten Künstlerfamilie entstammten. Der Bruder war ein Komiker ersten Ranges, den d'Argens unbedenklich den besten Pariser Schauspielern an die Seite stellte, unvergleichlich in Harlekinrollen; infolge eines glänzenden Antrages ging er jedoch alsbald nach Petersburg. Auch seine Schwester Babet (Bärbel) blieb nur für wenige Jahre der Berliner Bühne erhalten. Da sie zweifelsohne die bedeutendste Künstlerin des französischen Theaters in Berlin und gleichzeitig eine interessante Persönlichkeit war, verweilen wir etwas bei ihr. Sie gehörte nicht zu jenen begnadeten Naturen, die nur ihrer künstlerischen Eingebung zu folgen haben, aber sie verfügte

Digitized by Google

über reiche Bühnenerfahrung und suchte durch fleißige Lektüre und eifriges Studium zu ersetzen, was ihr an natürlicher Begabung abging. Ihr vielseitiges Talent gestattete ihr, tragische Königinnen und Soubrettenrollen zu spielen, wenngleich sie nach dem Urteil der Zeitgenossen in Soubrettenrollen ihr Bestes leistete. Aber sie beschränkte sich nicht allein auf ihre künstlerische Tätigkeit. Sie gewann die Neigung von d'Argens, der ihr Lehrer wurde. Nunmehr lernte sie malen, Klavier spielen, Deutsch und Italienisch sprechen, sogar in die Philosophie führte er sie ein, und nachdem er, wie einige von Olivier abgedruckte höchst amüsante Briefe zeigen, ihr anfängliches Widerstreben, ihm weiter zu folgen, besiegt hatte, „begeben sich Lehrer und Schülerin auf die dunkeln Pfade der Metaphysik. Sie tauschen Briefe, wo sie die schwierigsten Probleme stellen und mit Leichtigkeit lösen. Zu ihren philosophischen Unterhaltungen gesellen sich literarische und historische Diskussionen, Fragen über die Psychologie der Liebe." Endlich wurde Babet auch Mitarbeiterin an seinen Werken, verfaßte sogar selbst ein philosophisches Büchlein und eine „Untersuchung über die Kunst, das Gesicht zu verschönern", in der sie für eine maßvolle Anwendung künstlicher Mittel eintritt. Die nahen Beziehungen, die so zwischen beiden sich knüpften, führten im Januar 1749 zu einem Ehebunde, nach dessen Abschluß Babet sich von der Bühne zurückzog. Wofern es richtig ist, daß der König die Verheiratung d'Argens' anfangs sehr ungnädig aufnahm, so hat er sich später mit dieser Tatsache ganz ausgesöhnt; denn, wie de Catt erzählt, erklärte ihm Friedrich: „Die Marquise ist eine herrliche Frau für den Marquis; sie hat in reichem Maße Geist, Kenntnisse, Talente und Zuvorkommenheit für ihn; man begegnet wenig Frauen, die so unterrichtet sind wie sie, und sehr wenige würde man finden, die für ihren Gatten die Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten zeigen, wie die Marquise für den ihrigen."

Hatte der Zweite Schlesische Krieg von neuem die Reihen der Künstler des französischen Theaters gelichtet, so war d'Argens nach Friedensschluß eifrig beschäftigt, die Lücken zu füllen. Im Jahre 1747 sehen wir ihn wieder auf der Suche nach neuen Kräften Frankreich durchstreifen. In Marseille findet er das Ehepaar Rousselois, dem Zeitgenossen das Verdienst zuerteilen, „daß es den Berlinern Geschmack am französischen Drama beizubringen gewußt habe". Und

Digitized by Google

auf eben dieser Reise schreibt d'Argens die stolzen Worte an den König, er hoffe noch im Laufe der Woche die beiden Schauspielerinnen zu finden, deren er bedürfe, „um die Berliner Truppe zur vollzähligsten und besten Europas zu machen". Dieses Urteil wiegt um so schwerer, als er vor kurzem die „Comédie Française" in Paris besucht und von ihr erklärt hatte, sie sei „schrecklich tief gesunken". Allerdings sind wir nicht imstande nachzuprüfen, wie weit d'Argens' kühne Hoffnungen für die Berliner Bühne sich erfüllten; denn gerade seit 1748 werden die Nachrichten wiederum äußerst spärlich.

Eine neue Epoche für die „Gesellschaftskomödie" begann mit der Ankunft Voltaires am preußischen Hofe im Juli 1750. Den Schauplatz für diese bildete ein „kleines, ziemlich niedliches Theater", das er im Vorsaal zu den Räumen der Prinzessin Amalie aufschlagen ließ. Seine eigenen Stücke setzte der berühmte Gast hier in Szene, zugleich Regisseur und Schauspieler. Mit welcher Leidenschaft, die ihn für alle Rücksichten blind machte, er sich dieser Tätigkeit hingab, zeigen zwei kleine uns überlieferte Anekdoten. Es war bei einer Probe seines Dramas „Das gerettete Rom", der mehrere Prinzessinnen und die Königin selbst beiwohnten. Zur Darstellung des Senats waren Schneider und Arbeiter von der Oper in Togen gesteckt worden. Als einer von ihnen nun sah, wie Voltaire „gleich einem Besessenen" sich gebärdete, mußte er lachen, und der erzürnte Dichter fuhr ihn an: „Verflucht! Sie sind nicht hier, um zu lachen!" — „Geben Sie acht", sagte ihm jemand, „Sie sind hier in Gegenwart der Königin." — „Das ist wahr", erwiderte er, „darauf habe ich nicht geachtet, aber in der Faschingszeit ist alles erlaubt." Nach einer anderen, weniger harmlosen Version freilich sollen es wackere Grenadiere gewesen sein, die, wie auch heute, als Statisten verwandt wurden, und aufgebracht über ihre Schwerfälligkeit soll Voltaire die unverschämten Worte ausgerufen haben: „Verflucht! Menschen habe ich verlangt, und man schickt mir Deutsche!" Bei der Aufführung selbst, so erzählte später der König seinem Vorleser, geschah es dann, daß einer der Teilnehmer über das Kostüm des persönlich mitwirkenden Dichters in Lachen ausbrach. Voltaire geriet in Verwirrung. „Verflucht! meine Damen!" so ertönte es aus seinem Munde, „ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht." Darauf weigerte sich Lady Tyrconnell, die Gattin des

Digitized by Google

französischen Gesandten, weiter mitzuspielen, indem sie erklärte: „Er wird noch stärkere Sottisen sagen!“

Wurde jetzt die französische Truppe durch die von Voltaire zu neuer Blüte erweckte „Gesellschaftskomödie“ verdunkelt, so begann ihr bald darauf in dem deutschen Schauspiel ein neuer Konkurrent zu erstehen. Bereits in den Jahren 1742 bis 1749 hatte die Schönemannsche Gesellschaft, deren Hauptstütze der geniale Konrad Eckhof bildete, in Berlin gespielt. Dann aber kamen 1754 Franz Schuch und ein Jahr später die Ackermannsche Truppe, diese freilich nur zu vorübergehendem Aufenthalt. Jedoch auch so blieb der Stand für das französische Theater schwer, um so mehr, als der Baron de Sweerts, der nach d'Argens' Heirat auch die Leitung des Schauspiels wieder übernommen hatte, mit der Schwierigkeit eines unablässig wechselnden Personals zu kämpfen hatte. Mit Ausbruch des Siebenjährigen Krieges hörten die Vorstellungen ganz auf, und die Mitglieder der Truppe kehrten teils nach Frankreich zurück, teils gingen sie an fremde Höfe.

Die zweite Epoche des französischen Theaters setzt, unter Leitung des bekannten Oberkammerherrn von Pöllnitz, der an die Stelle des inzwischen gestorbenen Barons de Sweerts trat, nach dem Hubertusburger Frieden allmählich ein. Noch im Sommer des Jahres 1763 konnte man nur von „Anfängen“ einer neuen Truppe sprechen. Während 1764 der Franzose Andreas Bergé sich für seine Pantomimen und Operetten, die er gab, am Monbijouplatz und Franz Schuch jun., der Nachfolger seines Vaters, auf dem Grundstück Behrenstraße 55 eigene Komödienhäuser erbauten und eifrigen Zuspruch fanden, vernehmen wir von der königlichen Truppe nichts. Erst mit dem Jahre 1767, wo auch Döbbelin zum ersten Male nach Berlin kam*), erfolgte eine entscheidende Wendung. Sie wurde durch die Auflösung des Stuttgarter Theaters herbeigeführt. Friedrich beschloß, dessen beste Mitglieder anzuwerben; da er ihnen aber nur eine mäßige Gage bewilligen wollte, ließ er durch seinen dortigen Gesandten ihnen mit dem Angebot des Übertritts zugleich vorstellen, „daß weniger Gehalt mit sicherer Auszahlung einer hohen Besoldung, die nur auf dem Papier stehe, vorzuziehen sei“. Nur Fierville, der einst auch in

*) Nachdem er 1771 Berlin verlassen hatte, übernahm er bekanntlich vier Jahre später, nach dem Tode Kochs, der als Inhaber des Schuchschen Privilegs seit 1773 in Berlin gespielt hatte, wieder das deutsche Schauspiel.

Digitized by Google

Baireuth vor der Markgräfin Wilhelmine gespielt hatte, folgte mit seiner Frau diesem nicht allzu lockenden Vorschlag.

An den Namen dieses Schauspielers knüpfen die bedeutsamen Neuerungen an, die der König mit seiner Truppe nunmehr vornahm. Ihres ewigen Wechsels und ihrer Händelsucht überdrüssig, entließ er Anfang 1768 kurzerhand die ganze „Canaillen-Bagage", wie er drastisch sein Theatervölkchen nennt, und übertrug Fierville die Neubildung der Truppe. Im Gegensatz zu dem bisherigen Verfahren machte er ihn zum Impresario und privilegierten Unternehmer, mit der einzigen Verpflichtung, eine bestimmte Anzahl von Vorstellungen am Hofe zu geben. Besonders bemerkenswert ist das finanzielle Arrangement, das er mit ihm traf. Fierville erhielt das Pauschquantum von 10 000 Talern und außerdem zur besseren „Dotierung" das Recht, öffentliche Vorstellungen „zu seinem eigenen Vorteil" zu veranstalten. Damit griff der König auf eine bereits von seinem Großvater getroffene Einrichtung zurück.

Zwei Beweggründe sind dafür maßgebend gewesen. Einmal wollte Friedrich der Mühe überhoben sein, das unruhige Theatervölkchen in Ordnung zu halten. Schon vor dem letzten Kriege hatte er oft genug den Klageruf wiederholt: „Es ist Teufels-Crop; *ich* wollte, daß sie der Teufel alle holte; die Canaillen bezahlet man zum Plaisir und nicht, um Vexiererei von ihnen zu haben." Sodann aber hatten die gemachten Erfahrungen die Unmöglichkeit bewiesen, mit den für die Komödie ausgeworfenen Mitteln eine Truppe zu unterhalten, die höheren Ansprüchen zu genügen und der wachsenden Konkurrenz gegenüber sich zu behaupten vermochte. Immer drückender empfand der König überdies seit 1763 die Last der Ausgaben für das Theater. Aufführungen neuer Stücke fanden bereits in der Oper kaum noch statt, man beschränkte sich auf Neueinstudierungen älterer Sachen. Energisch drang Friedrich auf Ersparnisse. „Machen Sie die Liebhabereien billig", schrieb er im Jahre 1767 an Pöllnitz; „denn in meinem Alter gibt man nicht mehr viel dafür aus." So suchte er denn jetzt das Publikum für die Unterhaltung des französischen Theaters heranzuziehen und die neuen Mehrkosten auf dessen Schultern abzuwälzen.

Anfang 1769 trat die Fiervillesche Truppe zum ersten Male auf. Vor dem Hofe spielte sie im Berliner Schloß oder in dem soeben

Digitized by Google

vollendeten Neuen Palais bei Potsdam; ihre öffentlichen Vorstellungen gab sie in dem von Schuch erbauten Theater in der Behrenstraße. Mit einer einzigen Ausnahme tauge die ganze Truppe nichts, so lautete bald das Urteil des Königs; über Fierevilles persönliche Leistungen im Trauerspiel wollte er „vor Lachen ersticken". Und so wurde auch diese Truppe im Herbst 1771 wieder heimgeschickt und nunmehr der im Januar des Jahres, auf Empfehlung des bekannten Grafen Hoditz, zum Theaterintendanten ernannte Graf Zierotin-Lilgenau beauftragt, Ersatz zu schaffen. Wie 1768 bewilligte der König 10000 Taler für die neue Truppe mit dem Recht, öffentliche Vorstellungen zu geben, nur wurden diese der Oberaufsicht des Intendanten unterstellt, der das Repertoire begutachten, die Einnahmen kontrollieren, die Ausgaben regeln und die Gewinnanteile unter die Mitglieder verteilen sollte. Dieses Aufsichtsrecht wurde die Quelle erbitterter Zerwürfnisse zwischen Zierotin und dem Konsortium von Schauspielern, denen er, wie einst der König dem unglücklichen Fierville, die Engagements und die Leitung des Schauspiels „auf ihre eigene Gefahr und Verantwortung" übergeben hatte. Sie beschwerten sich, daß der Intendant sie nicht an der finanziellen Verwaltung teilnehmen ließe. Der Klagen, mit denen Friedrich überschüttet wurde, war kein Ende, bis dieser sich im Februar 1773 entschloß, dem Minister von Hertzberg die Schlichtung des Streites zu übertragen. Der Ausgang war, daß die Unternehmer gegen Stellung einer Kaution freie Hand erhielten.

Aber kein glücklicher Stern waltete über dem französischen Theater. In langer Reihe wechselten schnell und unaufhörlich die Unternehmer und die Schauspieler. Der Impresario La Chavane versuchte, dem öffentlichen Geschmacke Rechnung tragend, komische Opern dem Spielplan einzufügen. Er schloß trotzdem mit einem Verlust von 10000 Talern ab, wie aus der Übersicht der Einnahmen und Ausgaben hervorgeht, die er im Oktober 1773 zu seiner Rechtfertigung in der Zeitung veröffentlichte. Daraus entnehmen wir ferner die interessanten Daten, daß das Spieljahr, Montag nach Quasimodo beginnend und Sonnabend vor Palmarum schließend, elf Monate mit 200 öffentlichen Vorstellungen umfaßte.

Mitten in diese trostlose Zeit, die über das französische Theater hereingebrochen war, fiel eine Episode, die Berlin zum Schauplatz

Digitized by Google

eines großen künstlerischen Ereignisses machte und in den Wettkampf zwischen den berühmten französischen Tragöden Aufresne und Lekain hineinzog. Der „alten strengen, rhythmischen, kunstreichen Tragödie“ wurde mit einer „Revolution“ gedroht, so faßt Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ kurz die Bedeutung dieses Kampfes zusammen. „Es stellte sich nämlich“, wie er dort ausführt, „dem Schauspieler Lekain, der seine Helden mit besonderem theatralischen Anstand, mit Erholung, Erhebung und Kraft spielte und sich vom Natürlichen und Gewöhnlichen entfernt hielt, ein Mann gegenüber, mit Namen Aufresne, der aller Unnatur den Krieg erklärte und in seinem tragischen Spiel die höchste Wahrheit auszudrücken suchte.“ Er sah Aufresne in Straßburg mehrere Rollen „mit der wahrsten natürlichsten Würde“ spielen: „Als ein schöner großer Mann trat er auf, mehr schlank als stark, nicht eigentlich von imposantem, aber von edlem gefälligem Wesen. Sein Spiel war überlegt und ruhig, ohne kalt zu sein, und kräftig genug, wo es erfordert wurde. Er war ein sehr geübter Künstler, und von den wenigen, die das Künstliche ganz in die Natur und die Natur ganz in die Kunst zu verwandeln wissen.“

Durch Voltaires Vermittlung erhielt Aufresne die Aufforderung, nach Rußland überzusiedeln. Bei seiner Durchreise trat er im Juli 1774 am preußischen Hofe auf. Das Aufsehen, das er erregte, war so groß, daß in der Gesellschaft über die Auffassung der von ihm gespielten Rollen und die Wiedergabe einzelner besonders bedeutsamer Verse sich eifrige Debatten entspannen. Friedrich selbst fühlte sich von dem „edlen, einfachen und wahren Spiel“ Aufresnes äußerst befriedigt. Vielleicht nur, daß ihm, wie er ein Jahr später bemerkt, an Feuer fehle, was Lekain, den er soeben gesehen, zu viel habe.

Noch bevor Aufresne aufgetreten war, hatte Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, an Lekain geschrieben, er würde ihn mit Freuden in Berlin „das Theater reformieren und an die Stelle der Karikatur das Muster und Vorbild setzen“ sehen. Als Lekain im Anfang des Jahres 1775 seinen Plan, während des Sommers nach Berlin zu kommen, ihm mitteilte, erklärte Heinrich ihm, er werde am Hofe und in der Stadt „mit den Augen der Bewunderung“ betrachtet werden. Er übersandte gleichzeitig seinen Wunschzettel, ausdrücklich dabei die drei Dramen „Zaïre“, „Mahomet“ und „Ödipus“ vermerkend, „die der König vorzugsweise verlangt“. Fast hätte sich an Schwierigkeiten,

Digitized by Google

die dem Tragöden in Paris bereitet wurden, das Gastspiel zerschlagen. Am 14. Juli 1775 trat er im Neuen Palais zum ersten Male auf. Anschaulich schildert uns der französische Arzt Berdot, der im Gefolge der Herzogin Friedrich Eugen von Württemberg, der Nichte des Königs, damals in Potsdam weilte, in seinen Tagebuchaufzeichnungen den Andrang der Gesellschaft: „Mindestens 60 Wagen hielten in der Zufahrt zum Palais und genügend Reitpferde, um ein französisches Kavallerieregiment auszurüsten.“ Der Eindruck, den Lekain machte, blieb nach demselben Zeugnis hinter der Erwartung zurück: „Sehr viele Kunstkenner fanden in seinem Spiel zu viel Kunst und zu wenig Natur.“ Der allgemeine Eindruck blieb auch nach seinem zweiten Auftreten der gleiche, „daß er seine schauspielerische Kunst zu weit treibe, und daß er dadurch die Natürlichkeit ersticke“. Wie Berdot ferner erzählt, empfing Friedrich den großen Schauspieler nach seinem dritten Auftreten, in Voltaires „Zaïre“, und sagte ihm, „daß er von seinem Spiele sehr befriedigt, daß er sogar erschüttert gewesen sei und Tränen vergossen habe“. Lekain antwortete dem König: „Da er das Glück gehabt habe, in der Aufführung dieses Stückes einen solchen Grad der Vollendung zu erreichen, der fähig gewesen, Seine Majestät zu erschüttern, so sei dieses das einzige Ziel, nach dem er streben könne, und er lege für künftig das Gelübde ab, in ‚Zaïre‘ nicht mehr aufzutreten.“ Darauf ließ ihn der König mehreres vortragen. In einem Schreiben an Voltaire faßte Friedrich sein Urteil über Lekain dahin zusammen: „Dieser Schauspieler ist sehr geschickt, er hat ein schönes Organ, gibt sich mit Würde, hat edle Bewegungen, und unmöglich ist, mehr Aufmerksamkeit auf das Mienenspiel zu richten. Aber soll ich Ihnen offenherzig den Eindruck sagen, den er auf mich gemacht hat? Ich möchte ihn etwas weniger gekünstelt sehen, und dann würde ich ihn für vollendet halten.“ Ähnlich schrieb er an d'Alembert: „Ich habe seine Kunst bewundert, dieser Mann würde der Roscius seines Jahrhunderts sein, wäre er etwas weniger gekünstelt. Ich liebe es, unsere Leidenschaften mit Wahrhaftigkeit dargestellt zu sehen, so wie sie sind. Dieses Schauspiel bringt Herz und Seele in Wallung, aber ich werde kühl, sobald die Kunst die Natur erstickt.“

Eben dieses Gastspiel Lekains bot dem König, wie uns der Akademiker Thiébault in seinen „Berliner Erinnerungen“ erzählt, den Anlaß zu einer längeren Ausführung über die Schauspielkunst im

Digitized by Google

allgemeinen. Danach hat der König, wenn man Thiébaults Bericht als zuverlässig betrachten darf, seine früheren Urteile wesentlich modifiziert. Er begann damit, daß man alle Dinge, die mit der Kunst zusammenhingen, nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern auch mehrmals sehen müsse; denn man könne nicht alle Seiten auf einmal beobachten und ihre Wichtigkeit sogleich erfassen. „Das habe ich erfahren", fuhr er fort, „als ich Lekain sah. Ich habe sein Spiel am ersten Tage mit der Natur verglichen, so wie sie sich gewöhnlich darbietet; ich fand keine Ähnlichkeit und betrachtete ihn als einen unwahren, übertreibenden und gefährlichen Schauspieler. Beim zweiten Male fühlte ich, daß er eine Kunst anwandte, und daß diese Kunst Regeln besaß, die er studiert hatte und mit vielem Scharfsinn befolgte. Nichtsdestoweniger glaubte ich noch, daß er zuviel von dieser Kunst gab, und daß er weniger von der Natur sich hätte entfernen sollen. Heute, glaube ich, bin ich bei dem Gesichtspunkt angelangt, von dem aus man ihn richtig beurteilt. Die Dichtung darf nur eine auserlesene Natur schildern: dieser Grundsatz soll überhaupt die dramatischen Autoren leiten und vor allem die Tragödiendichter. Also kann auch der Schauspieler, will er wahr bleiben, nicht die gewöhnliche Natur, wie man sie überall und alltäglich wiederfindet, kopieren. Aber weiter, die Handlung, die der Dichter auf die Bühne bringt, spielt sich nicht in einer beschränkten Gesellschaftsklasse oder im Schoße einer Familie ab, sondern auf einem großen Theater und vor den Augen der Völker. Was stellt ihre Aufführung nicht für Anforderungen! Kann ein denkender Schauspieler diesen großen und wichtigen Umstand vergessen? Bewegt sich denn der Schauspieler überhaupt auf demselben Boden wie wir Zuschauer? Nein, wir sehen ihn nur wie in unbestimmter Ferne und wie in der Perspektive; muß er also nicht alle seine Züge entsprechend dem Abstand und den Verhältnissen vergrößern? Alles nimmt bei Lekain riesenhafte oder heldenmäßige und gewaltige Formen an. Und er hat recht: er steht auf einem Piedestal." Dieser Schauspieler, damit läßt Thiébault den König schließen, „sei groß und bewunderungswürdig", und er habe ihm zuerst gezeigt, „was Tragödie spielen heiße".

Nur wenige Monate nach diesem denkwürdigen Gastspiel Lekains starb Zierotin, und ihm folgte als letzter der Intendanten Baron von Arnim. Deutlich spiegeln sich in der ihm erteilten Instruktion

Digitized by Google

vom 12. April 1776 die bisher gemachten üblen Erfahrungen wieder. Zunächst soll er „das schlechte Crop, so jetzt noch bei dem französischen Theater ist, nur gleich und je eher, je besser wegschaffen", dafür „recht gute, ordentliche und geschickte Leute" engagieren, die Kontrakte mit diesen „auf 4, 5, 6 Jahre" abschließen, „umb die vielfachen Reisekosten zu menagieren". Für Lustspiel und Drama werden 12 bis 14 Personen als „hinlänglich genug" bezeichnet. Ein weiterer Abschnitt betrifft die Aufrechterhaltung der Ordnung und Zucht unter den „Comödianten". Arnim soll darauf sehen, „daß sie ihre Sache hübsch machen, daß sie nicht impertinent werden und keine schlechten Streiche vornehmen, daß sie eine gute Aufführung und Conduite bezeugen und keine Schulden machen". Überhaupt seien „so viele Complimente" bei ihnen unnötig. Besonders werden die „Mädchens und Comödiantinnen" noch erwähnt und Arnim vor dem Engagement von solchen gewarnt, „die gar zu lüderlich und ausgelassen seind". Ferner wird ihm empfohlen, auf eine „gute Wirtschaft" mit den Geldern und eine ordentliche Führung der Kasse zu achten. Interessant ist endlich die Erwähnung „eines gewissen Aufresne", der kurzweg so genannt und „als ein geschickter Mensch für das Theater" bezeichnet wird; Arnim soll mit ihm in Verbindung treten: „vielleicht entreprenieret dieser die ganze Sache, oder er kann auch mitspielen." Wir sehen, der König hält an dem seit 1768 aufgestellten Grundsatz, die Truppe einem Unternehmer zu übergeben, fest, dagegen will er von der Aufnahme von „Singestücken" in den Spielplan nichts wissen; denn „dazu reicht das Geld nicht hin". Ebenso verwirft er im folgenden Jahre den ihm von Arnim unterbreiteten Vorschlag, die Aufführung von Pantomimen zu gestatten, mit der Begründung: „Es gibt schon zuviel Schauspiele in Berlin und mehr, als nötig ist für ein vernünftiges Amusement."

Zehn Tage nach dem Erlaß der obigen Instruktion erfolgte mit einer Galavorstellung die Einweihung des neuen Schauspielhauses auf dem Gendarmenmarkt, das noch zwei Jahre das französische Theater beherbergte. Noch einmal, anläßlich der Brautfahrt des Großfürsten Paul im Sommer 1776, trat dieses in hervorragendere Tätigkeit. Mit dem 1778 abermals aufziehenden Kriegswetter schlug jedoch sein letztes Stündlein. Am 30. März verabschiedete Friedrich mit dürren Worten Arnim und gab ihm den Befehl, die Truppe zu entlassen.

Digitized by Google

„Die gegenwärtigen Conjuncturen", so schrieb er, „bereiten auf ernstere Scenen vor. Man kann sehr gut der komischen entbehren, und aus diesem Grunde habe ich soeben allen Schauspielern und Schauspielerinnen meines französischen Theaters ihre Gagen und Pensionen gestrichen. Ihr Gehalt ist gleichfalls einbegriffen."

Ein halbes Jahrhundert verging, ehe im Jahre 1829 das französische Theater zu neuem Leben und neuer Wirksamkeit für zwei Dezennien in Berlin erwachte. Schon im Herbst 1771 hatte König Friedrich erklärt, „daß es kein großes Unglück sein würde, selbst wenn es in diesem Carneval kein französisches Schauspiel gäbe". Als ihn fünf Jahre später die Truppe wegen zu geringer Einnahmen um neue Unterstützung bat, erklärte er geradezu: „Ich bin dieser ganzen Rotte so überdrüssig, daß nur wenig daran fehlt, daß ich sie nicht ganz und gar gehen lasse; denn sobald sie nicht einmal imstande ist, das bißchen zu verdienen, ist das ein Beweis, daß die Truppe nichts taugt, und daß man um so weniger dabei verliert, läßt man sie anderswo ihr Glück suchen." Nach dem Friedensschluß verzichtete der König vollständig auf die Neuschaffung einer französischen Schauspieltruppe. Wie sein damaliger Vorleser, der Marquis Luccheſini, in seinem Tagebuch unter dem 9. Mai 1781 berichtet, hatten ihn „das Alter und der Wunsch, eine Kleinigkeit zu sparen", gegen das Theater „gleichgültig" gemacht. „Je älter er wird", so hören wir weiter, „desto lebhafter wird sein Bestreben, seinen Staaten aufzuhelfen; er spart, um in den Provinzen das Geld mit vollen Händen auszustreuen. Die Hauptstadt schreit, und die Provinzen gedeihen."

Aber die wachsenden Jahre hatten in dem König nicht nur den Trieb zur Sparsamkeit verstärkt. Auch sein Interesse an Kunst und Literatur schwand mehr und mehr, und äußerte er sich, so geschah es fast nur, um seinen Widerspruch gegen die neuen Richtungen kundzugeben.

Aufgewachsen in einer Zeit, wo die klassische französische Literatur mit Voltaire, der sie würdig fortsetzte, im höchsten Ansehen stand und die gebildete Welt beherrschte, hatte Friedrich sich so ganz mit ihrem Ideengehalt erfüllt, daß sie für ihn fortan zum Maßstab des künstlerischen Lebens und Strebens wurde. Seine geistige Bildung war abgeschlossen, als die neue Generation, mit neuen Gedanken und

Digitized by Google

Forderungen, hervortrat. Innerlich fremd stand er ihr gegenüber, er vermochte sie nicht mehr zu verstehen. Dies war auch auf dem Gebiet der französischen Literatur der Fall. Dem schon genannten Franzosen Thiébault, der Beaumarchais' Komödie „Die Hochzeit des Figaro" ihm vorlas, rief er zu: „Was für ein Unterschied zwischen diesem Possenreißer und Molière! Sie sehen, es sind bloß noch Kulissenstreiche für die Gasse. Fortwährend kindische Überraschungen, die überhaupt nicht möglich wären, wenn der Verfasser seine Personen ein wenig nachdenken ließe. Kalauer, elende Wortspiele, klägliche Albernheiten — ist das wirklich alles, wozu sich eure Phantasie noch aufschwingen kann? Wieviel derartige Fadheiten, die einem Menschen von Geschmack und gesunder Vernunft nur Mitleid einflößen können, werden durch ein einziges Wort, durch einen einzigen Vers von Molière oder Racine aufgewogen! Es scheint, ihr habt die Sprache eurer berühmten Dichter verloren." Und Voltaire gegenüber erklärte er: „Ihr habt keine Dramatiker in Frankreich mehr, nicht mehr diese niedlichen Gelegenheitsgedichte, wie sie früher in ganzen Sammlungen erschienen, keine berühmten Redner mehr, keine anmutigen Verse mehr, nichts, nichts mehr von allen diesen entzückenden Werken, die ehedem einen Teil des Ruhms der französischen Nation ausmachten. Sie haben als der letzte diesen Ruhm vertreten, aber Sie werden keine Nachfolger haben."

Verfallen wie die französische Dichtung und Literatur erschien ihm die neue Musik. „Sie ist", so meinte er, „in einen Charivari entartet, der das Ohr verletzt, statt ihm zu schmeicheln, und der edle Gesang ist den Zeitgenossen nicht mehr bekannt."

Aus seinem Bildungsgange, aus seiner festgeschlossenen Anschauung von literarischen und künstlerischen Dingen, aus dem Gegensatz zweier Generationen ist denn auch das vernichtende Urteil zu verstehen, das Friedrich über die damalige deutsche Literatur fällte. Aber während er ringsum Niedergang und Verfall zu sehen glaubt, schaut er ahnungsvoll die künftige Blütezeit deutscher Dichtung. „Wir werden unsere klassischen Autoren haben", so ruft er prophetisch aus, um mit den persönlich resignierenden Worten zu schließen: „Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich. Ich kündige sie euch an, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht schauen, mein Alter versagt mir diese Hoffnung. Ich

Digitized by Google

bin wie Moſes: ich ſchaue von ferne das Gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten.“

Erſt die großen Aufgaben, die die klaſſiſche deutſche Literatur der Schauſpielkunſt ſtellte, konnten dieſe zur Blüte führen. Damit wurde aber auch das Schickſal des franzöſiſchen Theaters endgültig beſiegelt; denn trotz mancherlei Erfolgen war es doch nur ein fremdes Reis am Baume deutſcher Kunſt.

Digitized by Google

20.

Friedrich der Große im Drama.

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie", schrieb Goethe in seiner „Wahrheit und Dichtung". Er konnte sich dafür auf Lessings „Minna von Barnhelm" berufen, die er als „wahrste Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges", als ein Werk von „vollkommenem norddeutschem Nationalgehalt" bezeichnet. Für die Frage, wie sich die dramatische Dichtung des neuen Stoffes zu bemächtigen und was sie aus ihm zu schaffen wußte, gibt neue reiche Aufklärung das Buch von Stümcke „Hohenzollernfürsten im Drama".

Von allen Fürsten seines Hauses ist König Friedrich am häufigsten zum Gegenstande dramatischer Behandlung gemacht worden. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern war er auch der erste, der schon bei Lebzeiten als dramatische Gestalt auf der Bühne erschien, mit vollem Namen und Titel. Die ersten Versuche — „Das Glück der Völker" (1743) — „Das beglückte Berlin" (1744) — sind nichts als Huldigungen, Festspiele, durch die man den Geburtstag des Königs oder die Friedensschlüsse feiern wollte. Unter Beibehaltung der altüblichen allegorischen Form erscheinen allerlei Personifikationen: der Heldenmut, die Vernunft, die Vorsehung, die Wohlfahrt, und verherrlichen den König, nicht mehr als Titus oder Alexander, sondern unter seinem Namen als den Großen, den Gütigen, den Einzigen. In einem von dem Leutnant von Bonin im Jahre 1777 verfaßten Festspiel „Der Patriot" treten ein Feldwebel und zwei Musketiere, seine Söhne, auf, die in Friedrich den Menschen preisen. Auf die politischen Zeitverhältnisse nimmt dann 1779 das allegorische Neujahrsfestspiel von

Digitized by Google

Schubert: „Der Tempel des Schicksals“ Bezug, der Wunsch nach Friede wird ausgesprochen, und als dieser zu Teschen abgeschlossen worden, entstehen zu seiner Feier zwei Dichtungen: „Die glückliche Werbung“ („ein ländliches Lustspiel in zwei Aufzügen mit Chören, geheiligt dem großen König Friedrich II., als er Deutschland den Frieden gab, im Frühjahr 1779“) und Bocks „ländliches Drama“: „Es ist Friede“. Diesem Kreis gehören in weiterem Sinne noch die nach Friedrichs Tode verfaßten Totengespräche an, die nach dem Vorbild Lucians in dramatisch-satirischen Dialogen seine Ankunft und seinen Aufenthalt in den seligen Gefilden schildern. In dem 1786 veröffentlichten Gedichte „Friedrich im Elysium“ erschließt Schröckh das Schatzkästlein seiner Gelehrsamkeit in Gesprächen, die er den König mit den Weisen und Großen des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit führen läßt, um mit einer Apotheose für Friedrich und das Haus Brandenburg zu enden. Noch mächtiger greift in die Saiten der Bielefelder Rektor Borheck in dem Schauspiel mit Gesang in drei Aufzügen „Friedrichs II. des Großen und Einzigen Feier im Elysium“. Der dritte Akt spielt vor den Tempeln der brandenburgischen Fürsten. In feierlichem Zuge nahen die friderizianischen Generale, dann seine Vorfahren, um den König zu begrüßen. Die Königinnen Sophie Charlotte und Sophie Dorothea „zeigen ihm die Seelen der noch ungeborenen Könige Preußens in Gestalt kleiner Genien und erklären, dieselben hätten bis jetzt aus Friedrichs Anti-Macchiavell sich für die Staatskunst vorbereitet“. Darauf opfern ihm die Weisen aller Zeiten, und das Ganze klingt mit einem Hymnus auf seinen Nachfolger aus. In schroffem Gegensatz zu diesem Werk steht Geigers dramatisches Gemälde „Friedrich II. als Schriftsteller im Elysium“, das, „von einem starken Hauch lucianischen Geistes“ erfüllt, sich als „grimmige Satire auf alle Dunkelmänner und Feinde des Königs“ gibt.

Von der Gelegenheitsdichtung und der Poesie, bei der die szenische Form doch nur äußere Einkleidung ist, wenden wir uns zu der eigentlichen dramatischen Literatur. Hier haben wir es vor allem mit dem sogenannten Soldatenstück und seit Ende der achtziger Jahre mit dem Anekdotenstück zu tun, „dessen Faden bis in die allerjüngste Zeit nicht abreißt“. Gewiß ist, daß der Dichter, der den König auf die Bühne brachte, ihm huldigen und der patriotischen Stimmung der Zuhörer entgegenkommen wollte, aber vielfach diente doch Friedrichs

Digitized by Google

Erscheinen und Eingreifen, namentlich am Schluß der Handlung als Deus ex machina, nur dazu, „den Knoten wohlfeil und effektvoll zugleich zu lösen und die ziemlich stereotypen Konflikte zwischen Standesehre, Dienstpflicht, Kindes- und Gattenliebe in den Soldatendramen, bürgerlichen Familiengemälden und Rührstücken auf gute Manier zum Abschluß zu bringen". Da die Darstellung des Königs für den Schauspieler eine dankbare Rolle war, begnügte man sich oft mit der Dramatisierung von Anekdoten; aber, wie mit Recht bemerkt wird, haben die Verfasser der Anekdotenstücke „in der Regel nur auf die Sonderbarkeit und Lustigkeit gesehen und wegen der Wahrheit sich wenig Sorge gemacht".

Der Dichter, dem wir die ersten Friedrichsdramen verdanken, war Johann Jakob Engel. Bedeutete auch das von ihm 1769 entworfene einaktige Schauspiel „Der dankbare Sohn", gleichwie Lessings „Soldatenglück", unter dessen Einfluß es entstanden, eine „unzweideutige Huldigung für den König und den Geist der friderizianischen Armee", so erschien Friedrich doch erst in dem drei Jahre später verfaßten, ebenfalls einaktigen Schauspiel „Der Edelknabe" auf der Bühne, aber noch unter der Bezeichnung „Der Fürst". Das Stück, als „Schauspiel für Kinder" geschrieben, predigte „mit der bewußt lehrhaften moralischen Tendenz jener Tage" die Verehrung des Fürstentums und der elterlichen Autorität. Mit dem Festspiel „Der Volontär" von Plümicke im Jahre 1775 kommen wir zu den Soldatenstücken. In dem französischen und bald auch ins Deutsche übersetzten Drama: „Der Deserteur" von Mercier (1770) war „der militärische Konflikt, daß Vater und Sohn sich nach langer Trennung als Feinde wiederfinden und nach Kriegsbrauch widereinander verfahren sollen", zuerst behandelt worden. Dieses Motiv begegnet uns 1776 in dem militärischen Drama „Arno" von Joseph Maria Babo, in dem der König zum ersten Male mit voller Namensnennung erscheint, und in dem Trauerspiel von Spieß „Graf Schlenzheim mit seiner Familie" (1782; 1785 von Plümicke und Brömel umgearbeitet), „das in vielen Punkten sich als eine direkte Nachahmung von Babos Stück gibt". Als drittes Soldatenschauspiel schließt sich ihnen das Möllersche Schauspiel „Graf Walltron oder die Subordination" (1776) an. Dagegen sind die beiden folgenden Stücke, das 1780 anonym veröffentlichte Lustspiel Fellners „Der Chargenverkauf", das Friedrich als „gütigen

Digitized by Google

Soldatenvater" feiert und das Motiv des dankbaren Sohnes hineinverwebt, und das Schöpfelsche Schauspiel „Der Hauptmann von Breisach" (1784), dessen Handlung „in einem Gnadenakte des Königs gipfelt", nur mit Vorbehalt zu nennen; denn jenes ist völlig unhistorisch, da der Stellenkauf in Preußen schon von dem Großen Kurfürsten abgeschafft wurde, und dieses hat den Stoff einem englischen Roman entlehnt.

Die Fülle der Anekdoten, die bereits zu Friedrichs Lebzeiten umgingen, steigerte sich nach seinem Tode ins Unermeßliche; es erschienen gedruckte Sammlungen, die reichen Stoff den Autoren darboten. Nunmehr setzen die Anekdotenstücke ein. Verweilten wir ausführlicher bei den zeitgenössischen Dramen, die zweifellos in diesem Zusammenhang größere Beachtung verdienen, so beschränken wir uns im folgenden auf eine Übersicht, in der nur die Stoffgruppen, die allgemeinen Gesichtspunkte hervorgehoben werden sollen.

„Ein erbauliches Pendant zu den Desertionen, Chargenverkäufen und Disziplinverletzungen aus Kindesliebe und Edelmut", wie sie uns in den Soldatenstücken begegnen, bildet die Tat des verabschiedeten Offiziers, der „aus edeln Motiven eine gesetzwidrige Handlung" begeht, indem er unter einem Schloßfenster ein Pasquill anheftet, um damit das Auge des Monarchen auf die Not der Kriegsveteranen zu lenken. Zwar wurde diese Anekdote bald als unbegründet widerrufen, dennoch ist sie der Gegenstand des ersten nach Friedrichs Tod erschienenen Anekdotenstückes, des Schauspiels von Reinhardt: „Der Pasquillant" oder „Es lebe Friedrich der Große" (1792), sowie weiterer anderer Dramen geworden. Darauf folgt das aus Babo und Spieß bekannte und beliebte „Motiv der wirklichen oder vermeintlichen Verfehlung von Militärpersonen". Eine große Rolle spielen die Gnadenakte des Königs, sei es, daß er einen Offizier, der eine Schuld durch eine Großtat sühnt, durch Verleihung eines neuen Namens rehabilitiert, daß er Deserteure begnadigt, begangenes Unrecht wieder gutmacht oder schuldlos Leidende entschädigt und belohnt. Dabei läßt sich beobachten, daß, um die Spannung des Zuschauers, den Eindruck der erlösenden Befreiung zu erhöhen, viele Dramatiker die Begnadigung hinauszögern, während andere wiederum um jeden Preis mit einem Gnadenakt zu schließen suchen. Die Verherrlichung in diesem Sinne geht so weit, daß „Anekdoten, wie Perlen auf eine Schnur gereiht, die

Digitized by Google

den Tageslauf des Königs als eine einzige Folge von guten Taten und Gnadenakten schildern", den Inhalt ganzer Stücke bilden, wie des Schauspiels von Luise Mühlbach: „Ein Vormittag in Sanssouci" (1859), der Dramatisierung einiger Kapitel ihres umfangreichen Romans „Friedrich der Große und sein Hof", der noch fernerhin stark ausgebeutet wurde.

Als ergiebiger Stoff dienten vornehmlich zwei Episoden aus der Friedenszeit, der Roman der schönen Tänzerin Barbarina, der mit ihrer gewaltsamen Überführung von Venedig nach Berlin begann und mit ihrer Vermählung mit dem Geheimrat Cocceji und dessen Versetzung nach Glogau endete, und der Müller-Arnold-Prozeß, der schon zwei Jahre später dramatische Behandlung erfuhr und zwar durch den Holländer Jan van Panders in dem Schauspiel „Frederik de Rechtwaardige" (1781) — ein deutlicher Beweis, welch ungeheures Aufsehen dieser Prozeß auch im Auslande erregte. Und ein Holländer ist es auch, der Jurist Paap, der in dem Drama „Königsrecht" (1900) eine streng historische Darstellung dieses Müllerprozesses gebracht und damit eins der besten Friedrichsdramen, die wir überhaupt besitzen, geschrieben hat. „Es ist", wie Stümcke sagt, „Paap gelungen, nicht nur ein geschickt aufgebautes, fesselndes Theaterstück zu schaffen, sondern auch ein Zeit- und Charaktergemälde von kulturhistorischem Werte zu entwerfen."

Ein besonderes und umfangreiches Kapitel bildet die Kriegspoesie. Leider ist die dramatische Literatur, wie sie während des Krieges selbst entstand, nur in dürftigen Überresten auf uns gekommen; mag ihre künstlerische Bedeutung auch nur gering sein, um so wertvoller ist sie als zeitgeschichtliches Zeugnis, als Stimmungsbild jener Tage. Wie wir aus den „Briefen eines alten preußischen Offiziers" wissen, führten die Potsdamer Soldaten in Friedenszeiten „zuweilen auf der Straße recht gut ausgearbeitete theatralische Stücke" auf. Eine derartige selbstgedichtete Komödie war es wohl auch, die man 1759 im preußischen Lager spielte. „Die Verleihung des geweihten Hutes", so hieß das Stück, knüpfte an die von den Zeitungen ausgestreute Legende an, daß der Papst dem Sieger von Hochkirch, Feldmarschall Daun, einen geweihten Degen und Hut übersandt habe; wie alle Harlekinaden endete es mit einer tüchtigen Prügelei. Ähnliche dramatische Scherze sind das Lustspiel in drei Auftritten „Die Rechnung ohne den Wirt" — die

Digitized by Google

Dann machte, indem er lügenhafte Schlachtberichte im voraus an Maria Thereſia diktierte — und „Der hinkende Bote oder die aufgehobene Belagerung von Neiß“, ein „Nachſpiel in drei Auftritten“, beide dem Jahre 1758 angehörig. Gleichzeitig erſchienen auch Kunſtdichtungen, meiſt anonym, ſo 1759 eine Operette in einem Akt: „Der Soldat in den Winterquartieren“, in der die „leichtfertige Galanterie und lockere Lebensanſchauung“ im Heere geſchildert wird, in demſelben Jahre ferner das theatraliſche Gedicht „Der Krieg in Teutſchland“, ein Hymnus auf Friedrich, zu dem der geſamte Olymp in Bewegung geſetzt wird, und ein Jahr ſpäter das Luſtſpiel „Der Krieg und der Friede“, das in mythologiſcher Einkleidung eine allgemeine Hetze auf den Preußenkönig und ſeine Überwindung darſtellt, nachdem ſchon 1757 der Wiener Hofdichter Metaſtaſio in dem dramatiſchen Gedicht „Der Traum“, das die Jagd auf den kalydoniſchen Eber — König Friedrich — vorführt, das gleiche Thema angeſchlagen hatte.

Wie der geringen Zahl der Soldatendramen die Fülle der Anekdotenſtücke folgt, ſo iſt auch die Zahl der dramatiſchen Dichtungen ſehr groß, die an die Schlachten der drei Schleſiſchen Kriege anknüpfen, um das Andenken an den König, ſeine Paladine und Soldaten zu beleben. „Von 1740 bis zum letzten entſcheidenden Siege von Burkersdorf 1762 können wir faſt jedes kriegeriſche Ereignis auch mit dramatiſchen Illuſtrationen belegen.“ Beſtimmte maleriſche Situationen kehren häufig wieder, zahlreiche Anekdoten werden verwendet, „die hiſtoriſchen Parolebefehle bald auf dieſe, bald auf jene Schlacht übertragen“. Einige Schlachten, wie die von Mollwitz, Hohenfriedberg, Leuthen, Roßbach werden beſonders bevorzugt. Einzig Karl von Holteis „Lenore“ und Rapps gleichnamiges Schauſpiel, beide 1828 verfaßt, handeln von der Schlacht bei Prag, welche die Soldaten- und Volkslieder nicht müde wurden zu beſingen. Populärer iſt in der dramatiſchen Poeſie der nur mit geringen Opfern erkaufte Sieg bei Roßbach und ſein fröhliches Vorſpiel in Gotha, wo Seydlitz die Franzoſen von der gedeckten Tafel aufjagte; ſo ſind denn auch „die auf Gotha und Roßbach bezüglichen Bühnendichtungen ſämtlich luſtſpielmäßig gehalten“. Unter den übrigen Schlachten iſt es noch die bei Torgau, die in dieſem Zuſammenhang unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht; denn dorthin verſetzt uns, gleichſam ein Pendant zu „Wallenſteins Lager“, das Vorſpiel: „Die Torgauer Heide“ (1844) zu der von Otto Ludwig ge-

Digitized by Google

planten, aber nicht weiter ausgeführten Dichtung, das sich, wie Stümcke bemerkt, „hoch über der Masse der Friedrichdramen erhebt, indem es auf den landläufigen Apparat des Anekdotenstückes völlig verzichtet und in gleicher Weise durch die Echtheit der Stimmung, die über das Ganze gebreitet ist, wie durch die Kunst der Charakteristik der einzelnen Soldatentypen erfreut". Und ebendort ist der Schauplatz für das dramatische Bild „Der große König" von Heinrich von Stein (1888), das „zu den beachtenswertesten Versuchen gehört, ein Bild der Weltanschauung des Königs im Rahmen der Dichtung zu entwerfen".

Als besondere Episode aus der Kriegszeit findet der hochverräterische Plan des Barons von Warkotsch, Friedrich den Händen der Österreicher zu überliefern, mehrfache Behandlung. Ein Autor — Weilen: „An der Grenze" (1876) — macht sogar den eigenartigen Versuch, Lessing und den Entstehungsgedanken für „Minna von Barnhelm" mit diesem Begebnis in Zusammenhang zu bringen.

Es versteht sich von selbst, daß die kriegerischen Taten des Königs auch in den dramatischen Werken, die sein Leben in einzelnen Bildern an unseren Augen vorüberführen, einen breiten Raum einnehmen, und nicht zu hart ist das Urteil, das Stümcke mit den Worten Goethes über sie fällt: „In bunten Bildern wenig Klarheit, viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit." Denn der Versuch, „ein umfassendes Charakter- und Zeitgemälde, ein Bild der Weltanschauung des Königs zu geben", ist nur vereinzelt unternommen, und wo er gemacht wurde, wie von Gründler in dem Schauspiel: „Friedrich der Große und die Schlacht bei Kunersdorf" (1826), nicht geglückt. Pläne, wie sie Otto Ludwig hegte, sind über ein Vorspiel nicht hinausgediehen.

Unberücksichtigt sind bisher die Darstellungen der Kronprinzenzeit, im besonderen des Fluchtplanes Friedrichs und des daraus entspringenden Konfliktes mit dem Vater, geblieben. Auch Stümcke vertritt den Standpunkt, daß der unglückliche Leutnant Katte der eigentliche Held des Dramas sei, da er, wie Fontane sagt, „die Schuld bezahlt". So wurde denn auch in den ersten Dramen Katte zum Mittelpunkt gemacht, während er in einem der späteren sogar nicht einmal mehr auf der Bühne erscheint. Und zwar mit Recht; denn bei dem Konflikt handelte es sich um die Frage, ob Friedrich Thronfolger bleiben sollte oder nicht; es war eine Staatsangelegenheit, bei der alle übrigen Persönlichkeiten außer dem König und dem Kron-

Digitized by Google

prinzen zu einfachen Nebenfiguren der Handlung herabsanken. Ließen die ersten Bearbeiter ihrer Phantasie oft freies Spiel, so haben die späteren das aktenmäßige Material ernsthaft studiert und benutzt, am meisten Gustav Weck, dessen Schauspiel „Haus Hohenzollern“ (1900) als „bedeutsamster und namentlich nach der psychologischen Seite hin völlig einwandfreier Versuch einer Prinz-Friedrich-Tragödie“ bezeichnet wird.

Von den ausländischen Bühnenwerken, auf die wir noch einen Blick zu werfen haben, sind die beiden interessantesten schon anläßlich des Müller-Arnold-Prozesses genannt worden. Das Pandersche Schauspiel ist gleichzeitig die erste originale fremde Dichtung, in welcher der König auftritt. Auf der ausländischen Bühne erschien Friedrich zuerst in Paris 1789, in der freien Übertragung des uns schon bekannten Schauspiels „Der Edelknabe“. Der Darsteller des Königs, der berühmte Tragöde Fleury vom Théâtre français, gab ihn so getreu in Haltung, Maske und Sprache wieder, daß Friedrichs Bruder, Prinz Heinrich, der damals in Paris weilte und einer Aufführung beiwohnte, erklärte: „Der Schauspieler hatte sich ganz so gekleidet, wie es der Alte (König Friedrich) war, und ahmte ihn so gut nach, daß ich mich fast erschrak, als er auftrat.“ Dieser Übersetzung folgten dann in Frankreich bis 1811 allerlei Anekdotenstücke, in Form von Melodramen und Vaudevilles, welche die Pasquillantengeschichte, den Streit des Königs mit dem Müller von Sanssouci und dergleichen zum Gegenstand hatten. Bedeutsamer ist, daß 1806 ein Vaudeville von Gilbert erschien, das Friedrich als „vainqueur de Freidberg“ — Hohenfriedberg — feierte, und dann noch eine Komödie von Brazier und Melesville „Frédéric II à Rutwen“ — Reitwein, wohin er sich nach der Schlacht bei Kunersdorf zurückzog, — die 1836 auch ins Holländische übersetzt wurde. Als Kuriosum sei noch die drastische Posse des Franzosen Brunswick „Le roi de Prusse et le comédien“ (1833) erwähnt, wo ein Schauspieler während des Krieges den gefährdeten König, der ohne Begleitung sich auf ein feindliches Gut gewagt hatte, dadurch rettet, daß er dem Auditorium, dem er seine Glanzrolle, die Kopierung Friedrichs, zu zeigen im Begriff steht, den eintretenden wirklichen Friedrich als einen Kollegen vorstellt, der die Rolle mit ihm um die Wette spielen wolle, und daß er dieses Doppelspiel durchführt, bis preußische Truppen anlangen. Ebenso wie „Der Edelknabe“ ward

Digitized by Google

diese Komödie ins Englische übertragen, wie denn auch einzelne dramatisierte Anekdoten, 1814 „Frederick the Great or the Heart of a Soldier", 1837 das Melodrama von Maddox: „Frederick the Great" in England auftauchten. Aber auch Spanien und Italien schufen Friedrichdramen, denen allerdings kein Wert beizumessen ist.

Bei einem Rückblick ergibt sich die eigentümliche Tatsache, daß, nach den vorliegenden Proben zu urteilen, das Interesse bei den Bühnenschriftstellern im Auslande, abgesehen von dem Holländer Paap, fast mit dem Augenblicke erloschen ist, wo in Deutschland eine stärkere Bewegung einsetzte. Hatte es hier während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Anschein gehabt, als sollte Friedrichs Andenken verbleichen, so trat von dem Beginn der dreißiger Jahre „unter dem Impulse des erstarkten Liberalismus" im Urteil der Nachwelt eine Wandlung ein, die sich durch die großen politischen Ereignisse der sechziger und siebziger Jahre fortwährend steigerte. Dem Vorgang der historischen Forschung folgte die dramatische Dichtung, wie es am deutlichsten in den Dramen über den Konflikt aus der Kronprinzenzeit zum Ausdruck gelangt. Gerade die besseren Dramen zeugen von der ernsten Beschäftigung und Vertiefung ihrer Verfasser in Friedrichs Briefe und Schriften. Sind sie der Ansatz zu einer neuen wertvollen dramatischen Literatur über den großen König? Denn als Gesamtergebnis konstatiert Stümcke, daß Lessing von keinem der zahlreichen Nachfolger überholt oder auch nur erreicht sei, „obwohl der Held des Siebenjährigen Krieges einer der lockendsten dramatischen Charaktere der Weltgeschichte ist". So gehört, mit diesen Worten schließen auch wir, „die Schöpfung eines Friedrichdramas großen Stiles, sei es nun in Form der Einzeldichtung oder eines großen Zyklus, zu den lockendsten, aber auch schwersten Aufgaben, die Deutschlands Dramatiker noch zu lösen haben".

Digitized by Google

21.

Die Entwürfe für das Nationaldenkmal Friedrichs des Großen.

Die Zahl der Standbilder Friedrichs ist nicht groß, und das Nationaldenkmal, das vor rund einem halben Jahrhundert in Berlin ihm errichtet wurde, hat eine lange Geschichte, interessant und lehrreich auch für unsere denkmalsfreudige Gegenwart. Wir sehen Künstler und Architekten, unter ihnen Geister ersten Ranges, sich mühen, durch monumentale Gestaltung der großen Aufgabe gerecht zu werden; die Fülle der Ideen, der Flug kühnster Phantasie offenbart sich. Ein Widerstreit der Meinungen hat hin und her gewogt, wie wir es von neuem bei dem Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. erlebt haben. Viele Gedanken wurden damals schon laut, die jetzt wiederkehrten. Heute ruht der Streit; da mag es gestattet sein, das Werk von Merckle, das die Geschichte des Nationaldenkmals Friedrichs des Großen von seinen Anfängen an erzählt, zu durchblättern.

Eine der größten Schwierigkeiten, denen die Künstler sich gegenüber sahen, war der Mangel an lebenswahren und getreuen Bildwerken und Porträts des Königs. Hat er in seinen jüngeren Jahren Knobelsdorff und Pesne und später noch einmal, auf Wunsch seiner Schwester, der Herzogin von Braunschweig, der Malerin Theerbusch gesessen, so den Bildhauern niemals. Einzig dem Italiener Cavaceppi gewährte er eine längere Unterhaltung, bei der er den Kopf in verschiedenen Richtungen und Stellungen drehte, so daß der Künstler Gelegenheit fand, sich seine Züge und sein Äußeres einzuprägen. Aber die Büste ist verloren, und nur eine von dem Hofbildhauer Tassaert, die jedoch kein getreues Abbild gibt, aus seinem Leben erhalten. So ist das Urteil zu begreifen, das ein Künstler, Sulzer, der ihn noch kurz vor seinem Tode sah, fällte: „Alle Bilder, die ich jemals von

Digitized by Google

ihm gesehen habe, sind Karikaturen, denn es sind in seiner Physiognomie zu viel Feinheiten, die noch niemand erreicht hat und niemand erreichen wird."

Doch der König ging noch weiter. Er wollte weder ein literarisches, noch ein anderes Denkmal zu seinen Lebzeiten errichtet sehen. So lehnte er das Gesuch eines Gelehrten, der seine Biographie in drei Sprachen herausgeben wollte, mit den Worten ab: „Ich glaube, er würde besser tun, zu warten, daß ich tot wäre." Und dem General Möllendorff, der nach dem Teschener Frieden im Namen der Armee um die Erlaubnis für die Aufstellung eines Monumentes bat, erklärte er kurzerhand, daß er es nicht für schicklich halte, einem Fürsten vor seinem Tode ein Denkmal zu setzen.

Kaum hatte der König die Augen geschlossen, so erhob sich sogleich die Denkmalsfrage, die erst nach 65 Jahren ihre Lösung finden sollte.

Fast sofort begann auch der Kostümstreit. Die ersten Entwürfe waren antike Reiterstatuen „in der Attitude Marc Aurels". In der Kabinettsordre von 1791, in der Friedrich Wilhelm II. den ersten Wettbewerb anordnete, erklärte er das römische Kostüm „als das passendste" und ließ seine Ansicht im Katalog zur Kunstausstellung des Jahres begründen: „weil unsere ganz faltenlose, zusammengeflickte Kleidung alles Charakters entbehrt, die menschliche Gestalt, in Vergleichung mit dem in seiner Nacktheit prangenden Pferde, zu sehr herabwürdigt und im Gebilde dem Auge nichts als einen harten Klumpen Erz darstellt". Ihm folgten die meisten Mitglieder der Akademie der Künste und fast der ganze Adel. Man betonte, daß nur die römische Tracht, die den Körper freilasse, künstlerischer Behandlung fähig sei, machte gegen „das preußische Kostüm" sogar den Wechsel der Mode geltend. Der Kronprinz, das Publikum, einige Künstler, allen voran Chodowiecki, traten aber für dieses ein. Letzterer verfaßte eine längere Denkschrift, die in dem Satze gipfelte: „Der König muß vorgestellt werden, wie er war; denn keiner war wie er." Man berief sich dafür auf Friedrich selbst, der eine allegorische Zeichnung eben von Chodowiecki, die ihn als römischen Imperator darstellte, mit den Worten verworfen hatte: „Dieses Kostüm eignet sich nur für Theaterhelden." Das historische Gefühl, wie der Sinn für die Volkstümlichkeit, von dem diese zweite Partei beseelt

Digitized by Google

war, trug den Sieg davon, da Friedrich Wilhelm III. von vornherein seinen großen Ahnen „im eigentlichen bekannten Kostüm“ dargestellt wissen wollte.

Dieser Streit, so seltsam er uns heute dünken mag, bedeutet jedoch mehr als einen Kampf und Gegensatz künstlerischer Auffassungen. Seine tiefere Wurzel liegt in den Anschauungen des Zeitalters, das den antikisierenden Strömungen zweifellos innerlich näher stand, als unsere Gegenwart. Das geistige Leben und die Geschichte des Altertums war damals Gemeingut der gesamten gebildeten Welt, sie lebte in den antiken Vorstellungen, wenn auch die meisten Werke der Alten ihr nur aus Übersetzungen bekannt waren. Man lese einmal die Korrespondenzen und die Literatur des 18. Jahrhunderts nach, und man wird durch die Fülle der Anspielungen und Zitate überrascht werden.

Von dem Gedanken, Friedrich mit dem römischen Imperatorenkostüm zu bekleiden, war es nur ein Schritt weiter, ihn selbst als göttlich darzustellen, gleichwie den römischen Cäsaren göttliche Ehren erwiesen wurden. Ein Entwurf von 1791 zeigt ihn bereits als Jupiter auf dem Thron. Diese Idee wurde dann weiter ausgebaut, indem man ihn bei dem zweiten Wettbewerb von 1797 in einem Tempel aufstellte oder mit einem halbkreisförmigen Säulengang umgab oder endlich, wie Schinkel plante, in einen großartigen Hallenbau von drei Geschossen setzte.

Damit gelangen wir zu der Frage über die Form des Monuments. In einigen Vorschlägen wird von einer persönlichen Darstellung abgesehen, so wenn der Astronom Bode 1787 eine Fülle kleiner, zum Teil neu entdeckter Sterne zu einem einzigen Sternbild zusammenfaßte, das Ramler „Friedrichs Ehre“ taufte, oder wenn der Däne Rustad eine trajanische Säule auf großem tempelartigem Unterbau errichten und über dem Eingang in eine Nische eine riesige Urne mit der Inschrift „Lethe“, als Sinnbild der Vergänglichkeit aller Größe, setzen wollte. Erwähnt sei hier auch der phantastische Gedanke, die Spitze eines Felsens, auf dem Friedrich sitzt, zu seinem Bilde umzuschaffen.

Das erste Denkmal, das dem Könige errichtet wurde, 1793 in Stettin, stellt ihn zu Fuße dar. So finden sich denn viele Entwürfe zu Standbildern, jedoch noch mehr zu Reiterstatuen, teils in römischem, teils in preußischem Kostüm. Neben dem ruhig schreitenden Pferde,

Digitized by Google

nach dem Vorbild des Standbildes Marc Aurels, begegnet uns verschiedentlich das sich aufbäumende Roß, zu dem das Denkmal Peters des Großen in Petersburg die Anregung gegeben hat. Schadow läßt die Siegesgöttin die Zügel des Pferdes ergreifen (1796), gleichwie schon 1791 der „Genius Preußens" dem Pferde beigegeben war. In seinem ersten Entwurfe umgab Schadow den König mit zeitgenössischen Figuren und antizipierte damit den Grundgedanken des von Rauch endgültig gestalteten Denkmals. Aber auch Rauch plante zunächst, wie Schadow, die Figuren neben das Denkmal zu stellen; in einem der ersten Entwürfe sind es sogar je drei Reiterstatuen, die er zu beiden Seiten des Königs setzte, und die den spöttischen Vergleich mit einer anreitenden Schwadron herausforderten.

Doch immer gewaltiger gestalten sich die Pläne. Nicht mehr die Statue, zu Fuß oder zu Pferde, genügt. Eine riesenhafte Pyramide, einzig mit der Inschrift „Friderico", will Formey, der Sekretär der Akademie, ihm errichtet wissen (1787); sie solle das erste sein, was man bei der Annäherung an Berlin sehe, gleichsam das Wahrzeichen der Stadt, und riesenhaft wie keine zweite, so wollten andere und setzten davor das Reiterstandbild des Königs. Man dachte daran, das Brandenburger Tor seinem Andenken zu weihen und Friedrichs Statue darauf zu stellen, oder einen Triumphbogen für ihn zu errichten. Das führt uns zu dem Plane, zu dem Friedrich Wilhelm III. durch den Besuch Italiens 1823 angeregt wurde, und an dem er fast ein Jahrzehnt lang festgehalten hat, die Taten seines großen Ahnen auf einer trajanischen Säule bildlich zu verewigen und deren Spitze mit seiner Statue zu krönen.

Griff der König damit auf ein Vorbild des Altertums zurück, so waren ihm die Architekten darin vorausgegangen, indem sie, wie erwähnt, Friedrich in einem Tempel aufstellten. Die Konkurrenz von 1797 ist von dieser Idee beherrscht. Langhans, der Erbauer des Brandenburger Tores, plante einen runden Tempel mit einer Kuppel nach Art des römischen Pantheons. Gilly schlug vor, auf einem mit Bogengängen durchzogenen, dunkeln Unterbau, der ein Gewölbe für Friedrichs Gebeine enthält, einen dorischen Tempel zu errichten, zu dem zwei riesige Freitreppen führen, mit Altären, Obelisken und Sphinxen. Als Stelle war der heutige Leipziger Platz gedacht, während ein anderer Architekt, Gentz, den damals noch offenen Kanal

Digitized by Google

zwischen Opernhaus und Wache überbrücken und dort auf hohem Unterbau einen runden korinthischen Tempel, ebenfalls mit Freitreppen, Altären, Sphinxen und Obelisken aufrichten wollte. Darauf erweiterte er das alte Projekt (1806), indem er statt des Tempels auf dem durch Überbrückung gewonnenen riesigen Platze zwischen Universität, Oper und Zeughaus zwei gewaltige Halbkreise mit architektonischem Hintergrunde, abwechselnd Säulen- und Wandpartien, schaffen wollte, die aber wegen des größeren Eindrucks bedeutend niedriger sein sollten, als die in den Halbkreisen stehenden Statuen. Und zwar sollte in dem Halbkreis auf der Seite des Zeughauses sich Friedrichs Denkmal erheben, auf der anderen das von der Langen Brücke fortgenommene des Großen Kurfürsten. Gentz widersprach damit insofern dem Wunsch vieler Berliner, als sie den König dem Kurfürsten gegenüber auf die Lange Brücke hatten setzen wollen.

Von den Architekten bleibt noch einer, der größte, zu nennen. Schinkels erster Entwurf stellt den König im griechischen Gewande dar, wie er eine feurig dahinstürmende Quadriga lenkt; das mächtige Gebälk, das sie trägt, ruht auf 14 Pfeilern, die sich auf einer rings ansteigenden Freitreppe erheben. In anderen Entwürfen werden tempelartige Gedächtnishallen in Verbindung mit der Quadriga oder einer Reiterstatue geplant, oder jener schon erwähnte turmhohe, großartige Hallenbau in drei Geschossen, in deren unterstem Friedrich in göttlicher Gestalt thront, hoch über ihm schwebend die Viktoria. Der gewaltigste Entwurf Schinkels freilich wollte der Straße vom Brandenburger Tor zum Schlosse einen grandiosen Abschluß geben. Zwischen Dom und Schloß sollte die auf dem Säulenbau ruhende Quadriga des ersten Entwurfes, auf drei Seiten umgeben von Säulenhallen und Tempelanlagen, sich erheben, eine riesige Mauermasse sich dahinter türmen, mit ansteigenden Terrassen, hängenden Gärten, Marmorbildern, Baumgruppen, Fontänen, und hoch in der Mitte ein ragender Tempel, gekrönt von der Gestalt der Viktoria.

Neben diesem riesenhaften, künstlerisch großartigsten Entwurf sei zum Schluß noch der sehr eigenartige Vorschlag eines sonst unbekannten Mannes genannt, einen Teil der Stadt selbst zu einer Triumphstätte für das Fürstenhaus umzugestalten. Von der Mitte Berlins, dem Lustgarten, wo der erste König stehen soll, führt eine Wallfahrtstraße vorbei an den Monumenten der preußischen Herrscher und Feldherren

Digitized by Google

zum Halleschen Tore, an dem die Todesszenen Friedrich Wilhelms I. und seines großen Sohnes dargestellt sind, vorbei an Werken, die der Verherrlichung der neueren preußischen Geschichte dienen, durch einen großen Park, den Statuen, Urnen und Pyramiden zum Andenken an die bedeutendsten Männer Preußens schmücken, zu einem unterirdischen Tempel, dem Mausoleum der Hohenzollern. Vor diesem nationalen Heiligtum, am Tempelhofer Berg, von einem Haine überschattet, erhebt sich ein riesiger Altarbau: umringt von den Idealgestalten der preußischen Lande und Ströme, krönt ihn Friedrichs Kolossalbüste.

Mag Prinz Heinrich die gehässige Fortlassung seines königlichen Bruders auf dem Denkmal, das er 1791 in Rheinsberg den preußischen Heroen weihte, damit erklären, daß er einzig eine Herzensschuld abtragen wollte — mag ein Franzose den Grund zu dem Verbote Friedrichs, zu seinen Lebzeiten ihm ein Denkmal zu errichten, in der Überzeugung des Königs finden, daß er sich durch seine Verdienste um seine Nachfolger ein Monument, das um so ruhmvoller für ihn sein werde, gesichert habe — mag andrerseits das imposanteste Denkmal ihm gesetzt werden — das unvergänglichste und glorreichste bleiben seine Taten.

Digitized by Google

22.

Maria Thereſia.

Unter den Perſönlichkeiten, die im 18. Jahrhundert auf Fürſtenthronen ſaßen, ragt an weltgeſchichtlicher Bedeutung die Kaiſerin-Königin Maria Thereſia hervor. Gleichwie bei Friedrich dem Großen und bei Katharina II. reichen die Spuren ihres Wirkens bis in unſere Tage, iſt ſie es doch geweſen, welche die großen Reformen durchführte, „auf deren Reſultaten“, wie Leopold von Ranke es ein Jahrhundert nach ihrem Tode ausgeſprochen hat, „das ſpätere Schickſal von Öſterreich und zum Teil auch ſeine heutige Stellung beruht“.

Nicht eigentlich eine Biographie der Kaiſerin-Königin iſt es, die von Zwiedineck-Südenhorſt in ſeinem Buche „Maria Thereſia“ gibt, ſondern vielmehr eine Geſchichte des öſterreichiſch-ungariſchen Staates unter ihrer Herrſchaft; denn nur allzu ſtark tritt ihre Perſönlichkeit vor der Schilderung der Begebniſſe zurück. Und auch die Geſchichte der Monarchie wird nur bis zum Schluß des Siebenjährigen Krieges geführt, da „die thereſianiſche Zeit allmählich in die joſephiniſche übergeht“ und die Kaiſerin, wie wir hören, nicht vermag, „gegenüber dem leidenſchaftlichen Verlangen ihres Sohnes, Kaiſer Joſephs, nach Betätigung ſeiner Eigenart, nach Geltendmachung ſeiner Ideen ihr eigenſtes Weſen aufrechtzuerhalten“. Wenn ich daher im folgenden unternehme, ein Bild von Leben und Perſönlichkeit Maria Thereſias zu entwerfen, ſo möge es mir geſtattet ſein, auch die weitere Literatur, die wir über ſie beſitzen, heranzuziehen.

Nur wenig wiſſen wir im ganzen über ihre Kindheit. Als ſie am 13. Mai 1717 das Licht der Welt erblickte, wurde ſie mit dem Gefühl ſchmerzlicher Enttäuſchung empfangen, hatte doch ihr Vater, Kaiſer Karl VI., erwartet, mit der Geburt eines zweiten Sohnes Er-

Digitized by Google

satz für den wenige Monate zuvor ihm durch den Tod entrissenen Thronfolger zu bekommen. Erst jetzt, so erzählt ein Zeitgenosse, ward man sich völlig der Größe dieses Verlustes bewußt, und die Trauer um den heimgegangenen Prinzen ward noch tiefer als zuvor. Hielt auch der Kaiser bis zu seinem eigenen Lebensende an der Hoffnung auf einen neuen männlichen Thronerben fest, so ging er doch schon zeitig daran, das von ihm bereits 1713 erlassene neue Hausgesetz, die sogenannte Pragmatische Sanktion, kraft deren, in Ermanglung männlicher Nachkommen, seine älteste Tochter Maria Theresia die Erbin des gesamten, ungeteilten Besitzes werden sollte, sowohl in seinen eigenen Landen wie bei den Fremdmächten zur Anerkennung zu bringen.

Seltsame Widersprüche treten dabei zutage. In dem Hausgesetz lag die „Tendenz nach Vereinigung der landesherrlichen Rechte in einer möglichst reich ausgestatteten Zentralverwaltung"; aber der Preis, den der Kaiser für die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion in seinen Landen zahlte, war die ausdrückliche Neubestätigung ihrer alten „Rechte und Freiheiten", ihrer autonomen Verwaltungsbefugnisse, die eben der Monarchie den Stempel des Ständestaates aufdrückten. Nur die Verhandlungen mit dem ungarischen Reichstag von 1722/23 führten zu einem „Staatsakte von allergrößter Tragweite" durch die Aufrichtung eines Staatsvertrages, in welchem der gesetzmäßige Erbe der gesamten österreichischen Gebietsteile „infolge ebendesselben erblichen Rechtes der Nachfolge" auch als der Erbe der ungarischen Lande anerkannt wurde. Damit ist dieser Vertrag auch „die gesetzliche Grundlage für den Bestand der habsburgischen Monarchie als eines in sich selbst geschlossenen Staatskörpers bis zum heutigen Tage".

In Deutschland erreichte der Kaiser, daß zunächst König Friedrich Wilhelm I. von Preußen durch den Berliner Vertrag von 1728 sich verpflichtete, die Erbfolgeordnung „auf ewig mit allen Kräften zu garantieren". Auch am Regensburger Reichstage setzte er 1732 einen günstigen Majoritätsbeschluß durch; allerdings erhoben die Gesandten von Kurbayern und Kursachsen dagegen Protest, da diese beiden Häuser ältere Erbansprüche zu besitzen glaubten. Aber noch vor dem Tode des Kaisers trat die folgenschwere Entfremdung mit Preußen ein; denn binnen wenigen Jahren sollte Friedrich Wilhelm I. sich überzeugen, daß der Wiener Hof nicht gesonnen war, das 1728 gegebene Versprechen zu erfüllen und die brandenburgischen Ansprüche

Digitized by Google

auf die jülich-klevischen Gebiete beim Aussterben des pfalz-neuburgischen Hauses zu unterstützen. So machten durch ihren einseitigen Rücktritt vom Berliner Vertrage, der die Vorbedingung der Zustimmung Preußens zur Pragmatischen Sanktion gewesen war, die österreichischen Staatsmänner, wie von Zwiedineck-Südenhorst treffend bemerkt, die Reichsgarantie zu einer Form ohne Inhalt.

Durch diese äußeren Umstände kam es, daß Maria Theresia in zartem Kindesalter bereits den Gegenstand mannigfaltiger politischer Projekte bildete. Zeitig tauchte der Gedanke auf, sie dereinst mit einem spanischen Prinzen, mit dem Kurprinzen von Bayern oder dem von Sachsen, eben um der Erbansprüche willen, zu vermählen. Auch der phantastische Plan der Verbindung mit ihrem künftigen erbittertsten Gegner, Kronprinz Friedrich von Preußen, spukte in abenteuerlichen Köpfen. Jedoch ihr Vater, diesen Ideen abhold, hatte sein Auge auf das lothringische Haus geworfen, auf die Enkel Herzog Karls IV., der an der Spitze der österreichischen und deutschen Hilfstruppen einst das von Kara Mustapha belagerte Wien entsetzt und die Schwester Kaiser Leopolds I. als Gattin heimgeführt hatte. Nach dem frühzeitigen Tode des Prinzen Klemens, den Kaiser Karl zu seinem Schwiegersohne ausersehen, erhielt dessen Bruder, Prinz Franz, die Anwartschaft auf Maria Theresias Hand. In Wien am kaiserlichen Hofe war er aufgewachsen, und dorthin kehrte er auch, nachdem er 1729 die Regierung seines Herzogtums angetreten hatte, wieder zurück. Um indessen Maria Theresia heimführen zu können, mußte er sich noch zu einem schweren Opfer verstehen; nach dem unglücklichen polnischen Erbfolgekrieg wurde er gezwungen, auf sein Erbe, das Herzogtum Lothringen, nach dem Frankreich die Hand ausstreckte, zu verzichten und dafür, nach dem Aussterben der Mediceer, das Großherzogtum Toskana zu übernehmen. In brutaler Weise stellte ihm Bartenstein, der einflußreichste Mann am Wiener Hof und des Kaisers vertrautester Rat, die Alternative mit den Worten: „Keine Abtretung — keine Erzherzogin!“ Der Lohn für seinen pünktlichen Gehorsam war die Hand der Kaisertochter.

Aus eben dieser Zeit begegnen uns die ersten Zeugnisse über Maria Theresias Persönlichkeit. Der venezianische Botschafter schildert ihre äußere Erscheinung als höchst einnehmend, jedoch mehr von

Digitized by Google

großer Anmut als von vollendeter Schönheit. Ein gewisses ernstes und besonnenes Wesen sei ihr eigen, mit dem sie in taktvollster Weise alle die Pflichten zu erfüllen und alle die Rücksichten zu beobachten verstehe, die ihre eigentümliche Stellung ihr auferlege. Als ihren größten Vorzug aber rühmt er die Großartigkeit ihrer Anschauungen, die in Verbindung mit einer gewissen Männlichkeit des Geistes sie vorzüglich zur Leitung der Staatsangelegenheiten prädestiniere. Ja er meint, sie sei mit so außerordentlichen Gaben des Geistes und des Gemütes ausgestattet, daß man sie als Erbin der Länder des Hauses Österreich berufen würde, wenn hierzu unter allen Frauen der Welt die Wahl freistände. „Schon jetzt zeigt sie", so schließt er, „ein gewisses Vorgefühl ihrer zukünftigen Stellung, und daß, gelangt sie einmal in deren Besitz, ihre Ratgeber nichts weniger als einen entscheidenden Einfluß auf sie ausüben werden."

Was nun ihre persönlichen Gefühle gegenüber dem für sie erkorenen Gatten betrifft, so erzählt der englische Gesandte Robinson: „Trotz ihrer starken Seele hegt sie eine zärtliche Liebe zu dem Herzog von Lothringen. Des Nachts sieht sie ihn im Traum, und am Tage unterhält sie ihre Hofdame nur von ihm, so daß es nicht wahrscheinlich ist, daß sie den Mann jemals vergessen wird, den sie für sich geboren glaubt. Und nie wird sie demjenigen vergeben, der sie in Gefahr brachte, ihn zu verlieren." Mit diesen letzten Worten war Bartenstein gemeint.

Am 31. Januar 1736 wurde die Verlobung des jungen Paares am Kaiserhofe verkündet; bereits am 12. Februar fand die Vermählung statt. So kurz auch die Zwischenzeit war, die beide, der Sitte gemäß, getrennt verlebten, so möchten wir doch die wenigen Brautbriefe nicht übergehen, die sie miteinander wechselten. Zwar von „fast naiver Einfachheit", sind sie doch auch ein beredtes Zeugnis der tiefen gegenseitigen Neigung. Herzog Franz erklärt der „englischen", der „allerliebsten Braut": nichts komme ihn „härter" an, als daß er sich nicht persönlich ihr zu Füßen legen dürfe; sie werde auch selbst überzeugt sein, daß es „keinen Bräutigam in der Welt mit mehrerer Ergebenheit und Respect" als ihn gebe. Darauf antwortet sie ihm zunächst: es sei „wohl gut", daß die Trennung „nicht auf lange" sei, und es werde „ins Künftige zu einer beständigern und gewünschtern Einigkeit dienen". Dann aber fügt sie in einer französischen Nach-

Digitized by Google

schrift von gleichem Umfange nochmals ihren Dank für seine Zeilen hinzu; denn, so sagt sie, „ich war schon in Sorge wie ein armes Hündchen. Hab' mich ein wenig lieb und verzeihe mir, wenn ich Dir nicht genug antworte." Der Bote warte. Und sie schließt mit den Koseworten: „Adieu, Mäusl!" Darauf versichert er wieder, wie „unerträglich" ihm die Trennung sei; und sie wiederholt, daß sein Brief „allzeit eine große Ehre und Freud verursache bei derjenigen, die sich rühme", seine „getreueste Braut" zu sein. Bereits in dem nächsten Schreiben kündigt Franz seine bevorstehende Ankunft in Wien an, „worzu", wie er wörtlich sagt, „alle Augenblicke zähle und bis zu diesem beglückten in Unruh und Sorgen sein werde". Und Maria Theresia wünscht ihrem „herzliebsten Bräutigam" gutes Wetter und glückliche Reise: sie hoffe, „daß diese die letzte sei", die er ohne seine „so ergebene Braut" machen werde.

Wenn dunkle Wolken alsbald das junge Eheglück umschatteten, so stiegen sie auf aus der politischen Atmosphäre, die sie umgab. Zunächst muß an den Türkenkrieg erinnert werden, den Karl VI. damals auf Rußlands Antrieb begann, und der, dank der untüchtigen Heeresleitung, so unglücklich verlief. Auch Großherzog Franz hatte an dem Feldzug teilgenommen. Das Volk betrachtete ihn als Mitschuldigen, die öffentliche Meinung ergriff gegen ihn Partei. Jeder Unglücksfall wurde ihm zur Last gelegt. Man schalt ihn einen Ausländer und Franzosen, der für Österreich kein Herz habe. Stimmen wurden laut, die von einer Vermählung der jüngeren Schwester Maria Theresias mit dem bayerischen Kurprinzen und von der Übertragung der Erbfolge auf jene sprachen. Die bayerischen Sympathien begannen um sich zu greifen, und als Truppen des Kurfürsten aus Ungarn durch Wien nach ihrer Heimat zogen, rief man ihnen zu, ihr Landesherr werde auch bald der Österreichs sein. „Unsere einzige Hoffnung", sagte damals ein Anhänger des Großherzogs Franz, „beruht auf der Geburt eines Prinzen, und man darf erwarten, daß die Lage der Dinge sich ändern wird, wenn das Volk einmal einen Gegenstand seiner Anhänglichkeit wirklich besitzt." Aber auch diese Hoffnung wurde zunichte, da Maria Theresia im Januar 1740 einem dritten Kinde, und zwar wiederum einer Prinzessin, das Leben schenkte. Als Kaiser Karl VI. am 20. Oktober desselben Jahres starb, las man auf Straßenanschlägen in Wien:

Digitized by Google

Vivat! Der Kaiser ist tot!
Wir bekommen jetzt großes Brot,
Der Lothringer ist uns zu schlecht,
Der Bayer ist uns eben recht.

Diese allgemeine Stimmung haben wir uns zu vergegenwärtigen, um Stellung und Haltung Maria Theresias, als sie nunmehr den Thron ihrer Väter bestieg, vollauf zu würdigen. Dazu haben wir zu bedenken, daß in zwei unglücklichen Kriegen, dem polnischen Erbfolge- und dem Türkenkrieg, das Heer verfallen und die Schuldenlast des Staates unendlich gewachsen war.

Und noch ein weiteres Moment kam hinzu: Kaiser Karl VI. hatte wohl seinen Schwiegersohn in den Staatsrat oder die „geheime Konferenz", wie dieser hieß, berufen und ihm den Vorsitz übertragen, wenn er ihn nicht selbst führte. Aber Maria Theresia war von allen Staatsgeschäften ferngehalten worden. Der englische Gesandte Williams hat später den Stand der Dinge in diesem Augenblicke treffend dahin charakterisiert: „Karl VI. hat Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, das Erbfolgerecht seiner Tochter auf große Königreiche und Länder sicherzustellen, und gleichzeitig tat er alles, was nur in seinen Kräften stand, um sie zur Regierung dieser Länder unfähig zu machen." Ein noch gewichtigeres Zeugnis besitzen wir in eigenhändigen Niederschriften Maria Theresias, in denen sie zu Anfang und Mitte der fünfziger Jahre für ihre Nachfolger die Geschichte ihrer Regierung aufzeichnete. Dort heißt es, sie habe sich bei ihrer Thronbesteigung „auf einmal zusammen von Geld, Truppen und Rat entblößet", dazu „ohne eigene Experienz und Wissenschaft" gefunden, da es ihrem Vater, wie sie mit schwerer Anklage sagt, niemals „gefällig" gewesen, sie „zur Erledigung weder der auswärtigen noch inneren Geschäfte beizuziehen noch zu informieren". War sie auch, zufolge anderer Mitteilung, gewohnt gewesen, ihn „fast nur als Verwalter der Länder anzusehen", die sie dereinst besitzen sollte, so hatte sie doch, wie sie ausdrücklich erklärt, aus Ehrfurcht gegen ihren Vater, gesucht, „alledem sorgfältigst immerdar auszuweichen, so einer auch mindesten Regiersucht hätte gleichsehen können".

Mit starker Hand ergriff sie sofort die Zügel der Regierung. Noch am 20. Oktober hielt sie, obwohl selber krank, die erste geheime Konferenzsitzung ab. Der Großherzog saß zu ihrer Linken. Sie nahm

Digitized by Google

das Wort und sprach, in freier Rede, zunächst von der Trauer, die ihr Herz erfüllte; dann aber entwickelte sie die Gesinnungen, mit denen sie ihr Erbe antrat, und ihren festen Entschluß, alle nunmehr auf sie übergegangenen Rechte in vollem Umfang aufrechtzuerhalten. Die Räte und Minister, die ihre Ämter in ihre Hand zurücklegen wollten, bat sie, diese zu behalten. Als Bartenstein, der nur zu unverhüllt seinen Einfluß bei Karl VI. ihren Gemahl hatte fühlen lassen, und gegen den sie, nach eigenem Geständnis, voreingenommen war, seine Entlassung ihr anbot, da erwiderte sie ihm, von seiner Unentbehrlichkeit tief durchdrungen: das sei nicht die Zeit, wo er abdanken dürfe; er möge fortfahren, Gutes zu tun, soviel er könne; Böses zu tun, setzte sie streng hinzu, werde sie ihn schon zu verhindern wissen. Überall und gerade den bei ihrem Vater in Ungnade Gefallenen bewies sie Milde und Versöhnlichkeit.

Dank ihrem persönlichen Eingreifen trat bald ein Umschwung in der allgemeinen Stimmung ein. Ohne größere Schwierigkeit ging die Beruhigung des Volkes und die Erbhuldigung in den österreichischen Landen vor sich. Auch die Krönung in Ungarn wußte Maria Theresia ohne neue Zugeständnisse an den Adel zu erreichen. Sie schritt sofort dazu, die Wahl des Gemahls zum römischen Kaiser vorzubereiten. Jedoch diese scheiterte.

Auch die vor Jahren geschehene Voraussage des venezianischen Gesandten, daß sich beim Tode Karls VI., allen Vorkehrungen zum Trotz, ein Schauspiel von tragischen Auftritten eröffnen werde, schien zunächst nicht in Erfüllung gehen zu sollen. Als der bayerische Gesandte mit Berufung auf das Testament Ferdinands I. Erbansprüche anmeldete, wies man ihn zurück unter Vorlegung des Dokuments, dessen Wortlaut eben diese Ansprüche bündig widerlegte. Wohl wurde der Gesandte daraufhin abberufen, und sofort bemächtigte sich die Publizistik in ausgedehnter Weise dieses Streitfalles, aber noch griff Kurfürst Karl Albrecht nicht zum Schwert, um mit Gewalt seine Forderungen durchzusetzen. Auch Frankreichs glaubte man in Wien sicher zu sein. Vollends endlich täuschte man sich über die Haltung des Preußenkönigs.

Als König Friedrich am 26. Oktober das Ableben Kaiser Karls erfuhr, rief er aus: „Der Augenblick der völligen Umwälzung des alten politischen Systems ist da; der Stein hat sich gelöst, den Nebu-

Digitized by Google

kadnezar auf das Bild aus vier Metallen rollen sah, und der sie alle zerstörte." Unverzüglich ergriff er seine Maßnahmen, um Schlesien zu erobern. „Statt Jülich und Berg, zu dem Habsburg dem Hohenzollern nicht verholfen", so faßt von Zwiedineck-Südenhorst Friedrichs Anschauungen zusammen, „sollte es nun aus eigenem Schlesien geben." Gegen Abtretung eines Teiles dieser Provinz, auf die er alte Ansprüche erhob, und gegen Verzicht auf Jülich und Berg wollte der König jetzt Maria Theresia die Verteidigung ihrer übrigen Erblande und seine Stimme für die Kaiserwahl ihres Gatten anbieten. Er beschloß, Schlesien zu besetzen, um mit diesem Faustpfande in der Hand die Verhandlungen zu beginnen.

Wir haben den Gang der Ereignisse nicht im einzelnen zu verfolgen. Maria Theresia erzählt in ihren Aufzeichnungen, daß einige ihrer Minister für den Vergleich mit Preußen stimmten. Heftig bekämpfte sie diese Ansicht. Ihr Entschluß war gefaßt, „die preußische andringende ungerechte Gewalt mit gerechter Gegengewalt abzutreiben". Und in diesem Entschluß wurde sie vor allem durch Bartenstein bestärkt, von dem sie später geradezu erklärt hat, sie sei „ihm allein die Erhaltung der Monarchie schuldig". War doch sogar auch ihr Gemahl zu Verhandlungen mit König Friedrich unter der Voraussetzung bereit, daß die preußischen Truppen keine Feindseligkeiten begingen. Als Herzog Franz dies zu dem preußischen Gesandten äußerte, da öffnete sich nach dessen Bericht die Tür des Audienzzimmers und Maria Theresia erschien und fragte, ob der Herzog da sei. Und in gleicher Weise unterbrach sie einige Wochen später, leise an die Tür klopfend, sein Gespräch mit den preußischen Abgesandten, als dieses abermals eine bedenkliche, gar zu versöhnliche Wendung zu nehmen drohte.

Der offene Kampf mit Preußen brach aus. Friedrich schloß, um in dem Krieg nicht isoliert zu bleiben, die Allianz mit Frankreich im Juni 1741. Auf die Nachricht davon, so erzählt drastisch der englische Gesandte, fielen die österreichischen Minister, „Leichen gleich", in ihre Stühle zurück. Doch leidenschaftlich verwarf Maria Theresia auch jetzt noch jeden Gedanken an eine Abtretung.

Es galt, die Kräfte der Monarchie zusammenzuraffen, um den Ansturm der Gegner, zu denen auch Bayern und Sachsen sich nunmehr gesellt hatten, abzuwehren. In dieser größten Bedrängnis tat die Königin einen bedeutungsvollen Schritt. Aus eigener Initiative

Digitized by Google

berief sie — es war am 7. September — in Preßburg die Notabeln des Magnatenhauses und vier Tage später die Mitglieder des ungarischen Landtages auf das Schloß, um für sich und ihre Kinder, für Krone und Reich die Waffenhilfe der Ungarn zu erbitten. Gegen Ende ihrer Ansprache, insbesondere bei der Erwähnung ihrer Kinder, brach sie, von tiefer Rührung überwältigt, in Tränen aus. Bald aber, so erzählt ein Augenzeuge, faßte sie sich wieder, und „mit dem Ausdruck, wie er der gekränkten Unschuld zu eigen", lauschte sie der Antwort des Primas, der sie des freudigen Beistandes der Nation versicherte. Eine unbeschreibliche Bewegung ging durch die ganze Versammlung, und der einstimmige Ruf durchbrauste den Saal: „Vitam nostram et sanguinem consecramus" — „wir weihen unser Blut und unser Leben!"

Das Bedeutungsvolle dieses Schrittes Maria Theresias lag nun darin, daß sie den bis dahin unantastbaren Grundsatz der Wiener Regierung verleugnete, den Ungarn die Aufstellung eines nationalen Heeres unter nationalen Führern nicht zu gestatten, hatte man doch bis dahin der Furcht gelebt, daß sie das Schwert gegen ihren Herrscher kehren könnten, um ihre staatliche Selbständigkeit zu erzwingen. Indem Maria Theresia sie selbst zu den Waffen rief, gab sie ihnen den Beweis allergrößten Vertrauens.

Daß sie diesen Erfolg, den sie mit der Hingabe wichtiger Kronrechte überdies erkaufen mußte, auf der anderen Seite nicht überschätzte, beweist die Tatsache, daß sie in ebendenselben Tagen, wo sie sich an die Ungarn wandte, die Vollmacht für den Grafen Neipperg unterzeichnete, mit dem König von Preußen auf der Basis der Abtretung von Niederschlesien zu verhandeln. „Placet", schrieb sie, „weil kein anderes Mittel zu helfen, aber wohl mit meinem größten Herzeleid." Das Ergebnis der daraufhin eingeleiteten Unterhandlungen bildete die Konvention von Kleinschnellendorf, die, wenn sie auch von König Friedrich nicht ratifiziert wurde, doch den Österreichern freie Hand gegen den Kurfürsten von Bayern gab, der, von Frankreich und Sachsen unterstützt, zur Eroberung Böhmens schritt. Ende November fiel Prag. Der Brief, den Maria Theresia auf diese Trauerbotschaft an den böhmischen Kanzler Kinsky richtete, ist ein Dokument der Seelengröße, die sie in dieser höchsten Bedrängnis offenbarte. „Jetzt endlich", so schrieb sie ihm, „ist der Augenblick gekommen, in welchem man Mut

Digitized by Google

zeigen muß, um sich das Land zu erhalten, und mit ihm die Königin; denn ohne dasselbe wäre ich nur eine arme Fürstin. Mein Entschluß ist gefaßt, alles aufs Spiel zu setzen und zu verlieren, um mir Böhmen zu retten, und auf dieses Ziel müssen Eure Bemühungen, Eure Maßregeln gerichtet sein. Alle meine Heere, alle Ungarn sollen eher vernichtet werden, als daß ich irgend etwas abtrete. Der kritische Augenblick ist endlich da; schonet das Land nicht, um es zu erhalten." Dann fährt sie fort: „Ihr werdet sagen, daß ich grausam sei. Es ist wahr; ich weiß aber auch, daß alle die Grausamkeiten, welche ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, daß ich sie alle hundertfältig zu vergüten imstande sein werde. Das will ich tun; jetzt aber verschließe ich mein Herz dem Mitleid. Ich verlasse mich auf Euch."

Es schien, als sollte das Maß ihrer Leiden voll werden. Am 7. Dezember 1741 ließ sich Kurfürst Karl Albert in Prag zum König von Böhmen krönen, ein großer Teil des Adels huldigte ihm, das Land war in vollem Abfall begriffen. Aber Maria Theresia verlor nicht ihren Mut. „Ich allein", so durfte sie in ihrer mehrerwähnten Aufzeichnung sagen, „ich allein, ohne eiteln Ruhm zu melden, war etwa diejenige . . ., die unter allen diesen Drangsalen den meisten Mut annoch beibehielt."

Die Errettung aus dieser höchsten Not bezeichnet sie ebendort als ein göttliches „Mirakel": sie habe den „starken Arm Gottes" gespürt, der ihr geholfen habe, zu Anfang des Jahres 1742, als ihre Truppen binnen wenigen Wochen Oberösterreich und Bayern besetzten, dann wieder, als in dem Frieden von Breslau, im Juni, Preußen aus der Reihe der Gegner schied, und endlich 1744, als Friedrich abermals das Schwert zog und, obwohl ihm der Weg dazu offen gestanden habe, versäumte, auf Wien zu marschieren und der Monarchie den „letzten Todesstoß" zu geben. Mit dem Jahre 1745 trat die große Wendung ein. Karl Albert, der zu Anfang des Jahres 1743 zum römischen Kaiser gewählt und gekrönt worden war, starb, sein Nachfolger versöhnte sich mit Österreich, und am Ende des Jahres folgte auch der Friede mit Preußen, der Ende Dezember in Dresden abgeschlossen wurde.

Dieses letzte Ereignis bezeichnet die Kaiserin — denn das war Maria Theresia seit der Wahl und Krönung ihres Gemahls zum

Digitized by Google

römischen Kaiser im Oktober 1745 — selbst als einen großen Wendepunkt in ihrer Regierung. Sie habe, so erklärt sie ihren Nachfolgern, „bis zu dem Dresdener Frieden herzhaft agieret, alles hazardieret und alle Kräfte angespannet", aus Pflichtgefühl, wie aus der Überzeugung, daß ihren „armen Erblanden nichts Unglückseligeres geschehen könnte, als in preußische Hände zu verfallen; wie dann, soferne nicht allezeit gesegneten Leibes gewesen, mich gewiß niemand aufgehalten hätte, selbsten diesem so meineidigen Feinde mich entgegenzusetzen. Gott aber hat es anders verhänget." Sie fährt darauf fort: „Und wie gesehen, daß die Hände zu dem Dresdener Frieden reichen mußte, so habe auch auf einmal meine Gedenkensart geändert und solche allein auf das Innerliche deren Länder gewendet, um die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, wie die teutschen Erblande vor denen so mächtigen beiden Feinden, Preußen und Türken, bei ermanglenden Festungen und barem Gelde, auch geschwächten Armeen noch zu erhalten und zu beschützen wären.... Dieses war die Ursach, warum man den Aachener Frieden so geschwind hat schließen müssen."

In langjährigem Kampfe hatte sie die bittere Erfahrung gemacht, wie sehr die österreichische Monarchie dem jungen, schlagfertigen Preußen unterlegen war. Diese Schlagfertigkeit, das sprach sie nunmehr direkt aus, sollte auch Österreich erhalten, und so begann sie das große Werk der inneren Reform.

Um gegen jeden ferneren Angriff gerüstet zu sein, war die Errichtung eines starken stehenden Heeres notwendig. Die Ausgaben dafür mußten geregelt und die erforderlichen Gelder sichergestellt werden. So ging die Militär- und Finanzreorganisation Hand in Hand.

Der Schlesier, Graf Haugwitz, der den Plan dafür entwarf, wollte die Kosten für das stehende Heer durch feste, auf eine Reihe von Jahren sich erstreckende Bewilligungen der Landtage aufbringen. Das bedeutete eine Schmälerung der Rechte, welche die Stände noch immer auf den Landtagen ausüben konnten. „Die staatsrechtliche Frage wurde durch die Gegenüberstellung der Gesamtstaats- und der Landschaftsinteressen aufgerollt." Mit größter Energie führte Maria Theresia den Kampf durch. Beweglich klagt sie in ihren Aufzeichnungen über den Egoismus und die Herrschsucht ihrer Minister, die unter dem Deckmantel der Verteidigung wichtiger Landesrechte nur ihre

Digitized by Google

eigenen Interessen verfochten und ihre eigene Stellung der Dynastie gegenüber verstärkten. Die landesfürstliche Autorität habe leiden müssen, damit „der Minister Ansehen und Kredit so hoch und über alle billigen Grenzen steigen" konnte. Der Sieg der Reform war entschieden, als Graf Harrach, das Haupt der ständischen Opposition, endlich weichen mußte. Die Rezesse wurden auf zehn oder doch wenigstens auf drei Jahre bewilligt.

Um die Macht der Minister zu brechen, führte Maria Theresia dann auch die Trennung von Justiz und Verwaltung durch, indem sie gleichzeitig oberste Zentralbehörden für die Monarchie schuf.

Die Bedeutung dieser Reformen, die wir nur in großen Zügen haben andeuten können, hat die Kaiserin kurz charakterisiert, indem sie selbst diese als den „Grundstein zu der Monarchie künftigen Sicherheit und zur Wiederemporbringung der landesfürstlichen Hoheit und Ansehen" bezeichnete und ihre Nachfolger beschwor, an der von ihr „getroffenen Einrichtung und Verfassung nichts abzuändern", sondern diese vielmehr „wie einen Augapfel" zu hüten.

War Bartenstein Maria Theresias Stütze während des Erbfolgekrieges, Haugwitz ihr Ratgeber bei der Reform gewesen, so trat nunmehr der dritte der Männer hervor, die ihre treuesten Paladine zu nennen sind: Graf Wenzel Kaunitz, der 1753 das Amt des Hof- und Staatskanzlers erhielt. An seinen Namen knüpft sich die Wiederaufnahme des Kampfes gegen Preußen, um das verlorene Schlesien wiederzuerobern. Schon 1749 hatte er in einer ausführlichen Denkschrift der Kaiserin vorgestellt, daß nur mit Frankreichs Hilfe dieser Plan ausführbar sei, und ihr daher empfohlen, den Versailler Hof zum Bundesgenossen gegen König Friedrich zu gewinnen. Zwar hatte er selbst ihr dann wieder geraten, diesen Gedanken aufzugeben, um sofort auf ihn zurückzukommen, als 1755 die politischen Verhältnisse Europas mit dem Ausbruch des englisch-französischen Krieges einer neuen Krise entgegengingen. Gegenüber dem scharfen Tadel, den diese Offensiv- und Revanchepolitik des Kanzlers bei Zwiedineck-Südenhorst findet, ist darauf hinzuweisen, daß ohne Auseinandersetzung mit der jüngsten Großmacht Preußen, die in mächtigem Fluge sich erhob, Österreich seinen Einfluß und seine Stellung in Deutschland nicht hätte behaupten können. Die Möglichkeit einer friedlichen Verständigung aber ist durch die Ereignisse selbst widerlegt. So läßt sich auch nicht

Digitized by Google

sagen, daß allein blinder Haß aus dem Bekenntnis Maria Theresias spricht: „Ich und der König von Preußen sind einmal ganz unvereinbar."

War die Verfolgung der deutschen Politik ohne Konflikt mit Preußen nicht möglich, so drohte aber auch bei einer Balkanpolitik, die Kaunitz nach Ansicht seiner Kritiker vielmehr hätte treiben sollen, die ernste Gefahr eines Zusammenstoßes mit Rußland, wie es die Ereignisse der Jahre 1770 und 1771 bewiesen haben, als die Russen während des Türkenkrieges sich zum Vormarsch über die Donau anschickten.

Jedenfalls läßt sich nicht bestreiten, daß die Kaunitzsche Koalition des Jahres 1756, der Bund Österreichs mit Frankreich und Rußland, eine furchtbare Gefahr über Preußen heraufgeführt hat, die der König nur dadurch beschwören zu können glaubte, daß er dem Angriff der vereinigten Gegner zuvorkam. Und jedenfalls zeugt es von persönlicher Größe Maria Theresias, wie ihres Kanzlers, daß sie nicht leichten Herzens auf Schlesien Verzicht leisteten, daß sie vielmehr alles taten, um nicht nur die verlorene Provinz zurückzuerobern, sondern auch durch die Aufteilung seiner Lande den Gegner für immer kampfunfähig zu machen; denn das war das Ziel der Koalition.

Anders freilich steht es, wenn wir die Zeit nach 1763 ins Auge fassen, wenn wir sehen, daß Kaunitz an der französischen Allianz festhält, nachdem ihr geringer Wert durch die ungenügenden militärischen Leistungen der Franzosen im Kriege erwiesen war, nachdem Frankreich 1770 und 1771 den Wiener Hof in der orientalischen Krise völlig im Stich gelassen hatte. Aber auch die Kaiserin ist hier von Schuld nicht freizusprechen; denn als im Oktober 1763, nach dem Tode König Augusts III. von Polen, Katharina II. ihr vorschlug, sich mit ihr über die Wahl seines Nachfolgers zu verständigen, da war es Maria Theresia, die, von moralischen Bedenken zurückgehalten, mit der Antwort an die Zarin zögerte, während König Friedrich, an den sich Katharina ebenfalls gewandt hatte, die Gelegenheit mit Geschick ergreifend, ohne Zaudern deren Plänen zustimmte und sich damit die Bundesgenossenschaft der Russen sicherte. Die Folgen dieses großen politischen Fehlers Maria Theresias zeigten sich denn auch in der diplomatischen Niederlage, die, wie wir sehen werden, die österreichische Regierung binnen wenigen Jahren in der Orientkrise erlebte.

Digitized by Google

Im Hubertusburger Frieden bewahrten beide Staaten den Umfang ihres Gebietes, den sie bei Kriegsausbruch innegehabt hatten. Preußen behauptete seine jüngsterrungene Großmachtstellung, Österreich hatte damit das Spiel verloren. Abermals war Maria Theresia die Seele des Widerstandes gewesen, in mannhaftem Ausharren gegenüber allen Schicksalsschlägen, die sie trafen. Nur die namenlose Erschöpfung ihrer Lande, der Friede, den Frankreich mit England machte, und der Thronwechsel in Rußland, der zugleich zu einem Systemwechsel des Petersburger Hofes führte, hatten sie bewegen können, ihrerseits die Hände zum Friedensschluß zu bieten.

Mit dem Augenblicke, da die Kaiserin ihren Gemahl verlor und ihren ältesten Sohn Joseph zum Mitregenten ernannte, änderte sich der Charakter der österreichischen Politik. Behielt auch Kaunitz deren Leitung bei, so empfing sie doch entscheidende Antriebe durch Joseph; es wurde eine Richtung eingeschlagen, der Maria Theresia nur mit Widerstreben folgte. Auf Verlangen Josephs, der inzwischen auch die römische Kaiserwürde erhalten hatte, wurden nach Ausbruch des russisch-türkischen Krieges alte Ansprüche auf polnisches Grenzgebiet geltend gemacht und dieses selbst okkupiert. Gegen Rußland verbündete sich der Wiener Hof mit der Pforte, um dann doch seinen Bundesgenossen preiszugeben und mit der Berliner und Petersburger Regierung den Teilungsvertrag über Polen abzuschließen, da man selbst nicht leer ausgehen wollte. Maria Theresia hegte den einzigen Wunsch, einen neuen Krieg zu vermeiden und mit Ehren aus der kritischen Lage, in die man geraten war, herauszukommen. Darum griff sie im Herbste 1771 zugunsten des Friedens unmittelbar in die Verhandlungen ein, und sie beharrte bei ihrer Ansicht: „Alle Partage ist unbillig." Tiefbekümmert rief sie aus: „Ich bekenne, daß ich Zeit meines Lebens mich nicht so beängstigt befunden habe. Als mir alle meine Länder bestritten wurden, steifte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Allein im gegenwärtigen Falle, wo nicht nur das Recht nicht auf meiner Seite steht, sondern Verbindlichkeiten, Recht und Billigkeit wider mich streiten, bleibt mir keine Ruhe, sondern nur der Vorwurf eines Herzens übrig, das niemals gewohnt war, jemand oder sich selbst zu betäuben oder Doppelzüngigkeit für Aufrichtigkeit geltend zu machen. Treue und Glauben sind für alle Zeit verloren, die doch das größte Kleinod und die wahre Stärke eines Monarchen

Digitized by Google

gegen die anderen sind. Ich kann mich nicht entbrechen, es nochmals zu wiederholen: ich bin nicht mehr stark genug, allein die Affären zu führen, mithin lasse ich sie, nicht ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen."

Und wie gegen ihren Willen die Teilung Polens erfolgte, so auch der vierte Waffengang mit König Friedrich, der nochmals zum Schwerte griff, um zu verhindern, daß Kaiser Joseph sich nach dem Tode des letzten Kurfürsten der bayerischen Erbschaft bemächtigte. Ohne Vorwissen ihres Sohnes, aber vergeblich strebte die Kaiserin eine direkte Verständigung mit dem Preußenkönig an, und als der Teschener Friede im folgenden Jahre dem Streit ein Ende setzte, da schrieb sie am 23. Mai 1779, dem Tage, an welchem im Stephansdom der feierliche Dankgottesdienst abgehalten wurde, an Kaunitz: „Ich habe heute glorios mit einem Tedeum meine Laufbahn beschlossen und das, was ich wegen der Ruhe meiner Länder mit Freuden übernommen, so schwere Opfer es mich auch gekostet, mit Gottes Hilfe beendigt. Das übrige wird nicht mehr in vielem bestehen."

Ihr Vorgefühl trog sie nicht: sie stand dicht vor dem Abschluß ihres reichbewegten Lebens.

Aber, bevor wir schließen, haben wir uns noch ihrer Persönlichkeit zuzuwenden. Der spätere preußische Kanzler Fürst, der sie auf der Höhe ihres Lebens im Jahre 1755 sah, nennt die Kaiserin „eine der schönsten Prinzessinnen von Europa". Und noch neun Jahre später berichtet der preußische Gesandte von ihr: „Die Natur, die ihr einen lebhaften, festen, edeln und liebenswürdigen Charakter verliehen, hat sie hinsichtlich ihrer körperlichen Reize nicht vernachlässigt. Obwohl sie von starker Figur, ist ihr Teint noch heute so frisch, ihr Mund so lückenlos und der Ausdruck ihres Gesichtes so heiter, höflich und freundlich, daß sie in diesem Punkt den Schönsten unter der Jugend am Hofe den Rang streitig machen kann." Er rühmt sie ferner als unwandelbare Freundin, als treue Gattin und gute Mutter.

Ihre Ehe mit Kaiser Franz war eine glückliche. „Wenige Privatleute", so urteilte Fürst, „leben in einer so innigen Eintracht wie der Kaiser und die Kaiserin." Zeitweilig kam es allerdings zu Differenzen, war Maria Theresia doch nicht frei von eifersüchtigen Anwandlungen gegenüber den Aufmerksamkeiten, die ihr Gatte einigen bevorzugten Damen der Gesellschaft erwies. Und ihre Eifersucht er-

Digitized by Google

streckte sich auch auf die politische Sphäre, da, wie uns bezeugt wird, sie seine Einmischung in die Regierung „nicht einen Zoll breit“ gestattete, es sei denn, daß sie ausdrücklich es guthieß. Trotz der herzlichen Liebe, die sie ihrem Gemahl allzeit entgegenbrachte, täuschte sie sich nicht über die Grenzen seiner persönlichen Fähigkeiten. So erfüllte sie im Jahre 1744 seinen Wunsch, das Kommando im Felde zu erhalten, „durch persönliche Erfahrungen gewitzigt“, nicht. Wie schwer es ihr fiel, ihren „Alten“ davon abzubringen, schildert sie anschaulich ihrer Schwester. Erst habe sie die Angelegenheit nur scherzhaft behandelt. Dann, so schreibt sie, „nahm ich meine Zuflucht zu unseren gewöhnlichen Mitteln, den Liebkosungen und Tränen; aber was vermögen die über einen Gatten nach neunjähriger Ehe! Auch bei diesem besten Gatten der Welt erreichte ich nichts. Endlich geriet ich in meinen Zorn, und der hat mir so gute Dienste getan, daß er und ich krank geworden sind.“ Nicht ohne Verstimmung fühlte Kaiser Franz, daß er beiseite geschoben wurde, und gab dem wohl auch gelegentlich öffentlich Ausdruck. So setzte er sich einmal bei einer Hoffestlichkeit in einen Winkel des Saales, und als einige Damen ihm Platz machen wollten, sagte er: „Achten Sie nicht auf mich, ich will hier warten, bis sich der Hof entfernt“, und erläuternd fügte er hinzu: „Der Hof sind die Kaiserin und meine Kinder, ich bin hier nur ein einfacher Privatmann.“ Und doch hatte an seiner Wahl zum römischen Kaiser vielleicht niemand größere Freude als Maria Theresia selbst, wenn sie auch verschmähte, sich ebenfalls krönen zu lassen. Als in Frankfurt a. M. der Krönungszug aus dem Dom sich an ihr vorüber zum Römer bewegte, rief sie ihrem Gemahl ein lautes „Vivat Franciscus!“ zu, und sie streifte, wie hernach erzählt wurde, ihre Handschuhe ab, um zu seiner Begrüßung desto vernehmbarer in die Hände klatschen zu können. Noch zwanzig Jahre waren ihr an seiner Seite beschieden, bis ihn am 18. August 1765 ein plötzlicher Tod hinwegraffte.

Der 18. galt ihr fortan als Dies nefastus, als Unglückstag, um so mehr, als sie an einem 18. auch ihren Lieblingssohn, Erzherzog Karl, verloren hatte. Wir kommen damit zu ihrem Verhältnis zu ihren Kindern.

Nicht weniger als sechzehn Kinder hat sie ihrem Gatten geschenkt. Mit welch innigem Glück deren wachsende Zahl sie erfüllte, bezeugt die Nachricht, daß sie drei Stunden nach der Geburt ihres

Digitized by Google

ältesten Sohnes, des Erzherzogs Joseph, den Wunsch aussprach, bereits wieder im sechsten Monate der Schwangerschaft zu sein. Es schmerzte sie tief, daß sie nicht persönlich die Erziehung ihrer Nachkommenschaft übernehmen konnte. So stellte sie wenigstens für Gouverneure und Lehrer in ausführlichen Instruktionen die maßgebenden Gesichtspunkte fest, die sie ihren Kindern, sobald diese der Obhut jener entwuchsen, nochmals schriftlich wiederholte, dabei auf alles, auch auf das Kleinste, eingehend. Instruktionen folgten wiederum, sobald sie sich verheirateten oder ein wichtiges Amt antraten. Und so begleitete die Kaiserin sie mit Mahnungen und Ratschlägen auf ihrem ganzen Lebenswege, auch dann noch, als sie auf Königsthronen saßen oder wie ihr ältester Sohn Joseph die Kaiserkrone trugen. Stets hält sie mit ihnen, wie ein strenger Hausvater, genaue Abrechnung, ihr Spiegelbild und ihre Fehler ihnen weisend. Rückhaltlos sagt sie allen ihre Meinung und ihren Tadel heraus. Dabei geht es nicht ohne harte Worte und verletzende Wendungen ab. Maria Theresia selbst klagt einmal: „Ich hasse mich selber, daß ich denen, die ich lieb habe, so viel Kummer verursache.“ Aber ist ausgesprochen, was sie Bitteres zu sagen hat, ist die „lange Predigt“ zu Ende, dann kommt ihr warmes Gefühl auch zu Worte: „Indem ich diesen Brief schließe“, so schreibt sie 1766 an Kaiser Joseph, „nehme ich Dich beim Kopfe, umarme Dich zärtlich und wünsche, daß Du mir die Langeweile dieser übeln Reden verzeihen mögest, indem Du nur auf das Herz siehst, aus dem sie hervorgehen. Ich wünsche ja nichts, als Dich von aller Welt so geschätzt und so geliebt zu sehen, wie Du es verdienst.“

Eine besondere Signatur tragen die Briefe Maria Theresias an die Erzherzogin Maria Christine, ihre Lieblingstochter. In ihnen plaudert sie mit ihrer „Mimi“, wie sie sie zärtlich nannte, gleich einer vertrauten Freundin. Da blitzen auch humoristische Lichter auf. Die Kaiserin verspottet sich mit lustiger Ironie: „Wenn ich eilen muß, werde ich gleich grantig für den ganzen Tag“; daher kündigt sie ihren Besuch an, ohne eine bestimmte Stunde festzusetzen, denn sie möchte, wie sie launig fortfährt, „mit dem breiten Maul“ kommen. Ein andermal schildert sie, wie sich Kaiser Joseph einen Zahn ziehen läßt; dreimal setzte der Arzt an, eine halbe Stunde dauerte die Operation. Der „Windbeutel“, bemerkt sie dazu, habe Zeit und Schmerzen nicht sparen wollen, „um seine Kunst in vollem Licht zu zeigen“. Dann

Digitized by Google

spricht sie von Zukunftsträumen, um sich am Schluß mit der Bäuerin in Gellerts Fabel zu vergleichen, die Eier zum Markte bringt. Gelegentlich streut sie ein paar italienische Worte in den Briefen ein und erklärt, sie wolle mit ihren italienischen Kenntnissen „brillieren". Als sie einmal von ihrem Befinden spricht und bemerkt, daß sie an schlechtem Schlaf und zeitweilig an Kopfschmerzen leide, setzt sie hinzu, die Übel störten sie nicht und stellten sich nur ein, wenn sie nicht Lust habe, etwas zu tun, „was man nennt Schulkrankheit". So schließt sie denn auch dieses drollige Bekenntnis mit den Worten: „Ich selbst muß darüber lachen." Scherzend nennt sie den Schwiegersohn, den Prinzen Albert von Sachsen-Teschen, den sie zum Statthalter von Ungarn gemacht hatte, in den Briefen an ihre Tochter, wie einst den eigenen Gatten, „den Alten". Einmal heißen sogar die beiden: „Mimerl und ihr Liebster." Aus jeder Zeile dieses Briefwechsels spricht die warme Liebe zu ihrer Tochter und die freudige Genugtuung, daß, wie sie selbst, so auch Maria Christine eine Neigungsheirat schließen konnte. Von den jungen Neuvermählten sagte sie da wohl: „Wie oft erinnern sie mich an die erste Zeit meiner eigenen Ehe!" Und als die Erzherzogin bei einer Reise nach Italien „so etwas wie Heimweh" empfand, da erwiderte ihr Maria Theresia scherzend, ihr fehlten die „Zwiebeln ihres ungarischen Ägyptens", dieses etwas kühne Bild dann selbst dahin erläuternd: sie meine das „friedliche und ruhige Leben", das sie in Preßburg mit einem Gatten führe, der ihr „über alles" gehe.

So konnte mit vollem Recht der Kanzler Fürst Maria Theresia eine „zärtliche und strenge Mutter" nennen. Hatte sie einst Jagd, Spiel und Theater geliebt, so bildeten jetzt ihre einzige Erholung ihre Kinder, ihre „einzige Leidenschaft", wie der preußische Gesandte 1764 ausdrücklich betont, das Verlangen, würdig die von der Vorsehung ihr übertragene Stellung auszufüllen.

Im Winter um 6 Uhr morgens, im Sommer noch früher begann die Kaiserin ihr schweres Tagewerk. Selbst im Theater hatte sie neben ihrer Loge ein kleines Arbeitskabinett, in das sie sich oft während der Vorstellung zurückzog. Die Minister jedes Departements hielten ihr wöchentlich Vortrag. Fürst erzählt: „Sie wendet viel Zeit auf diese Konferenzen; die minder wichtigen Sachen entscheidet sie auf der Stelle; ist der Gegenstand aber von einiger Bedeutung, so faßt

Digitized by Google

sie ihren Entschluß erst nach reiflicher Überlegung in ihrem Kabinett und vermerkt denselben eigenhändig auf den eingegebenen Berichten und Gesuchen." An mehreren Tagen der Woche erteilte sie Audienz. Sie besaß die Gabe, sich das Zutrauen der Menschen zu erwerben, so daß jeder sie befriedigt verließ. Wer zu ihr kam, so berichtet unser Gewährsmann, durfte sein ganzes Herz ihr ausschütten, und selbst wenn er nichts weiter damit erlangte, genoß er wenigstens den Trost, das getan zu haben. „Geradheit und Güte" bezeichnet ihre Schwiegertochter Isabella, Josephs erste Gemahlin, als den Grundzug ihres Charakters.

Neben diesen Lichtseiten standen indes auch mancherlei Schwächen und Fehler. Man warf ihr vor, daß sie zu freigebig war, und daß sogar die Finanzen des Staates darunter litten. Auch wollte man behaupten, daß sie ihrer Umgebung ein zu williges Ohr schenkte und sich beeinflussen ließ. Die Prinzessin Isabella führte diese Schwäche auf Mißtrauen zurück, das Maria Theresia gegen sich selbst hegte. Aus derselben Quelle entsprang nach deren Ansicht auch die Unentschiedenheit, welche die Kaiserin häufig zeigte, und ihre Neigung, sich auch bei solchen Rats zu holen, die sich bei ihr durch falschen Eifer zur Geltung zu bringen wußten. Endlich galt sie auch für bigott. Sie war unduldsam gegen Andersgläubige. Mit Härte verfolgte sie Juden und Protestanten, empfahl sie doch auch ihren Nachfolgern ausdrücklich, nur „wahre katholische Christen" zu ihren Ratgebern zu machen.

Diese Intoleranz ruhte jedoch auf demselben Grunde tiefer Religiosität, wie ihr Glaube, aus dem sie die Kraft zur Erfüllung ihrer Regentenpflichten schöpfte. So sprach sie in ihren Aufzeichnungen es geradezu aus, sie wäre „mit Freuden zu nichts und zu einer Großherzogin von Toskana" geworden, hätte sie geglaubt, daß Gott es also wollte. „Weilen aber", so fuhr sie fort, „er mich zu dieser großen Last der Regierung auserwählet, so habe ich zum Principio gehabt, daß, solang als noch was finden würde zu helfen oder einige Ressourcen vorhanden sein würden, ich solche anwenden wolle, und daß ich dieses zu tun schuldig sei." Erfüllt von zuversichtlichem Gottvertrauen, durchdrungen von der Unanfechtbarkeit ihrer Rechte nahm sie, wie wir sahen, 1740 den Kampf mit Preußen auf. In dem „Bewußtsein ihres Rechtes und ihrer Pflicht" ruhten die Wurzeln

Digitized by Google

ihrer Kraft. Darum wurde sie auch, weil diese Überzeugung in den Wirren zu Anfang und Ende der siebziger Jahre ihr fehlte, an der Politik irre, die Kaiser Joseph und Kaunitz trieben, und sie mußte sie dennoch gewähren lassen, da sie sie nicht daran zu hindern vermochte.

So waren die Zügel der Regierung ihren Händen zum Teil schon entglitten, als 1780, beschleunigt durch eine Erkältung, die sie sich zugezogen, ihr Ende herannahte. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch hatte ihr Leibarzt sie auf den Ernst ihres Zustandes vorbereitet. Standhaft ertrug sie die quälenden Erstickungsanfälle, die sie heimsuchten. Noch am Abend vor ihrem Hinscheiden saß sie, die Arme aufgestützt, um sich zu halten, mit ihren Kindern wie gewöhnlich um einen Tisch. Schweigend sah sie, während des oft stockenden Gespräches, eins nach dem andern an, dann sagte sie dem Kaiser, ihren liebsten Besitz, ihre Kinder, vermache sie ihm. Als sie schläfrig wurde und diese wünschten, sie solle sich ruhen, erwiderte sie: „Ich fürchte mich zu schlafen, denn ich will nicht überfallen werden und will ganz den Tod kommen sehen." Ihren Leibarzt bat sie, ihr die Augen zuzudrücken; „denn das wäre vom Kaiser zuviel gefordert". Am Abend des 29. November sank sie auf ihr Ruhebett. Joseph sagte zu ihr: „Eure Majestät liegen schlecht." „Ja", antwortete sie, „aber gut genug, um zu sterben." Nach wenigen Atemzügen war sie verschieden.

Die Nachwelt hat das Urteil bestätigt, das schon der Kanzler Fürst im Jahre 1755 über ihre künftige historische Stellung gefällt hatte: „Bis in die spätesten Zeiten wird man anerkennen, daß Maria Theresia eine der größten Fürstinnen der Welt war. Das Haus Österreich hat ihresgleichen nicht gehabt."

Digitized by Google

23.

Am Hofe Katharinas II.

Die Aufzeichnungen eines jungen französischen Diplomaten, der fünf Jahre am Hofe der Kaiserin Katharina II. weilte (Un diplomate français à la cour de Cathérine II, 1775—1780. Journal intime du Chevalier de Corberon), liegen uns vor.

Der junge Chevalier de Corberon, einer alten Familie aus der Bourgogne entsprossen, hatte zunächst die militärische Laufbahn eingeschlagen, ohne daß sie ihn zu befriedigen vermochte. Er wandte sich darauf der diplomatischen Tätigkeit zu und war ein Jahr in Kassel gewesen, als ihn Graf Vergennes, der damalige Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs und sein weitläufiger Verwandter, zum Legationssekretär für Petersburg ausersah. Mit den Beratungen und Verhandlungen darüber setzen die Aufzeichnungen am 2. Januar 1775 ein. In Gestalt eines Tagebuchs sind sie meist Tag für Tag, manchmal auch mehrere Tage zusammenfassend, niedergeschrieben und nehmen später die Form von Briefen mit fingierter Adresse an. Im Juni 1775 verließ der junge 27jährige Sekretär mit seinem Chef, dem Marquis Juigné, Paris, um im August in Moskau anzulangen.

Die Tagebücher geben ein bewegtes Bild des Lebens und Treibens zunächst der Pariser, dann aber der russischen Gesellschaft. Corberon selbst ist ein lebenslustiger, fröhlicher und galanter Herr, der sich in diesem Trubel recht wohl fühlt. Wir sehen in ihm einen rührigen Theaterspieler, und er nimmt auch selbst die Feder zur Hand, um sich in Epigrammen oder in epischer Darstellung eines Erlebnisses voll heiterer Laune zu versuchen. Aber Corberon ist noch vielseitiger, ein Freund eifriger Lektüre; er kennt Goethes „Werther", der ihn „durch seine feine Empfindung (sensibilité) und Wahrheit" entzückt

Digitized by Google

und ihm „würdig eines Richardson“, des Vorbildes der empfindsamen Familienromane des Jahrhunderts, erscheint. Die Schriftsteller und Philosophen der Aufklärung sind ihm vertraut, und er ist ihr begeisterter Schüler. Auf der anderen Seite, in eigentümlichem Kontraste, steht er mitten im freimaurerischen Treiben, und es beschäftigt auch ihn das große Problem der Alchimie, die künstliche Herstellung des Goldes.

Mit Leib und Seele hat er sich in die Geselligkeit gestürzt; vor allem sind es Liebesintrigen, die ihn beschäftigen. Er muß in Paris die Angebetete und Auserwählte zurücklassen, deren Heimführung in die Ehe die äußeren Verhältnisse nicht erlauben. In Moskau und dann in Petersburg, wohin er 1776 ging, sind es Damen vom Hofe und der Gesellschaft, die ihn fesseln. Freilich, erklärt er einmal, sei hier der gesellige Verkehr erschwert, „da die Damen sofort von Ehe sprechen und stets denken, man wolle sie heiraten, sobald man ihnen ein liebenswürdiges Wort sage“. Doch er wagt sich kühn in die Gefahr; denn seine Seele hat nach seinem Bekenntnis „ein tatsächliches Bedürfnis nach Anschluß, und ich glaube“, so fährt er fort, „daß die Frauen für meine Existenz notwendig sind. Die ‚Auserwählte‘ wird jedoch nicht vergessen werden; niemals wird, was ich so zärtlich geliebt habe, aus meinem Herzen schwinden.“ Und in Petersburg fand er die Genossin für sein Leben, eine junge Deutsche, Charlotte von Behmer, deren Vater vor kurzem aus preußischem Staatsdienste nach Rußland übergesiedelt war. Aber mit den Liebesintrigen verband er auch politische Absichten, hatte ihm doch Vergennes noch ausdrücklich erklärt, daß er als junger Mensch leicht in der Lage sein werde, „durch Beziehungen mit Frauen wesentliche Dinge zu entdecken“.

Von politischen Geschäften hören wir anfangs wenig. Wie er einmal erzählt, daß er eine Festlichkeit bei Hofe verlassen habe, da sein Vordermann ihm alle Aussicht benahm, so stand er für die erste Zeit völlig im Hintergrund. Die Dinge änderten sich, als im November 1777 Juigné krankheitshalber nach Paris zurückkehrte. Er wurde Geschäftsträger, und bald fielen ihm bedeutende Aufgaben zu, da die französische Regierung sich zu aktiver Politik entschloß, einmal um bestehende Differenzen über die Krim zwischen Russen und Türken durch ihre Vermittlung in Konstantinopel beizulegen, und dann, um in

Digitized by Google

Gemeinschaft mit Rußland den Frieden von Teschen zu vermitteln und so dem Bayerischen Erbfolgekrieg ein Ende zu machen. Mit Geschick entledigte sich Corberon seiner Aufgaben; jedoch den von Frankreich gewünschten Handelsvertrag mit Rußland abzuschließen, war ihm nicht beschieden. Mit der Ankunft des neuen Gesandten, Marquis Vérac, in Petersburg im Juli 1780 war seine Tätigkeit zu Ende, er verließ in erbitterter Stimmung im Oktober Rußland, um einen ihm aufgetragenen Posten am Hofe von Pfalz-Zweibrücken anzutreten und, wie ich kurz anfügen will, nach einjährigem Aufenthalt daselbst, seine diplomatische Laufbahn endgültig zu beschließen. Er fiel in Ungnade und starb 1810.

Wenngleich die erhöhte Arbeitslast, welche die selbständige Vertretung des französischen Hofes ihm auferlegte, ihn seine Aufzeichnungen über diesen bedeutendsten Abschnitt seiner Mission in Rußland sofort unterbrechen ließ und er sie — abgesehen von Januar bis Mai 1779 — erst nach Vérac's Ankunft im Juli 1780 wieder aufnahm, so gibt das „Journal" doch immerhin ein anschauliches Bild von Zuständen und Personen.

Rußland ist ihm schlechthin das Land der Barbarei mit einem dünnen Kulturfirnis, das Land des äußerlichen Scheines. Immer wiederholt Corberon: man denke nur an „Eclat". Wie die Pracht des russischen Hofes den Ankömmling blendet und zunächst gefangennimmt, so besticht der gesellschaftliche Verkehr anfangs durch die Höflichkeit der Formen; aber sie sei doch nur leere Äußerlichkeit, „Etikette", ohne daß der innere Mensch, das Herz beteiligt sei. So gehe gleicherweise die russische Regierung darauf aus, äußerliches Ansehen in der Politik, europäischen Einfluß zu gewinnen, und vernachlässige darüber gröblich die Kulturaufgaben, die im Innern ihr oblägen. „Potemkinsche Dörfer" sieht überall nur der Jünger und Anhänger der Aufklärung, der begeisterte Lobredner Frankreichs, der Corberon nun einmal ist.

So schildert er einmal Land und Leute, gelegentlich eines Ausfluges in die Umgegend von Petersburg: „Es gab da viele Menschen, zahlreiche Kutschen und Volk in Menge. Diese Leibeigenen, diese Muschiks, die das Volk hier vorstellen, bilden einen erstaunlichen Kontrast gegenüber dem kultivierten Teile der Nation. Auf der einen Seite sieht man den Luxus fast von Paris, die weltmännische Art der

Digitized by Google

Leute, die in dieser Hauptstadt leben, ihre Reichtümer; auf der anderen Seite grobe Bauern, die in Trupps tanzen und gemeinschaftlich die Lieder singen, die die Kutscher auf allen Straßen des Reiches anstimmen. Der Fremde staunt über diese hohe Kultur auf der einen, über diese Barbarei auf der anderen Seite. Es scheint, als seien das zwei Völker, zwei verschiedene Nationen auf demselben Grund und Boden: man fühlt sich zur gleichen Zeit im 14. und 18. Jahrhundert." Aber auch diese angebliche „hohe Kultur des 18. Jahrhunderts" macht Corberon ein andermal den Russen streitig: bei genauerer Prüfung zeige sich, daß mit wenigen Ausnahmen der Adel im Grunde sich auch nur äußerlich, durch Kleidung und Putz, von jenen Barbaren unterscheide.

In diesem Lande herrschte nun eine seltsame Frau, Katharina II., nach Peter I. die größte Regentin Rußlands, in deren Fußspuren noch heute die russische Politik wandelt, und in jeder Hinsicht eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten, die je auf einem Fürstenthron gesessen haben. Von der Höhe ihrer Stellung trennte unseren jungen Legationssekretär eine weite Distanz; immerhin hatte er oft genug Gelegenheit, die Kaiserin zu sehen und zu beobachten; er hat über sie allerlei erfahren, freilich auch vieles mit blindem Glauben hingenommen, was in diesem „Land der Intrige" an Klatsch kolportiert wurde, der in Petersburg „wie in einer Provinzialstadt" üppig wucherte. Mehr als einmal hat Vergennes den jungen Korrespondenten, der über die „Aventüren" im kaiserlichen Palais gar zu viel berichtete, ermahnt, ihm die „Anekdoten, mit denen die Niedertracht des Publikums sich gerne nährt", zu ersparen; man könne vieles in der Politik schreiben, ohne die in Frage kommenden Persönlichkeiten, auch wenn sie es erführen, zu verletzen, aber dafür müsse man „vor den Privatgemächern der Fürsten und dem Boudoir der Fürstinnen haltmachen".

Über den äußeren Eindruck, den Corberon von Katharina gewann, als er sie zum ersten Male sah, verzeichnet er: „Die Fürstin hat das größte Air, und auf ihrem Gesicht sieht man Adel mit Liebenswürdigkeit gepaart." Von ihrer Güte weiß er mancherlei Züge zu berichten. Aber dann nennt er als die beiden Triebfedern ihres Handelns Vergnügungssucht und Eigenliebe. Sie sei eine große Komödiantin, fromm, hingebend, stolz, voll Hoheit, liebenswürdig, aber im Grunde stets sie

Digitized by Google

selber: sie handele nur, wie ihre Interessen es erheischten. Ein andermal wirft er ihr vor, was er an den Russen im allgemeinen tadelt, das Streben nach dem äußeren Eindruck: nicht als ob sie eine schlechte Regentin sei, aber sie wünsche, lieber in Europa mit einem wenngleich vorübergehenden Ansehen zu herrschen, als in ihrem Lande durch stille Kulturarbeit sich einen gediegenen Namen zu schaffen.

In einem Berichte an seine Regierung faßt er 1778 seine Beobachtungen über Katharina dahin zusammen: „Diese Staunen erregende Fürstin, die nacheinander Gesetze gibt, Krieg führt, aber stets Frau bleibt, bietet die unerhörte und widersprechende Vereinigung von Mut und Schwäche, von Kenntnissen und Inkapazität, von Festigkeit und Unentschlossenheit. Abwechselnd in den äußersten Extremen sich bewegend, zeigt sie tausend verschiedene Gesichter dem aufmerksamen Beobachter, der umsonst versucht, sie unter ihrem wahren Gesichte zu erfassen, und der nach unnützen Klügeleien, weil er nicht weiß, was mit ihr anfangen, damit endet, sie unter die Zahl der ersten Komödiantinnen zu setzen, da er einen Platz für sie unter den großen Fürstinnen nicht finden kann."

Über das Verhältnis von Mutter und Sohn erfahren wir nichts außer einigen Klatschgeschichten entlassener Diener oder der gelegentlichen Erwähnung von Projekten, den Großfürsten Paul von der Thronfolge auszuschließen. Der erste äußere Eindruck, den Corberon von ihm bekam, ist nicht ungünstig; er schreibt: „Der Großfürst ist klein und zierlich, hat ein ziemlich hübsches Gesicht. Seine Haltung ist kindlich, und er hat noch das Äußere eines jungen Mannes, der sich nach den Lehren seines Tanzmeisters gut halten will." Auch über seine Stellung zu seiner ersten Gemahlin, die er nach kurzer Ehe verlor, hören wir sympathische Züge; „es gibt nichts so Ehrenhaftes wie dieses junge Paar", schreibt Corberon einmal; dann berichtet er nach Mitteilungen einer Augenzeugin über das herzliche Verhältnis der beiden zueinander. Doch eine gänzliche und vollständige Änderung trat ein, als die Großfürstin kaum gestorben war, als schleichende Gerüchte, die sofort geschäftig auftauchten, das Andenken an die Tote vergifteten und Paul von seiner neuen Brautfahrt aus Berlin zurückkehrte; so wollte Corberon wenigstens aus der Wandlung seines äußeren Wesens schließen, das alle Natürlichkeit eingebüßt hätte. Er verspricht sich von dem Großfürsten nur einen künftigen „mäßigen Herrscher": kleinliche Art und

Digitized by Google

Mangel an seelischem Schwung fallen ihm besonders auf. Ein andermal äußert er, in ihm werde ein neuer Peter III. erstehen. „Schwach und charakterlos", so glaubt er, sein Urteil schließlich präzisieren zu müssen.

Aus alledem geht hervor, daß der Großfürst zu Katharinas Lebzeiten keinen Einfluß auf die Regierung ausübte. Einen desto größeren Spielraum gewährte sie ihren Günstlingen. Die bedeutendsten unter ihnen waren zweifellos Gregor Orlow und Potemkin. An einzelnen kleinen Mitteilungen, die Corberon hier und da gibt, können wir verfolgen, wie beide Männer um den Platz an Katharinas Seite ringen, bis dann Orlow unterliegt.

Corberon erzählt uns sein Aufsteigen, so wie er es von einem Hausgenossen Orlows gehört hatte, und seinen Fall. Es war im letzten Jahre der Regierung Elisabeths, da habe Orlow, dem Hofe gegenüber wohnend, Katharina dort einsam und verlassen gesehen und von seinem Fenster aus beobachtet. Sie habe ihn bemerkt und ihrerseits wahrgenommen, daß er jung und schön war. Durch Vermittlung eines Kammerdieners und einer Kammerfrau sei die Intrige gesponnen und geführt. Da habe Orlow ihr geschworen, er werde sie auf den Thron setzen, und sein und seiner Brüder Werk sei die Ermordung Peters III. gewesen; Katharina habe seinen Tod nie beabsichtigt und erst nach vollzogener Tatsache davon erfahren. Der alte Großkanzler Bestushew, 1758 verbannt und jetzt von ihr zurückberufen, habe zu einer Heirat geraten, da das Ansehen einer Frau zum Regiment in Rußland nicht ausreiche, und die Wahl Gregor Orlows empfohlen. Schon sei alles vollständig bereit gewesen, da habe eine einzige Unterredung mit dem Kanzler Woronzow, einem Gegner der Heirat, genügt, diesen Plan zu Fall zu bringen. So wenigstens behauptet Corberons Gewährsmann, dem bei Ausführung des Projektes selbst eine Rolle zugedacht war.

Und eine andere Heirat war es, die seinen Sturz besiegelte. Er heiratete eine Cousine. Drastisch ist die Art, wie er es der Kaiserin mitgeteilt haben soll: sie erzählte ihm eines Morgens, daß sie in der Nacht dies und das geträumt habe, und auf ihre Frage erwiderte er: „Und mir hat geträumt, daß ich verheiratet wäre."

Zweifellos hat zu seinem Sturz mehr beigetragen, daß er die Kaiserin, wie versichert wird, keineswegs immer gut behandelte, ja sie

Digitized by Google

sogar, was indessen nur mit Vorsicht aufzunehmen ist, mißhandelt haben soll. Daß er ihr gegenüber zum mindesten Festigkeit bewiesen hat, zeigt eine Episode, die Corberon mitteilt. Es handelte sich um eine Fürsprache für ihn selbst, die der Kaiserin nicht genehm war. Als Orlow zu ihr davon begann, wandte sie sich ab, um mit einem anderen zu plaudern; darauf habe jener sie kühl und aufmerksam angesehen und von neuem das mißliebige Thema angeschlagen, bis sie endlich nachgab.

Interessant ist die Schilderung des Franzosen von seinem Dankesbesuche, den er darauf Orlow abstattete: „Ich trat in ein Kabinett dicht voll Menschen; man erwartete das Lever des Fürsten. Wahrlich, das war eine Cour, von der man in unseren europäischen Ländern keinen Begriff hat. Unsere Fürsten von Geblüt, unsere Minister empfangen in vollständiger Toilette und erteilen Audienz mit einer gewissen Rücksicht, die man stets dem Publikum schuldet. Hier ist von den asiatischen Sitten noch die Lässigkeit des orientalischen Despotismus zurückgeblieben ... Der Fürst kam aus seinem Zimmer und betrat das Kabinett, wo wir waren, im Schlafrock, mit ungekämmtem Haar und mit einer langen Pfeife im Munde. Man bildete einen Kreis um ihn, jeder machte seine Verbeugung, und ich trat vor, machte ihm die meine und sagte ihm, daß ich mehrere Male gekommen sei, ohne ihn zu treffen. Er unterbrach mich, als ich ihm dankte, ergriff meine Hand, um mir zu erklären, daß er mit Freuden meinen Wunsch erfüllt habe, und daß er in allem mir zu Diensten stehe, wo ich ihn gebrauchen könne. Er setzte sich in einen Lehnsessel, ließ sich die Haare wickeln, rauchte und setzte die Unterhaltung fort."

Sein Gesamturteil über Orlow gibt Corberon in diesem Zusammenhange dahin ab: „Dieser Mann ist freimütig, rechtschaffen und ehrenhaft; seine Festigkeit hat sich noch nie verleugnet, er hat Charakter. Wenn er damit Kenntnis des Staatswesens und die feste Haltung verbände, die diese Stellung erfordert, so würde er ein großer Minister, er würde Rußlands Erretter sein."

Sein Widerpart, dem er weichen mußte, war Fürst Potemkin. In einer ungeschlachten Riesengestalt barg dieser Mann große geistige Fähigkeiten, ohne daß er sie jedoch nach Corberons Ausspruch ausgenutzt hätte. Mit orientalischer Weichlichkeit vereinigte „der Großwesir Rußlands" russische Trägheit. Sein Hochmut, den er vor jedermann, selbst vor der Kaiserin zeigte, machte ihn allgemein verhaßt;

Digitized by Google

hören wir doch, daß er die Generale, die zum Lever ihm ihre Aufwartung machten, nicht ansprach und nicht einmal grüßte. Und trotz allem kann Corberon nicht umhin, das Genie dieses außerordentlichen und einzig dastehenden Mannes zu bewundern.

In offenem und geheimem Gegensatz zu diesen beiden Günstlingen der Kaiserin stand nun Graf Panin, der Premierminister und Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Corberon malt ihn uns in dunkeln Farben als einen bequemen, vergnügungssüchtigen und im Verkehr auch wohl recht liebenswürdigen Herrn, dem es schwer falle, nein zu sagen, auf dessen Versprechungen aber nicht zu bauen sei. „Papa Panin", dieser Ausdruck begegnet uns des öfteren in den Aufzeichnungen: „Papa, der wunderbar den großen Herrn zu spielen und in vielen Worten nichts zu sagen versteht." Dann heißt er auch wohl einmal „der alte Fuchs". Nicht mehr als eine Stunde arbeite er täglich, behauptet von ihm ein fremder Diplomat, während Corberon seinen Tageslauf folgendermaßen schildert: „Er erhebt sich sehr spät, unterhält sich damit, Bilder und neue Bücher zu besehen, macht seine Toilette, erteilt Audienz, speist zu Mittag, er spielt hernach oder schläft, sieht wieder Gesellschaft bei sich und spielt von neuem, soupiert und begibt sich sehr spät zur Ruhe." Eine Charakteristik, die von dritter Seite in den Satz zusammengefaßt wird: „Schlafen, Essen und Weiber, das waren seine Staatsgeschäfte."

Es würde zu weit führen, aus der Fülle der Persönlichkeiten, die Corberon begegneten, noch mehr herauszugreifen; wir begnügen uns, auf die hervorragendsten hingewiesen zu haben und als kurzen Rückblick noch die Skizze zu einer Denkschrift vorzulegen, in der er dem Minister Vergennes das Ergebnis seiner Beobachtungen über Rußland unterbreiten wollte. „Inmitten dieses ungeheuren Staates sehe ich nur", so schreibt er, „eine Herrscherin, eine Frau, die zwar über ihrem Geschlechte steht, aber unverdienten Ruhm genießt; schwache Minister, kriecherisch und ohne Genie; ein Volk aus Leibeigenen bestehend, ohne Charakter und Energie; große Entwürfe voll Ehrgeiz und schlechte Pläne, um sie auszuführen und ihnen Bestand zu geben. Richte ich meine Blicke auf die Zukunft, so sehe ich einen schwachen Thronfolger ohne Charakter noch Genie, ohne den Schwung und das Feuer der Seele, durch welche die starken Leidenschaften und die großen Talente hervorgebracht werden. Ein oberflächlicher Geist, geleitet von Eigen-

Digitized by Google

liebe, wird ihn seine Leute ebenso schlecht auswählen lassen, wie er sein Vertrauen an falscher Stelle schenkt und seine Absichten auf den Thron kundgibt. Ferner aber, wie sollte er auch geschickte Minister, aufgeklärte Menschen finden können? Eitle junge Leute, die Müßiggang treiben und unwissend sind, versprechen nicht, dereinst tüchtige und wertvolle Untertanen zu werden. Einige Geistesblitze, einige oberflächliche Kenntnisse können in der Gesellschaft einen Fremden täuschen, der schnell durch sie hindurchgeht. Kein Zug von Kraft und Genie, kein entschiedenes Handeln, kein energischer und ausgesprochener Geschmack, kein ausdauerndes und folgerichtiges Benehmen begegnet uns: das sind Leute, die schöne Manschetten tragen und kein Hemd anhaben."

So übertrieben und einseitig zweifellos Corberons Schilderungen sind, so viel steht fest, daß der Geschäftsgang in Rußland oft übermäßig langsam war, daß der Gegensatz zwischen Günstling und Minister verderblich wirkte und die Staatsmaschine unter großen Reibungen litt, ja daß sie stillstand und alle Geschäfte liegen blieben, sobald, um Corberons Ausdruck zu gebrauchen, ein „Interregnum" eintrat und es sich nach dem Fall des alten um die Wahl eines neuen Günstlings handelte. Wenn er ferner aber meint, die Erhaltung des russischen Staatskörpers dem Zufall und dem eigenen Schwergewichte zuschreiben zu müssen, wenn er sie auffaßt als Folge der „besonderen himmlischen Gnade", die ihn auch einen „besonderen Gott" annehmen läßt, den „die Russen gleich den Kindern" hätten, und sie als Folge des „unerhörten Glückes der Kaiserin" bezeichnet, so heißt das, die Persönlichkeit Katharinas viel zu gering einschätzen. Wir sahen ja schon, daß er „einen Platz für sie unter den großen Fürstinnen nicht finden kann". Zweifellos trifft Kaiser Joseph II. weit mehr das Richtige, wenn er, gelegentlich seines Aufenthaltes in Petersburg 1780, von ihr sagt: „Sie ist eine bewundernswerte Fürstin, sie hat Charakter und weiß wohl, was sie tut. Trotz der Zeit, die sie dem Vergnügen opfert, und des Einflusses, den sie ihren Günstlingen scheinbar gewährt, ist sie fleißig und handelt nur aus sich selbst."

Digitized by Google

24.

Polen am Vorabend seines Unterganges.

Das letzte Ziel der großen polnischen Bewegung in unseren Tagen, der Gedanke der Wiederherstellung des alten polnischen Reiches gehört nicht erst einer jungen Vergangenheit an; seit dem Untergange Polens ist er lebendig gewesen. Napoleon I. verwirklichte die Hoffnungen, welche die Polen auf ihn setzten, nicht; dem von ihm geschaffenen Großherzogtum Warschau machte der Wiener Kongreß ein schnelles Ende. Scheiterten auch die Aufstände von 1830/32, 48 und 63, der Gedanke lebte weiter. Merkwürdiges Schicksal! Zu derselben Zeit, da mit der Französischen Revolution der Nationalitätsgedanke, der das 19. Jahrhundert ganz beherrschen sollte, sieghaft zum Durchbruch kam, vollzog sich der Untergang des einst so mächtigen Reiches. Mit der dritten Teilung 1795 hörte Polen auf, ein selbständiger freier Staat zu sein. Wir wollen die Zustände und Ereignisse schildern, die die Katastrophe vorbereiteten, die Persönlichkeiten, deren Händen das Geschick des Reiches anvertraut war, da sie doch im Grunde erst ein tieferes Verständnis ermöglichen.

Der letzte entscheidende Wendepunkt in der Geschichte Polens vor den Teilungen ist der Tod König Augusts III. am 5. Oktober 1763. Die Frage, wer ihm folgen sollte, schien ähnlich wie 1733 bei dem Hinscheiden seines Vorgängers zu europäischen Verwicklungen zu führen. Jedoch da Österreich, von den Drangsalen des Siebenjährigen Krieges erschöpft, sich zuletzt mit unbedeutenden diplomatischen Schritten begnügte, Frankreich sich auf Umtriebe an der Pforte beschränkte und Sachsen ohne tatkräftigen Bundesgenossen nichts auszurichten vermochte, so hatte die russische Kaiserin Katharina II., von Preußen wirksam unterstützt, leichtes Spiel, ihren Kandidaten auf

Digitized by Google

den Thron zu setzen. Am 7. September 1764 wurde auf dem Wahlfelde bei Warschau ihr früherer Günstling Stanislaus Poniatowski zum König gewählt.

Von den Fähigkeiten des neuen Herrschers hing mehr als je die Zukunft des Reiches ab; denn die Verhältnisse in Polen waren in sozialer, politischer und religiöser Beziehung trostlos. Da der eigentliche Mittelstand gänzlich fehlte, standen unbegrenzter Reichtum und bitterste Armut sich schroff gegenüber, so daß ein Zeitgenosse den Zustand treffend charakterisiert: „Der gesellschaftliche Körper der Polen ist eine Mißgeburt, die lauter Köpfe und Magen, aber keine Arme und Beine hat.“ Noch schlimmer fast sah es um die Verfassung aus: solange das Liberum veto und das Konföderationsrecht bestanden, d. h. solange jeder Landbote durch seinen Einspruch den Reichstag sprengen und der Adel zur Durchsetzung seiner Forderungen sich verbünden konnte, blieb jede Reform unmöglich. Dazu kam endlich die innere religiöse Spaltung der Nation; die Römisch-Katholischen hatten alle Andersgläubigen, die Evangelischen sowohl wie die Griechisch-Katholischen, die unter dem Namen der „Dissidenten“ zusammengefaßt wurden, von allen Rechten ausgeschlossen. Fast ein Jahr hatte das Interregnum gedauert. In den wild entfesselten Sturm der politischen Leidenschaften tönte lauter Waffenlärm. Ein Teil des Adels hatte zum Schwerte gegriffen. Zum Schutze der „Freiheit“, zur Wiederherstellung der Ruhe waren die Russen herbeigerufen worden. Jetzt wandten sich auch die Dissidenten an Katharina mit der flehentlichen Bitte, ihnen Recht zu schaffen. Die Ergebnisse der Reichstage blieben zunächst rein negativ. Der Abschaffung des Liberum veto setzte die Zarin ein nachdrückliches Nein entgegen. Als Stanislaus es erfuhr, brach er in Tränen aus — und versprach, sich zu fügen. Ein wilder Lärm erhob sich, sobald der Primas von den Forderungen der Dissidenten zu reden begann. „Fast hätten sie den Primas“, berichtete Stanislaus an Katharina, „in meiner Gegenwart getötet.“ Der russische Gesandte, Fürst Repnin, erhielt darauf Weisung, mit Anwendung von Waffengewalt zu drohen. Diese Befehle seien, so schrieb der König seinem Gesandten in Petersburg, ein Donnerschlag für das Land und für ihn persönlich. Er verglich die Krone, die Katharina ihm geschenkt hatte, mit dem Gewande des Nessus. Als dennoch den Dissidenten nicht mehr als Duldung bewilligt wurde, griffen die

Digitized by Google

Russen zum äußersten Mittel und organisierten die Generalkonföderation von Radom: Anfang Juni 1767 traten 187 Marschälle von Einzelkonföderationen und rund 80000 Dissidenten daselbst zusammen; niemals, so heißt es, sei eine Konföderation so zahlreich gewesen. Die religiöse Bewegung ergriff alle Gemüter. An die Spitze der Gegner, der Römisch-Katholischen, stellte sich der Bischof Soltyk von Krakau. Mit flammenden Worten forderte er zum Schutz des heiligen Glaubens, zum Kampf gegen die Dissidenten, zur Verteidigung der Grundrechte und der Freiheit Polens auf. Um noch stärker die Geister anzufeuern, mischte sich der Papst hinein und erließ gegen die Dissidenten und deren Rechte ein Rundschreiben an die Bischöfe. Auf einer Abschrift desselben, die Repnin nach Petersburg sandte, lesen wir die Worte: „Wie versteht sich der Papst so gut aufs Märchenerzählen!" Der Erfolg war für die Russen; der neue Reichstag, der im November 1767 zusammentrat, sprach die ersehnte politische Gleichberechtigung aus: die Dissidentenfrage schien gelöst.

Noch hatten nicht alle Senatoren Warschau verlassen, da lief bereits die Kunde von neuen Unruhen aus Podolien ein. Schon in den letzten Tagen des Februar 1768 hatten sich dort Haufen zusammengerottet; das Städtchen Bar war der Mittelpunkt. Ein fanatischer Mönch, mit dem Kreuz in den Händen, predigte, man müsse sich gegen die Dissidenten verbünden; „für Freiheit und Glauben!" so tönte der Ruf. Bald loderte die Flamme in Galizien auf; Bauern, streifendes Gesindel, geworbenes Volk, alles scharte sich zusammen. Mord und Brand zeichneten ihren Weg. So ließ ein Führer der Konföderierten, was ihm zu Fuß begegnete, ob Jude oder Bettler, oder was es war, am nächsten Baum aufknüpfen, so daß nach dem Bericht von Zeitgenossen die Russen keines Führers bedurften, um die Konföderierten zu finden. Die Staatsgelder wurden mit Beschlag belegt; bald mangelte es an dem Nötigen, um den Sold für die Krontruppen zu bestreiten; auch sie fingen an zu murren und gingen in Scharen zu den Konföderierten über. Weiter und weiter zehrte der Brand, bald stand ganz Polen wie in einer einzigen Verschwörung. Teilten auch viele Adelige nicht diese Gesinnung, so blieb ihnen zuletzt doch nichts übrig, als sich stillschweigend zu fügen. Von anderer Seite hören wir, daß gerade die Magnaten den Aufruhr begünstigten, wenn sie sich auch selbst scheinbar zurückhielten. Um die Verwirrung

Digitized by Google

zu steigern, kam noch — man sagt, daß Rußland dabei die Hand im Spiel hatte — ein Einfall von Kosaken aus der Ukraine hinzu, denen sich mordend und sengend Bauern anschlossen; in wenigen Tagen wuchs ihre Zahl auf 20 000. Alles ohne Unterschied ward niedergemacht. Da sah man an den Bäumen einen Polen, einen Juden und einen Hund nebeneinander hängen und dabei die Inschrift: „Pole, Jude und Hund tun denselben Glauben kund!"

„Für Freiheit und Glauben!" so lautete die Losung, die ausgegeben war. Mit harter Gewalt hatten die Russen die Beschlüsse des letzten Reichstages, die für alle Zeit die Verfassung regeln und die Dissidentenfrage lösen sollten, durchgesetzt, sie in einem Vertrage mit Polen niedergelegt und zugleich für sie die Bürgschaft übernommen. So war die Konföderation von Bar mit den übrigen, die sich allerorten bildeten, nichts anderes als ein Protest gegen den letzten Reichstag und eine Absage an Rußland. Doch die Russen ließen sich nicht einschüchtern. Wie mit Waffengewalt alle ihre Erfolge in Polen errungen waren, mit Waffengewalt wollten sie diese behaupten. Solange die Reichstage dauerten, glich die Umgebung Warschaus einem Feldlager. Drohend blickten die Mündungen der russischen Kanonen auf die Stadt, und drohend blitzten rings die russischen Bajonette. Noch auf dem letzten Reichstag waren die lautesten Schreier verhaftet worden; einer, der Bischof Soltyk, wurde sogar aus dem Bette geholt; in der Schloßkapelle von Krakau ist auf einem Relief die Szene lebendig dargestellt, wie Kosaken den Wagen, der die Gefangenen fortführt, geleiten. Als nun die Nachrichten von den Konföderationen in Warschau einliefen, berief Fürst Repnin die noch anwesenden Senatoren zu einer Sitzung zusammen, um durch sie kurzerhand die Bitte an Rußland um Hilfe beschließen zu lassen. Mit schneidendem Hohn erklärte er ihnen, als er seine Absicht ihnen eröffnete, er werde aus ihren Beschlüssen ersehen, wer unter ihnen „Russe" und wer „Tatare" sei. So blieben denn, auf „Ansuchen" des Königs und der Republik, die russischen Truppen in Polen. Es begann ein aufreibender Kleinkrieg. Die Russen, an Zahl zu gering, waren zu den anstrengendsten Märschen genötigt, schlugen die eine Konföderation, verfolgten diese, zerstreuten jene, ohne doch eigentlich entscheidende Erfolge zu erringen. Die Konföderierten ihrerseits suchten den Russen alle Lebensmittel abzuschneiden, ihnen zu schaden, wo sie nur konnten, und so oft sie

Digitized by Google

geschlagen wurden, bildeten sich wiederum neue Konföderationen, so daß man sie schon damals treffend mit den Köpfen der Hydra verglich. Keine der beiden Parteien gewann die Oberhand, das Ende der Wirren schien unabsehbar. Da trat ein Ereignis ein, das den Dingen eine ganz neue Wendung gab. Russische Truppen waren bei der Verfolgung flüchtiger Konföderierter auf türkisches Gebiet gedrungen. Als dieser ersten aber weitere Grenzverletzungen folgten, kam es zunächst zu scharfen Auseinandersetzungen mit den Türken, darauf zum Bruch. Am 6. Oktober 1768 beschied der Großwesir den russischen Gesandten zur Audienz und stellte die bestimmte Forderung, daß die russischen Truppen unverzüglich Polen räumen sollten. Nachdem der Gesandte mehrfach ausweichend geantwortet hatte, ließ ihn der Großwesir in Haft abführen.

Damit war der Krieg unvermeidlich. Ging es jetzt, Pole und Türke Schulter an Schulter, gegen den gemeinsamen Feind? Wenn dieses nun nicht geschehen ist, wenn Polen den Kleinkrieg gegen Rußland fortsetzte, ohne sich zu großer, vielleicht rettender Tat aufzuraffen, so lag das an der unseligen Verrottung der Verhältnisse und vor allem an dem Mangel einer großen Persönlichkeit. „C'est un bon homme!“ so charakterisiert Friedrich der Große einmal Stanislaus. Und dieser sagt auch selber, in einer noch vor der Thronbesteigung entworfenen Charakteristik, u. a. von sich: „Mich zu rächen, würde ich, selbst wenn ich in der ersten Aufwallung daran dächte, schwerlich durchführen; mein Mitleid, glaube ich, würde mächtiger sein. Ich verzeihe oft ebensosehr aus einer Art von Schwäche als aus wahrer Großherzigkeit, und ich fürchte, daß derselbe Grund auch künftig mich verhindern wird, viele meiner Vorhaben auszuführen.“ Katharina sah denn auch in Stanislaus nichts anders als ein Werkzeug für ihre Pläne. In dieser Absicht hatte sie ihm, um seine Königswahl zu sichern, die Heirat mit der Tochter eines Hauptgegners empfohlen. Er sucht sich in einem Briefe, den er an sie richtet, dagegen zu wehren und beschwört wehmütig die trauten Beziehungen vergangener Zeit herauf: „Ich habe Sie mit der aufrichtigsten Liebe, die es vielleicht jemals gegeben, geliebt, habe Sie sicher einzig geliebt um Ihrer selbst willen. Sie wissen, daß ich in Ihrem Rang stets weit mehr ein Unglück für mich erblickte, als daß er erhöhte Anziehungskraft auf mich ausgeübt hätte, und ich habe, ach! geahnt,

Digitized by Google

daß Ihre Erhebung auf den Thron der Anfang meiner Ungnade sein würde. Von jeder anderen Frau hätte ich es für möglich gehalten, daß sie sich ändere, aber Sie, Sie? und, o mein Gott, warum? Jedoch ich verirre mich, mein Herz reißt mich fort, und Sie wollen es nicht mehr hören." Noch zwei ähnliche Briefe folgten, sie blieben alle, wie es scheint, ohne Antwort, der letzte sogar ungelesen. Zwar ließ Katharina zunächst ihren Vorschlag fallen, kam indessen später wiederum darauf zurück. Als der russisch-türkische Krieg hereinbrach, beschränkte sich Stanislaus auf die traurige Rolle des müßigen Zuschauers. Wohl fragte König Friedrich einmal, ob er sich nicht als Führer an die Spitze eines Heeres setzen würde; der preußische Gesandte berichtete darauf verneinend: Stanislaus traue sich die Fähigkeit nicht zu; aber selbst wenn er es täte, so würden die eigenen Truppen sofort gegen ihn rebellieren und sich für die Konföderierten erklären.

In diesem zweiten Grunde, den der Gesandte anführte, liegt ein weiterer Umstand, der die Katastrophe von Stanislaus und von Polen erklärt. Der Widerwille der Nation, der sich bis zum blinden Haß gegen ihn steigerte, die Mißgunst des Adels, der ihm die Krone nicht gönnte und sich nicht unterwerfen wollte, begleitete ihn von Anfang an. Als der Vater des Dichters Niemcewicz von der Wahl, der er als Landbote beigewohnt hatte, nach Hause kam und vergnügt äußerte: „Endlich haben wir einen Piasten zum König"; als der Sohn fragte, was ein Piast sei, und der Vater antwortete, das sei ein aus dem eigenen Volke gewählter König, „der unter uns wohnen wird, der uns versteht, und den wir verstehen werden", — da unterbrach ihn die Großmutter: „Ich weiß nicht, warum es uns mit diesem besser gehen soll. Wer wird den Herrn Poniatowski, den Truchseß von Litauen, als einen rechten König achten und ehren? Unsere großen Herren werden auf ihm reiten, wie die Krähen auf den Schafen." Man sprach es geradezu aus, die Nation wolle sich eher in Stücke hauen lassen, als von einem ihresgleichen beherrscht werden. Oder man äußerte: „Lassen wir es jetzt zu, daß er König wird, aber denken wir sofort daran, wie wir ihn wieder vom Thron stoßen können." So nimmt es nicht wunder, wenn König Friedrich in einem Streit, den er mit Danzig hatte, erklärte, eher werde er mit hundert preußischen Husaren dort seinen Willen durchsetzen als Stanislaus, der seine Forderungen unterstützte, mit allen Befehlen und Verordnungen.

Digitized by Google

Aber auch unter den Magnaten fand sich kein einziger, der wahrhaft bedeutend gewesen wäre und dem Lande den Führer hätte ersetzen können. Unselige Zwietracht auch hier oder persönliche Unfähigkeit. Die Fürsten Czartoryski, die Oheime des Königs, wagten nicht offen gegen Rußland Stellung zu nehmen. Der Krongroßfeldherr Johann Klemens Branicki war zu alt, um noch eine große Rolle zu spielen. Zu den Ersten des Landes gehörte Fürst Karl Radziwill. Ein wechselvolles Schicksal zeichnete ihn aus: er hatte 1764 vor den Russen als Besiegter aus dem Lande weichen müssen, war geächtet, seine Güter waren eingezogen worden; drei Jahre später kehrte er zurück, von den Russen gerufen und an die Spitze der Dissidentenkonföderation von Radom gestellt. Jetzt suchten ihn die Römisch-Katholischen auf ihre Seite zu ziehen. Ein gleichzeitiger Bericht schildert sein Verhalten: „Solange er nüchtern ist, leistet er ziemlichen Widerstand. Aber seine Zerknirschung wächst mit jedem Glas, das er trinkt, und steigert sich zur Verzweiflung, wenn er trunken ist; alsdann wettert er gegen alles, was geschehen ist, und will lieber alles aufopfern als ruhig bleiben." Von ihm und den übrigen angesehensten Führern der Polen entwirft ein anderer Zeitgenosse folgendes Bild: „Der Graf von Pac, der Generalmarschall der Konföderation von Bar, liebte die Vergnügungen; er war sehr liebenswürdig und leichtsinnig. Er hatte mehr Ehrgeiz als Macht, mehr Kühnheit als Mut. Er besaß Beredsamkeit, ein in Polen wegen der Übung auf den Reichstagen sehr gewöhnliches Verdienst. Der einzige Mann von Kopf war der Großsekretär der litauischen Konföderation, Bohucz. Der Fürst Radziwill war ein dummer Kerl, aber der vornehmste Herr in ganz Polen. Der Graf Zamoyski, ein Bruder des Großkanzlers, war ein schwacher, sehr einfältiger, aber sehr ehrlicher alter Mann. Pulawski, der Sekretär der Konföderation von Bar, war ein tüchtiger und unternehmender Anführer, aber ein Freund der Unabhängigkeit, unbeständig in seinen Entschlüssen, nicht imstande, sich an irgendeine Autorität oder einen festen Plan zu binden, unwissend in der Kriegskunde, aufgeblasen durch einige unbedeutende Unternehmungen, die von seinen Landsleuten, die gern übertrieben, über die Taten Johann Sobieskis erhoben wurden." Als endlich in Kosciuszko eine bedeutende Persönlichkeit erschien und sich zum letzten Kampfe an die Spitze der Nation stellte, war es zu spät.

Digitized by Google

So stand in dem Augenblick, da der Ausbruch des Krieges zwischen Russen und Türken sich entschied, auch fest, daß in jedem Falle Polen die Kosten zu tragen haben würde. Der Gedanke einer Teilung Polens war nicht neu. Schon länger als ein Jahrhundert war er erörtert worden, und in den zahlreichen Denkschriften, die die politischen Abenteurer des 18. Jahrhunderts — ihre Zahl war nicht gering — verfaßten, kehrte auch dieser Plan immer wieder. Vollends aber, als 1763 die Thronfrage in Polen von neuem aufgerollt wurde, als im Folgejahr das preußisch-russische Trutzbündnis zum Abschluß kam, wollten die Stimmen nicht still werden, die dem Bündnis Eroberungsgedanken unterlegten, wie oft auch Preußen und Rußland sich dagegen verwahrten. Vier Nachbarn aber, so sprach es jetzt ein türkischer Großer aus, warteten, von denen jeder sein Stück haben wollte. Es kam nun darauf an, wer zuerst den Gedanken in die Tat umsetzen, wer den Stein ins Rollen bringen würde.

Fast noch ein Menschenleben hat es gedauert, bis mit der dritten Teilung das letzte Stück des freien Polens niederbrach, nach mancherlei Kämpfen und Stürmen. Doch schon in dem Augenblicke, da Stanislaus Poniatowski zum König gewählt wurde, setzt die Katastrophe ein: aus dem Getümmel der Wahl heraus erklingt bereits leise und bang das Sterbeglöcklein, das die beginnende Auflösung des polnischen Reiches verkündet.

Druck von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Digitized by Google

Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha.

Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen.

Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen
Ernst Ahasverus Heinrich von Lehndorff,
Kammerherrn der Königin Elisabeth Christine von Preußen.

Von

Karl Eduard Schmidt-Lötzen.

Preis: broschiert ℳ 10.—; gebunden ℳ 12.—.

Unter den Hohenzollern.

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer.

Allen deutschen Patrioten gewidmet von

Gneomar Ernst von Natzmer.

4 Bände. Preis: broschiert ℳ 10.—.

Die Anschauungen der Franzosen über die geistige Kultur der Deutschen im Verlaufe des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Von

K. Weidenkaff.

Preis: broschiert ℳ 1.20.

Digitized by Google

Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha.

Zur altpreußischen Geschichte.

Aufsätze und Vorträge von **K. Lohmeyer.**

M 6.—.

Der Feldzug der Kaiserlichen unter Souches nach Pommern im Jahre 1659.

Von **H. Klaje.**

Mit 1 Karte. *M* 3.60.

Geschichte von Pommern.

Von **M. Wehrmann.**

2 Bände. *M* 12.—.

Geschichte Schlesiens.

Von **C. Grünhagen.**

2 Bände. *M* 16.—.

Geschichte des ersten schlesischen Krieges.

Nach archivalischen Quellen dargestellt von **C. Grünhagen.**

2 Bände. *M* 5.—.

Digitized by Google

EAST WIEG'S DANN WAG'S

This book should be returne
the Library on or before the last
stamped below.
A fine of five cents a day is incu
by retaining it beyond the spec
time.
Please return promptly.

~~SEP 7 1932~~

NOV 7 1977

CANCELLED

Digitized by Google

Digitized by Google